

ARNO STROBEL

DER SARG



Psychothriller



Arno Strobel

Der Sarg

Psychothriller



Fischer
e-books

In der Brust eines
jeden Menschen
schläft ein entsetzlicher
Keim von Wahnsinn.

Ringt mittelst aller
heiteren und tätigen Kräfte,
daß er nie erwache!

Ernst Freiherr von Feuchtersleben

Für dich

Eva erwachte in vollkommener Dunkelheit. Ihr träges Bewusstsein tastete sich vor, versuchte sich zu orientieren. Sie konnte nicht einordnen, was diese Schwärze zu bedeuten hatte. Einen Moment lang überlegte sie, ob sie vielleicht die Augen noch gar nicht geöffnet hatte, und blinzelte zwei-, dreimal, doch die schwarze Wand blieb undurchdringbar.

In ihrem Schlafzimmer gab es einige Stellen, an denen sich ihr Blick festhalten konnte, wenn sie nachts aufwachte. Das grün schimmernde Display des Radioweckers oder der schwache Lichtschimmer, der sich durch das Fenster drückte wie durch ein engmaschiges Sieb, um sich dann als leicht phosphoreszierender Staub auf die Konturen ihrer Kommode zu legen. Sie waren wichtig, diese Punkte. Sie waren beruhigend. Sie fehlten.

Oder waren sie da, und sie konnte sie nicht sehen, weil etwas mit ihren Augen nicht stimmte? Ihr Atem beschleunigte sich, in kurzen, schnaufenden Zügen sog sie die Luft durch den geöffneten Mund ein. Stickige Luft. Warme, verbrauchte Luft.

Mit einem Ruck wollte sie sich aufrichten, doch die Bewegung wurde jäh gestoppt, als ihre Stirn mit einem dumpfen Knall aufschlug und ihr Kopf ins Kissen zurückfiel. Benommen registrierte sie den Schmerz, doch nur für einen Augenblick, dann erfasste sie Panik und fegte alle anderen Empfindungen beiseite.

Hektisch wollte sie die Arme anheben, zur Seite drücken – sie stieß gegen Wände. Sie versuchte die Knie anzuziehen, aber es gelang ihr nicht. Sie strampelte mit den Füßen, doch nach wenigen Zentimetern wurden die Bewegungen mit einem dumpfen Ton gestoppt. Sie war eingeschlossen. Immer schneller wand sich

ihr Körper in dem engen Gefängnis, immer panischer wurde sie in dem Drang, sich bewegen, sich aus der schwarzen Enge befreien zu müssen. Sie begann zu schreien, zu weinen, sie trommelte mit den Fäusten gegen die Decke, immer und immer wieder ... und lag schließlich still.

Ihr Brustkorb hob und senkte sich im Sekundentakt, jedes Ausatmen wurde von einem wimmernden Geräusch begleitet. Sie hörte sich selbst zu, während ihr Verstand auf der Suche nach einer Erklärung in der Leere herumstocherte, die in ihrem Kopf herrschte. Minutenlang, bis sich schließlich eine Schleuse öffnete und ihr Bewusstsein mit einem ganzen Schwall Gedanken flutete. Sie musste es schaffen, diese Gedanken aufzugreifen, die Panik zu unterdrücken. Sie musste nachdenken. Gott, sie war eingeschlossen. Angst ... Nachdenken ... Jetzt.

Um sie herum war nach allen Seiten nur

wenige Zentimeter Platz. Die Luft roch verbraucht, schmeckte alt. Ihre Schläge gegen die Wände und die Decke ihres Gefängnisses waren durch etwas abgedämpft worden, ihr Kopf lag auf etwas Weichem, einem Kissen.

Diese Schwärze machte sie wahnsinnig.

Vorsichtig hob sie eine Hand, ließ die Fingerspitzen tastend über das Material der Wand gleiten, drückte dabei immer wieder ungewollt fest dagegen, weil ihr Körper ihr nicht gehorchen wollte, von zitterigen Schüben geschüttelt wurde. Das Material fühlte sich glatt an, wie Satin. Oder Seide. Auch die Decke über ihr war mit dem gleichen Material ausgekleidet. Wie ... wie ... Ihr Herz hämmerte gegen ihren Brustkorb, immer schneller. Sie hielt den Atem an. Wie in einem Sarg.

Sie atmete nicht, dachte nicht, rührte sich nicht. Stille. Grabesstille.

»Nein«, flüsterte sie. »O Gott, bitte nicht.

Nicht das. Bitte.« Ein Sarg. Sie lag in einem Sarg.

»NEIIIN!«, schrie sie, so laut sie konnte. Es tat ihr in den Ohren weh. Sie musste husten, ihr Körper krampfte sich derart zusammen, dass ihr Kopf wieder gegen den Deckel knallte. Sie wand sich, versuchte sich umzudrehen, noch immer hustend, schaffte es nicht. Sie verschluckte sich, drohte zu ersticken. Einem epileptischen Anfall gleich zuckten ihre Gliedmaßen unkontrolliert, knallten in einem unregelmäßigen Stakkato gegen die Wände und den Deckel. Sie verlor in ihrer panischen Raserei komplett die Orientierung, wand sich und schlug mit aller Kraft nach allen Seiten.

Irgendwann hörte sie auf, sie hatte keine Kraft mehr. Im Bruchteil einer Sekunde erschlaffte sie, als hätte man einen Stecker gezogen, und lag mit verdrehten Gliedmaßen da, das Gesicht schräg nach unten. Sie atmete in das kalte, glatte

Kissen, hörte dem Rauschen zu, mit dem das Blut durch ihre Adern schoss. Sie weinte.

Wie war sie nur hierhin gekommen? Hatte man sie für tot gehalten? Warum? War sie scheintot gewesen? Wann? Sie hatte mal gelesen, dass es immer wieder Fälle gab, bei denen man in Gräbern seltsam verkrümmte Skelette fand. Säрге, deren Deckel von innen mit bloßen Fingernägeln zerkratzt worden waren. Hatte man sie etwa auch lebendig begraben? Lagen über ihr mehr als eineinhalb Meter Erde? Nein, nein, das konnte doch nicht ... das ... Sie musste hier raus, sofort. »Nein!« Sie kreischte förmlich. »NEIN!« Sie mobilisierte all ihre Kräfte, drehte sich auf den Rücken, begann mit beiden Fäusten in die Schwärze hinein wie besessen gegen den Deckel über sich zu hämmern. Sie schrie so laut, dass sie das Gefühl hatte, ihre Lunge müsste platzen. Es war ihr egal, nur raus, nur raus, weiter

hämmern, schreien, schreien. Plötzlich kippte sie nach hinten weg, sie ...

Sie öffnete die Augen und kniff sie sofort wieder zusammen. Die gleißende Helligkeit schmerzte. Aber warum? Wo kam diese Helligkeit plötzlich her? Das dumpfe Gefühl der Angst hatte sie noch immer fest im Griff. Vorsichtig hob sie die Lider, ein kleines Stück nur. Die Kommode, der Schrank, das Fenster ... diese Helligkeit ... sie war so wundervoll. Aber wie war das möglich? Gerade noch ... der Sarg ... begraben ... ein Traum.

Sie hatte einen fürchterlichen Traum gehabt. Nur einen Traum.

Eva war derart erleichtert, dass sie kurz auflachte. Sie lag in ihrem Bett, sie lag wirklich in ihrem Bett, und alles war gut. Mehr noch, alles war phantastisch. Sie kuschelte sich tief in ihre Bettdecke, zog die Knie an und drückte einen Bettzipfel gegen

ihre Wange. Da lag sie nun, eine siebenunddreißigjährige Frau, Inhaberin der Rossbach Maschinenbaubetriebe, zusammengerollt wie ein Baby, und war überglücklich, dass sie sich nicht lebendig begraben in einem Sarg befand, sondern nach einem bösen Albtraum zu Hause in ihrem Bett. Dass es ihr gutging. Besser sogar als sonst oft beim Aufwachen.

Ihr Blick fiel auf den Radiowecker. Zehn vor neun, so lange hatte sie ewig nicht mehr geschlafen. Sie würde jetzt aufstehen und sich einen Kaffee machen. Mit einem Ruck schlug sie die Bettdecke zurück und hielt im nächsten Moment inne. Ihr Arm schmerzte, und nicht nur der. Ihr ganzer Körper tat ihr weh, besonders die Hände. Wieso merkte sie das erst jetzt? War die Erleichterung gerade beim Erwachen so groß gewesen, dass sie alles andere überdeckt hatte? Aber ... wo kamen diese Schmerzen her?

Vorsichtig richtete Eva sich auf und schob

die Decke ganz zurück. Dabei fuhr ihr erneut ein stechender Schmerz in ihr Handgelenk und den Ellbogen. Sie drehte den rechten Arm und entdeckte rötliche Flecken, die sich über die Handkante bis hin zu den Fingerknochen zogen. Sie drehte den Arm ein Stück weiter. Der Ellbogen war ebenfalls gerötet. Der linke Arm sah nicht besser aus, und auch das linke Knie war rot. Sie bewegte die Füße. Die Fußgelenke schmerzten, und sogar die Zehen taten weh.

Wo hatte sie diese Verletzungen her? Hatte sie die schon am Abend gehabt, als sie ins Bett gegangen war? Aber wann war sie überhaupt ins Bett gegangen? Und wie? Sie konnte sich nicht erinnern. Wieder einmal. Aber dieses Mal war es anders, so hatte sie es noch nie erlebt. Dieser furchtbare Traum ... Eva stand auf, zog ihren Morgenmantel von der Stuhllehne vor der Kommode und stieß einen Schmerzenslaut aus, als sie die Schulter

nach hinten drückte und den Arm hob, um in den seidenen Ärmel schlüpfen zu können. Der ganze Körper tat ihr weh.

Langsam ging sie in die Küche und machte sich einen Kaffee. Mit der Tasse in der Hand stellte sie sich vor das Küchenfenster und starrte nach draußen. Es war neblig an diesem Morgen. Vereinzelt stachen die nackten Äste der Bäume kalt glänzend aus dem Grau hervor wie skelettierte Finger, die nach ihr greifen wollten. Die abgeworfenen Blätter bildeten großflächige, faulende Teppiche rund um die Stämme. Ihr Garten, der im Sommer mit seiner tausendfachen Farbenpracht ihre Sinne streichelte, in dem sie sich in jeder freien Minute aufhielt, kam ihr fremd vor, abweisend und feindlich.

Eva war verwirrt, es fiel ihr schwer, einen halbwegs klaren Gedanken zu fassen. Sie konnte sich an jede Einzelheit dieses *Traums* erinnern, er war ihr so real erschienen, dass sie noch immer die

Ausläufer der Panik spürte. Und doch – es konnte nur ein Traum gewesen sein. Schließlich war sie in ihrem Bett wach geworden und nicht in einem Sarg, fast zwei Meter unter der Erde.

Und die Verletzungen?

Eva stellte die Kaffeetasse auf der Arbeitsplatte ab und betrachtete wieder die roten Stellen an ihren Händen. Es gab dafür nur eine Erklärung: Sie war wieder geschlafwandelt und hatte sich dabei verletzt.

Es passierte ihr relativ häufig, dass sie sich irgendwo wiederfand und nicht mehr wusste, wie sie dorthin gekommen war. Manchmal geschah das sogar am helllichten Tag. Dann war sie in einem Café oder in der Fußgängerzone, ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben, was sie dort wollte. Als Jugendliche hatte sie aus Scham mit niemandem darüber gesprochen. Später dann, als erwachsene Frau, hatte sie

sich ihrem Hausarzt anvertraut, der ihr autogenes Training empfohlen hatte und, für den Fall, dass das nichts brachte, den Besuch bei einem Psychologen. Damals hatte sie beschlossen, das Ganze nicht wieder zu thematisieren. Ein Psychologe. Das kam auf keinen Fall in Frage.

Sie wischte den Gedanken fort, darum ging es jetzt nicht. Wichtiger war die Frage, was mit ihr in der letzten Nacht geschehen war. Ihr wurde flau im Magen, sie stützte sich mit den Händen auf der Arbeitsplatte ab und senkte den Kopf. Sie dachte an Arme, Hände, Knie und Beine, die gegen Wände schlugen. Dünn gepolsterte Wände.

Sie dachte an einen Sarg und musste sich übergeben.

Hauptkommissar Bernd Menkhoff warf die Fotos mit einem Seufzer auf seinen Schreibtisch und ließ sich gegen die Rückenlehne seines Bürostuhls fallen. Auch die Routine von fast dreißig Dienstjahren konnte nicht verhindern, dass er noch immer unter dem Einfluss dessen stand, was er wenige Stunden zuvor am Fundort der Frauenleiche gesehen hatte.

Der Körper der Frau hatte in gekrümmter Haltung in dem Sarg gelegen, einer aus ungehobelten Brettern gezimmerten, stabilen Holzkiste. Die Leiche war nackt, ihr Körper übersät mit Verletzungen, aus denen besonders an Ellbogen, Knien und Handgelenken kleine und größere Holzsplitter herausstanden.

Über Augen und Mund klebte jeweils ein breiter grauer Streifen Klebeband. Ihre Handgelenke waren mit einem Seil gefesselt, dessen langes Ende der Täter

mit einer dicken Schraube, die durch das Holz gebohrt und auf der anderen Seite mit einer Mutter gesichert war, am Fußteil der Kiste festgemacht hatte. Das Seil ließ den Händen des Opfers gerade so viel Spielraum, dass die Frau den Deckel und die Seitenwände, nicht aber ihren Kopf berühren konnte.

Das raue Holz der Sargwände und des Deckels war mit dunklen Flecken durchsetzt, bei denen es sich wahrscheinlich um getrocknetes Blut handelte. An manchen Fingern fehlten die Fingerkuppen, an ihrer Stelle ragten die gelblichen Spitzen der Knochen aus den schwarzgeränderten Enden der Stümpfe hervor. An anderen standen die abgebrochenen Reste der Fingernägel schräg heraus. Die Frau hatte in dem verzweifelten Versuch, sich aus ihrem engen Gefängnis zu befreien, das Fleisch ihrer Fingerkuppen am Sargdeckel

abgeschabt.

Menkhoff wurde vom Läuten des Telefons aus seinen Gedanken gerissen und griff nach dem Hörer. »Ja, Bernd, ich bin's.« Die Stimme von Gerd Brosius, Erster Kriminalhauptkommissar und Leiter des KK11. »Komm bitte mal rüber.«

Als Menkhoff das Büro seines Chefs betrat, zeigte der auf den Stuhl schräg vor seinem Schreibtisch und wartete, bis Menkhoff saß. »Ich habe ja schon einiges gesehen, was irgendwelche durchgedrehten Psychopathen angestellt haben, aber das da ...« Er deutete mit der Kinnspitze auf die Tatortfotos, die in einem Stapel vor ihm auf dem Tisch lagen, und schüttelte den Kopf. »Lebendig begraben. Es ist immer wieder unfassbar, wozu Menschen fähig sind. Die Presse wird sich auf diese Sache stürzen wie die Aasgeier.«

Menkhoff nickte. »Ja, ich weiß. Du kannst froh sein, dass du heute Morgen nicht da

draußen warst, ich hätte auf den Anblick verzichten können.« Er beugte sich vor, ergriff das oberste Foto und betrachtete es. Dabei kam ihm kurz der Gedanke, dass er damit seinen letzten Satz quasi ad absurdum führte.

Es war eine Ganzkörperaufnahme der Frau, wie sie gefesselt in der Kiste lag. Gestochen scharf waren darauf ihre Verletzungen zu erkennen.

Menkhoff dachte daran, was die Frau durchgemacht haben musste, als sie bei vollem Bewusstsein in der geschlossenen Kiste gelegen und gehört hatte, wie Schaufel um Schaufel die Erde auf den Deckel geworfen wurde. Und erst die Obduktion würde zeigen, ob das alles war, was sie hatte durchleiden müssen, bevor sie erstickt war. Er legte das Foto zurück und suchte sich ein anderes aus dem Stapel. Es zeigte nicht die Frau, sondern den Zettel mit den Hinweisen, der bei der

Polizei abgegeben worden war. Über der genauen Beschreibung der Stelle, an der sie die vergrabene Kiste mit der Frau darin schließlich gefunden hatten, stand ein Satz, der darauf hindeutete, dass sie es mit ziemlicher Sicherheit mit einem Psychopathen zu tun hatten:

Strafe ist die bittersüße Schwester der Gelehrsamkeit für schamlose Miststücke. Das Ende jedes Schmerzes beginnt mit seiner Akzeptanz.

»Diese Fotos dürfen auf keinen Fall rausgehen«, unterbrach Brosius erneut Menkhoffs Überlegungen. »Die Pressefritzen werden auch so schon einen Riesenwirbel veranstalten.« Er hielt einen Moment inne, als er eine Antwort erwartete. Als sie nicht kam, sagte er mit deutlich leiserer Stimme: »Alles in Ordnung, Bernd?«

»Ja. Alles okay.«

»Auch in Aachen?«

Menkhoff sah seinen Vorgesetzten eine Weile an, dann nickte er. »Ja, da auch. Wie kommst du jetzt ausgerechnet darauf?«

Brosius trommelte mit den Fingerspitzen auf die Schreibtischplatte, wobei er Menkhoff eingehend musterte. »Weil ich wissen möchte, ob du die Ermittlungen leiten kannst.«

Menkhoffs Oberkörper straffte sich. »Natürlich kann ich das, was gibt's denn da zu überlegen?« Sie sahen sich weiter schweigend an, bis Menkhoff sich schließlich entspannte. »Es ist wirklich alles okay, ich habe gestern Abend noch mit Theresa telefoniert. *Sie* hat *mich* angerufen und sich erkundigt, wie es mir geht. Wir haben uns gut unterhalten.« Er machte eine kurze Pause. »Besser als während der letzten Zeit, in der ich noch in Aachen gewohnt habe. Ich kann meine Tochter sehen, wann immer ich möchte, und ich merke an Louisas Verhalten, dass zu Hause

kein böses Wort über mich fällt. Du siehst – alles in Ordnung.«

»Gut.« Brosius warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Wir sehen uns in zwanzig Minuten bei der Besprechung. Bereite dich vor, ich werde dir dort offiziell die Leitung des Falles übertragen. Und du weißt, dass das nicht allen Kollegen gefallen wird.«

Menkhoff nickte. Ihm war klar, auf wen sein Chef anspielte.

Britta stieg an der Haltestelle *Am Kölnberg* aus und blieb einen Moment stehen, den Blick auf die düsteren Wohnbunker vor sich gerichtet. Kalt und abweisend, dicht nebeneinander in die Erde gerammt standen sie am Rande einer riesigen Ackerfläche. Manche von ihnen waren an die dreißig Etagen hoch und quetschen Hunderte von Wohnungen in ihrem Inneren zusammen. Sie dachte an die Typen, die in ihnen hausten, Tausende beschissene Verlierer mit großer Klappe.

Eine eisige Windböe strich ihr am Hals entlang, und sie zog den Reißverschluss ihrer Jacke weiter zu. Ein paar Tage zuvor waren die Temperaturen noch angenehm gewesen, zu warm für Mitte November. Dann war es plötzlich saukalt geworden.

Eine Frau stieß sie im Vorbeigehen an der Schulter an, blieb abrupt stehen und sah sie mit heruntergezogenen Mundwinkeln und

feindseligem Blick an. Britta musterte sie von oben bis unten. Sie mochte Anfang zwanzig sein. Die weißblond gefärbten Haare lagen strähnig auf ihren Schultern, die Kleidung war billig, ihr Aussehen auch. Mit einem verächtlichen Zischlaut wandte die Frau sich ab und ging weiter. Britta drückte die Stöpsel ihres MP3-Players in die Ohren und ging ebenfalls los. Nach ein paar hundert Metern bog sie *An der Fuhr* ein und steuerte auf den Betonblock zu, in dem ihre Wohnung lag.

Sie hatte die vergammelte Eingangstür fast erreicht, als ein Kerl sich ihr in den Weg stellte. Sie hatte ihn nicht bemerkt, war wohl zu sehr in Gedanken gewesen. Sein Mund bewegte sich, irgendwas schien er von ihr zu wollen. Britta warf einen Blick zur Seite, wo zwei weitere Typen standen, die Hände tief in den Taschen ihrer Jogginghosen vergraben, und sie dümmlich angrinsten. Sie stieß einen Fluch aus, und zog an dem

dünnen Kabel unter ihrem Kinn. Der Sound von Metallicas *Nothing else matters* wurde ersetzt durch die typische Geräuschesuppe aus Gemurmel und Geschrei, Motorenlärm von der Straße und basslastigen Musikfetzen, die über die verrosteten Geländer einiger Balkone der Häuserblocks quollen.

» ... schon lange nicht mehr gesehen. Wo hast du dich rumgetrieben? Siehst wieder scharf aus für dein Alter.«

Britta verdrehte die Augen und musterte den Fünfundzwanzigjährigen mit den kurz geschorenen Haaren, der eigentlich Bernd hieß, den aber alle Jacko nannten, weil er sich ununterbrochen in den Schritt fasste. »Verpiss dich, Jacko.« Sie ließ ihn stehen und ignorierte, dass er ihr noch etwas nachrief.

Ihre Wohnung lag im achten Stock, am Ende eines engen Flurs mit kahlen Betonwänden. Das Tageslicht, das durch

das winzige Fenster neben dem Aufzug hereinfiel, reichte nicht bis zu ihrer Tür, und die Neonröhre an der Decke war eigentlich immer kaputt. Wenn der versoffene Hausmeister tatsächlich mal eine neue einsetzte, dauerte es meist nur Stunden, bis irgendein Idiot sie wieder kaputttrat. Auch als Britta jetzt den mit Schmierereien übersäten Aufzug verließ, funktionierte die Lampe nicht, so dass sie auf den letzten Metern bis zu ihrer Tür so gut wie nichts mehr sah und sich das Türschloss ertasten musste.

Im Inneren ihrer Fünfzig-Quadratmeter-Wohnung zog sie die Jacke aus, schmiss sie achtlos auf das alte Sideboard, das einen großen Teil des winzigen Flurs einnahm, und ging ins Bad. Dort warf sie einen Blick in den ovalen Spiegel, der an manchen Stellen an den Rändern blind war. Das abgespannte Gesicht, das sie anglotzte, sah nicht aus, als gehöre es einer

Frau Anfang dreißig, sondern eher wie das einer mindestens Vierzigjährigen. Die schulterlangen roten Haare hingen ihr strähnig ins Gesicht, Augen und Mund waren stark geschminkt, auf den Wangen lag eine dicke Schicht Rouge. Sie hatte keine Lust mehr auf diese Fratze, wandte sich ab und ging in die Küche. Die meisten der wenigen wild durcheinandergewürfelten Schränke und Elektrogeräte hatten ihr ein paar Typen aus der Nachbarschaft besorgt, als sie vor einem halben Jahr mal wieder umgezogen und hierher gekommen war. Kerle wie Jacko. Sie hatten ihr gute Preise gemacht, und es war ihr egal gewesen, woher sie die Sachen hatten. Genauso wie es diesen Leuten egal war, wo Britta herkam, was sie machte, wer sie war. Ihr war ihr Leben sowieso egal.

Sie öffnete den Kühlschrank und nahm die halbvolle Colaflasche heraus, die neben drei verrunzelten Äpfeln, einem Glas mit ein

paar eingelegten Gurken in trüber Flüssigkeit und einer flachen Pizzaschachtel voller Fettflecke den gesamten Inhalt darstellte. Die Cola schmeckte schal, obwohl sie kühl gestanden hatte.

Britta nahm die Flasche mit und blieb am Durchgang zum Wohnzimmer stehen. Die Einrichtung des Raums bestand aus einem zweiteiligen vergammelten Eichenschrank, an dem eine Tür fehlte, einem schäbigen Tisch mit zwei Campingklappstühlen und einem Holzstuhl sowie einem zerschissenen, braunen Cordzweisitzer direkt vor dem Fenster. »Pissbude«, zischte Britta, durchquerte den Raum und ließ sich schnaufend auf den Zweisitzer fallen. Das Fenster vor ihr reichte bis zum Boden, Gardinen gab es keine, so dass sie von dort die Felder sehen konnte, die sich entlang der Brühler Landstraße in Richtung Kölner Stadtzentrum erstreckten. Im Sommer hatte sie oft dageessen und

dabei zugesehen, wie der Wind die Gräser und Ähren hin und her gebogen hatte. Jetzt war alles kahl. Braune, leblose Flächen, soweit das Auge reichte, durchsetzt von schlammigen Pfützen.

Britta wandte den Blick ab, stand wieder auf und ging zu dem kleinen Fernseher auf einem der Eichenschränke. Sie nahm den schmutzigen Bleistiftstummel, der daneben lag, und schaltete das Gerät damit ein, indem sie das stumpfe Ende in das Loch unter der Mattscheibe drückte, wo mal ein Einschaltknopf gewesen war. Eine Weile war nur ein Knistern zu hören, dann eine weinerliche weibliche Stimme. Sekunden später kam das passende Bild dazu. Britta wusste auf den ersten Blick, welche Sendung gerade lief, sie hatte es schon gewusst, bevor das Bild da gewesen war. Eine tägliche Gerichtsshow, in der ein paar Amateure in Gerichtssälen irgendwelche hirnrissigen Dialoge vor sich hin

stammelten. Sie ließ die Sendung trotzdem laufen und ging zurück zum Sofa. Nach wenigen Minuten war die Show zu Ende, und es folgten Nachrichten. Britta fluchte und suchte nach der Fernbedienung, sie hatte keine Lust auf das Elend in der Welt.

Sie hatte sie gerade gefunden, eingeklemmt in der Ritze zwischen dem zerschissenen Cordsitzkissen und der Rückenlehne, als eine Meldung sie stocken ließ: »... ist heute Vormittag in einem Waldstück bei Köln die Leiche einer Frau gefunden worden. Wie ein Polizeisprecher mitteilte, lag sie in einem vergrabenen Sarg. Es deute einiges darauf hin, dass die Frau lebendig begraben wurde. Für nähere Einzelheiten zu der Todesursache müsse aber das Ergebnis der Obduktion abgewartet werden. Wie die Polizei weiter mitteilte, sei am frühen Vormittag im Polizeipräsidium eine Nachricht abgegeben worden mit einer genauen Beschreibung

der Fundstelle. Bisher fehlt jeder Hinweis auf den Täter.« Ein Moment Pause, dann: »In Brüssel haben sich gestern Abend die EU-Finanzminister ...«

»Arschloch«, sagte Britta, stand auf und schaltete den Fernseher aus.

Eva schreckte hoch. Verwirrt blickte sie sich in der Dunkelheit um und erlebte einen Anflug von Panik. Doch dann registrierte sie, dass sie nicht wie befürchtet von tiefer Schwärze, sondern eher von fortgeschrittener Dämmerung umgeben war. Sie erkannte die Konturen von Möbeln und erinnerte sich daran, dass ihr in der Küche schlecht geworden war. Sie hatte sich wohl auf die Ledercouch im Wohnzimmer gelegt und musste wieder eingeschlafen sein. Aber wenn es nun schon fast wieder dunkel war ... Sie warf einen Blick auf die Uhr in Form einer kleinen silbernen Säule, die auf dem Esche-Sideboard schräg gegenüber stand. Fast sechs. Sie hatte den ganzen Tag verschlafen. Aber war das ein Wunder, nach der furchtbaren Nacht? Sie hatte ...

Der Türgong ließ sie zusammenfahren. Während sie aufstand, überlegte sie, dass derjenige, der vor ihrer Tür stand,

wahrscheinlich schon einmal geklingelt und sie damit geweckt hatte. Ihre Knie und das rechte Handgelenk erinnerten sie pochend an die vergangene Nacht.

Als sie die Tür öffnete, lächelte ihr Dr. Hubert Wiebking entgegen, der seit dem Tod ihres Vaters die Firma für sie leitete. »Guten Abend, Eva, ich bin froh, dich wohlauf zu sehen.«

»Guten Abend, Hubert.« Eva zog ihren Morgenmantel am Hals ein wenig enger zusammen und trat einen Schritt zur Seite. »Bitte, komm doch rein.«

Dr. Wiebking machte ein paar Schritte, blieb aber gleich hinter Eva in der geräumigen Diele stehen und drehte sich zu ihr um. »Ich habe tagsüber ein paarmal versucht, dich zu erreichen, und habe mir Sorgen gemacht, weil du nicht ans Telefon gegangen bist und der Anrufbeantworter ausgeschaltet war. Und als du jetzt erst nicht geöffnet hast ... Ich hatte schon überlegt,

nach Hause zu fahren und den Ersatzschlüssel zu deiner Wohnung zu holen. Dir hätte ja etwas passiert sein können ...«

»Ja, ich ... es tut mir leid, mir ging es nicht gut heute Morgen, ich habe mich hingelegt und bin eben erst wieder aufgewacht.«

Ein ernster Ausdruck legte sich über Wiebkings Gesicht. »Meine Sorge war also berechtigt. Aber was fehlt dir denn, Eva? Kann ich etwas für dich tun?«

»Nein, schon gut«, wiegelte sie ab und ging an ihm vorbei. »Es geht mir schon wieder besser. Komm doch rein, bitte.« Wiebking folgte ihr ins Wohnzimmer, zog seinen braunen Mantel aus und legte ihn zusammen mit dem dunklen Kaschmirschal über die Rückenlehne eines der wuchtigen Sessel. Auf dem daneben ließ er sich nieder und strich sich, kaum dass er saß, mehrfach über die Beine der Maßanzug hose, als müsse er sie von

Fusseln befreien. Erst dann legte sich sein besorgter Blick wieder auf Eva, die ihm gegenüber auf der Couch Platz genommen hatte. »So, jetzt erzähl mal, was mit dir los war, ich bestehe darauf.«

Sie dachte einen Moment darüber nach, ihm von dem furchtbaren Traum zu erzählen, verwarf diesen Gedanken aber schnell wieder. Er würde sie nur für hysterisch halten, wenn sie ihm sagte, dass sie wegen eines schlechten Traums den ganzen Tag auf der Couch gelegen hatte. Und würde sie höchstwahrscheinlich zu einem Psychiater schicken, wenn sie dann noch die Verletzungen erwähnte. Damit hätte er wohl sogar recht. Wer konnte wissen, was sie in der vergangenen Nacht während dieses Traums alles angestellt hatte. Vielleicht hatte sie sich ...

»Eva, bitte, rede mit mir. Ich mache mir wirklich große Sorgen um dich. Du weißt, ich habe deinem Vater versprochen, auf

dich aufzupassen, und ich nehme dieses Versprechen sehr ernst. Also?» Er sah sie tatsächlich an wie ein strenger Vater, und Eva musste lächeln. »Es ist sehr lieb von dir, dass du dich um mich sorgst, aber es ist wirklich nichts Schlimmes. Ich habe einfach nur schlecht geschlafen in der letzten Nacht und hatte deswegen heute Morgen Kopfschmerzen. Du musst dir keine Sorgen machen.«

Wiebking schien noch nicht ganz überzeugt, nickte aber schließlich. »Also gut. Und du bist sicher, dass es dir wieder besser geht?«

»Ja, alles in Ordnung. Aber weshalb hast du versucht, mich zu erreichen? Ist etwas in der Firma?«

Wiebking leitete die Rossbach Maschinenbaubetriebe selbständig und meldete sich im Allgemeinen nur bei ihr, wenn für einen Vorgang ihre Unterschrift als Inhaberin notwendig war. In den meisten

Fällen wusste sie überhaupt nicht, was sie unterschrieb, aber es interessierte sie auch nicht. Ihr Vater hatte Hubert als Geschäftsführer eingesetzt, er würde schon dafür sorgen, dass alles seinen Weg ging.

Wiebking wehrte mit beiden Händen ab. »Nein, nein, in der Firma ist alles in Ordnung. Der Anruf war privater Natur, liebe Eva. Jörg kommt heute Abend zum Essen zu uns, und Christiane und ich, wir dachten, es wäre doch nett, wenn du uns auch besuchen würdest.«

»Ah«, machte sie und sah auf ihre Hände. Wiebking's Sohn war zwei Jahre jünger als sie selbst und arbeitete als Ingenieur in ihrem Betrieb. Sie konnte nicht recht einschätzen, wie sie dazu stand, so, wie sie die meisten Dinge nicht einschätzen oder abwägen konnte. Sie war noch nie sehr gut darin gewesen, Entscheidungen zu treffen, aber nachdem ihr Vater zwei Jahre zuvor an einem Herzinfarkt gestorben war ...

»Wenn es dir allerdings noch nicht wirklich gutgeht«, wurde sie von Wiebking aus ihren Gedanken gerissen, »kann ich natürlich verstehen, wenn du lieber zu Hause bleiben möchtest. Schade wäre es zwar, aber dafür wird auch Jörg sicher Verständnis haben.«

Eva horchte in sich hinein und versuchte herauszufinden, was sie bei dem Gedanken empfand, Jörg Wiebking an diesem Abend zu treffen. Es fühlte sich nicht gut an. »Es tut mir leid, Hubert, mir geht es zwar wieder besser, aber ich fühle mich nicht danach, heute Abend noch etwas zu unternehmen. Sei mir bitte nicht böse, ein anderes Mal gerne.«

Wiebking hob die Hände. »Schon in Ordnung. Wenn es dir nicht gutgeht ...« Sein Lächeln wirkte aufgesetzt. »Dann mache ich mich jetzt mal wieder auf den Weg, damit du deine Ruhe hast. Kann ich noch etwas für dich tun?«

»Nein, danke, ich habe alles, was ich

brauche.«

Als Eva die Haustür hinter ihm geschlossen hatte, drehte sie sich um und lehnte sich mit dem Rücken dagegen. Das Gefühl der Angst war wieder da. Nicht mehr so dumpf wie zuvor, aber immer noch wahrnehmbar. Sie würde keine Erklärung für die vergangene Nacht finden, das ahnte sie. Sie hatte noch nie eine Erklärung gefunden, wenn ihre Erinnerung lückenhaft war oder sie nicht wusste, wie sie an einen bestimmten Ort gekommen war. Jedenfalls keine, die einer genaueren Betrachtung standgehalten hätte.

Aber vielleicht war das ja auch gut so. Vielleicht war es besser, wenn sie nicht wusste, was dieser Traum zu bedeuten hatte und wie die Verletzungen zustande gekommen waren.

Sie drückte sich von der Tür ab und ging zurück ins Wohnzimmer, wo sie sich auf die Couch legte und die Knie anzog. Sie hatte

Kopfschmerzen, und obwohl sie fast den ganzen Tag geschlafen hatte, fühlte sie sich unendlich müde. Wurde sie krank? Eine aufziehende Erkältung vielleicht?

Oder waren das die Nachwirkungen der vergangenen Nacht? Vielleicht war sie geschlafwandelt und hatte dabei tatsächlich um sich geschlagen, als sie im Traum panisch versuchte, sich aus dem Sarg zu befreien? Vielleicht hatte sie sich dabei auch den Kopf irgendwo gestoßen? Andererseits ... warum sollte sie schlafwandeln, während sie davon träumte, in einem Sarg eingeschlossen zu sein? Das ergab doch keinen Sinn!

Ein kalter Schauer überzog Evas Körper. Sie richtete sich ein Stück weit auf und griff sich die braune Decke, die zusammengefaltet auf einem kleinen Tisch neben der Couch lag. Nachdem sie ihre Füße darin eingewickelt hatte, zog sie das andere Ende bis zum Hals hoch und drückte

es mit eingezogenem Kopf gegen das Kinn. Der weiche Stoff umgab sie jetzt wie ein schützender Kokon und teilte die Welt in ein Drinnen und ein Draußen. Sie war müde, so schrecklich müde, und riss doch krampfhaft die Augen wieder auf, wenn sie ihr zufielen. Sie hatte Angst davor, einzuschlafen und wieder zu träumen.

Sie hatte Angst vor dem Sarg.

Es war kurz nach neunzehn Uhr. Zehn Männer und zwei Frauen saßen in dem großen Büro, das als Besprechungs- und Schulungsraum diente, und warteten auf den Leiter des KK11. Am vorderen Ende war ein junger Kollege mit dem aufgeklappten Laptop beschäftigt und justierte gerade per Fernsteuerung den Beamer, der an einer Halterung von der Decke hing und das Abbild des Computerbildschirms auf die weiße Stirnwand projizierte. Menkhoff hatte sich in die vorderste der aus jeweils fünf Stühlen bestehenden Reihen gleich neben Jutta Reithöfer gesetzt. Er mochte die Oberkommissarin, deren Äußeres schon so manchen ihrer *Kunden* zu der Fehleinschätzung verleitet hatte, es mit einer zarten, ängstlichen Frau zu tun zu haben. Auch Menkhoff hatte sich bei ihrem ersten Zusammentreffen einige Monate zuvor von den langen blonden Haaren und

dem zart wirkenden Gesicht mit den blauen Augen täuschen lassen. Sie hatte diesen falschen Eindruck mit einigen knappen, scharfen Sätzen aber schnell zurechtgerückt. Menkhoff hatte sie nach einem kurzen Moment der Überraschung angelächelt und gewusst, dass er sich mit ihr gut verstehen würde.

Nun saß Jutta Reithöfer mit übereinandergeschlagenen Beinen neben ihm und wippte nervös mit dem Fuß, so dass ihr blonder Pferdeschwanz im Rhythmus mitschwang. Hinter ihr hatte sich KHK Udo Riedel niedergelassen, ein großer, stämmiger Mittvierziger mit immer leicht geröteter, glänzender Haut und geradezu maskenhaften Gesichtszügen, an denen nur in den seltensten Fällen eine Gemütsregung abzulesen war.

Menkhoff hatte sich im Laufe der neun Monate, die seit seiner Versetzung von Aachen nach Köln vergangen waren, gut

eingelebt und kam mit den meisten seiner neuen Kollegen gut aus. Ausnahmen bildeten eben jener Udo Riedel und sein ständiger Partner, Oberkommissar Guido Borens, der äußerlich das genaue Gegenteil Riedels darstellte. Er war erst Anfang vierzig, aber sein kleiner, dürrer Körper und die grau schimmernde Haut, die sich dünn über die eingefallenen Wangen und die hervorstehenden Knochen legte, ließen ihn krank und älter erscheinen. Wenn Riedel und Borens nebeneinander standen, erinnerten sie Menkhoff an Pat und Patachon, das dänische Komikerduo aus der Stummfilmzeit.

Borens hockte neben Riedel und tuschelte angeregt mit ihm. Menkhoff erinnerte sich an seinen ersten Tag in Köln, als er Riedel gegenüberstand, nachdem er sich mit den meisten seiner neuen Kolleginnen und Kollegen bekannt gemacht und von allen ein paar freundliche Worte zum Einstand

bekommen hatte. Riedel hatte ihn mit seinen dunklen Augen angestarrt und gesagt: »Wir haben hier schon einiges von Ihnen gehört, Menkhoff, und auch wenn die Kollegen Sie freundlich anlachen, ich sage, was ich denke. Wir sind nicht begeistert davon, jemanden in der Truppe zu haben, der Beweismittel manipuliert und denkt, er kann sich alles erlauben, weil er der Superermittler ist. Was immer Sie ausgerechnet nach Köln getrieben hat – Sie sollten wissen, dass es hier anders läuft.«

Menkhoff hatte damals dem Impuls widerstanden, dem Kerl zu sagen, was er davon hielt, angeblafft zu werden, noch bevor er die Möglichkeit hatte, ein Wort zu sagen. Er hatte an die vielen Stunden gedacht, die er mit Dr. Winkelmann verbracht hatte, dem Aachener Polizeipsychologen, der ihm eine cholerische Persönlichkeit attestiert und ihm viele Schwierigkeiten prophezeit hatte,

wenn er das nicht in den Griff bekam. An Schwierigkeiten hatte es zu der Zeit weiß Gott nicht gemangelt.

Also hatte Menkhoff nur genickt und sich abgewandt, um seinen Schreibtisch einzuräumen. Als der Ärger in ihm sich verzogen hatte, war er stolz auf sich gewesen. Mit der Zeit hatten sowohl Riedel als auch er gelernt, aneinander vorbeizukommen, oder, wenn es gar nicht anders ging, notgedrungen zusammenzuarbeiten, auch wenn sie nie Freunde werden würden. Nun aber würde eine neue Situation entstehen, und Menkhoff war gespannt, wie Riedel darauf reagierte, wenn er erfuhr, was der Chef allen gleich eröffnen würde.

Brosius kam in den Raum, ging mit schnellen Schritten an den Stuhlreihen vorbei und legte die Unterlagen, die er mitgebracht hatte, auf dem Schreibtisch ab. Das leise Gemurmel verstummte, der

Kollege, der sich mit dem Laptop beschäftigt hatte, sagte leise ein paar Worte und zeigte dabei auf den Beamer, dann setzte er sich auf den Stuhl neben Jutta Reithöfer.

»Alle da?«, fragte Brosius mit schnellem Blick über die Stuhlreihen. »Sieht so aus, fangen wir also an.« Mit einem Mausklick projizierte der Beamer ein übergroßes Foto der toten Frau auf die Wand. Es stammte vom Fundort und zeigte den geschundenen Körper in der geöffneten Holzkiste, die auf dem Waldboden direkt neben dem Loch stand, aus dem sie ausgegraben worden war.

»Inge Glöckner, fünfunddreißig Jahre alt, recht vermögend, wohnt zusammen mit ihrem Mann in Hahnwald. Sie war vor drei Tagen abends mit einer Freundin zum Essen verabredet und hat sich von ihr gegen halb zwölf verabschiedet. Als ihr Mann vorgestern Morgen wach wurde, war

das Bett neben ihm leer. Nach etlichen Telefonaten hat er sie dann am späteren Vormittag als vermisst gemeldet. Da es weder einen Verdacht auf Selbsttötung oder auf ein Verbrechen noch eine medizinische Indikation gab, hatten die Kollegen erst gestern die Ermittlungen aufgenommen. Ein bekanntlich vollkommen normales Vorgehen, was sich in diesem speziellen Fall aber spätestens heute Vormittag als Fehler erwiesen hat.« Er machte eine Pause, dann nickte er Menkhoff zu. »Der Kollege Menkhoff wird den Fall leiten und daher ab jetzt übernehmen.«

Sofort setzte wieder Gemurmel ein, und Menkhoff zwang sich dazu, nicht zu Riedel und Borens zu sehen. Noch während er sich erhob, sagte Riedel prompt: »Also, ich möchte mich ja nicht in deine Entscheidungen einmischen, Gerd, aber denkst du ...«

»Dann tu es auch nicht«, antwortete

Brosius bestimmt. »Bernd wird diesen Fall leiten, darüber gibt es keine Diskussion. Er hat nicht nur die meiste Erfahrung, sondern auch eine ganz beachtliche Erfolgsquote, und ich erwarte, dass er eure volle Unterstützung erhält.«

Riedel murmelte noch etwas, das Menkhoff, der nun neben Brosius stand, nicht verstehen konnte. Er ließ ein paar Sekunden verstreichen, dann atmete er tief durch. »Gut, sehen wir uns also an, was wir bisher haben. Zurzeit deutet alles darauf hin, dass die Frau lebendig begraben wurde und erstickt ist. Als Todeszeitpunkt ...«

»Entschuldigung, wie soll sie denn sonst gestorben sein, wenn sie lebendig begraben wurde? Selbstmord vielleicht?« Riedel hatte die Arme vor der Brust verschränkt und sah Menkhoff ausdruckslos an. Den überraschte es kaum, dass Riedel die erstbeste Gelegenheit für einen überflüssigen Kommentar genutzt hatte.

Verwundert war er nur über die Plumpheit, mit der er das tat. Riedel war nicht dumm und hätte eigentlich wissen müssen, wie blödsinnig dieser Einwand gewesen war, und dass er ihm damit eher eine Steilvorlage bot, als ihm zu schaden. Es musste Riedel tatsächlich viel mehr ärgern, als Menkhoff es für möglich gehalten hätte, dass ausgerechnet er den Fall leitete. »Zum fachlichen Gehalt deiner Bemerkung möchte ich mich an der Stelle nicht äußern«, sagte Menkhoff betont gelassen. »Ich wäre dir aber dankbar, wenn du mich nicht unterbrechen würdest, auch wenn dich die Fakten des Falls langweilen. Dein Einverständnis vorausgesetzt, würde ich dann jetzt gerne mit den Infos zu dem Fall für alle Kolleginnen und Kollegen fortfahren, die daran interessiert sind, diesen Mord schnellstmöglich aufzuklären. Ich hoffe doch, ich darf dich auch dazurechnen?« Einige Sekunden lang sahen sie sich an, und

Menkhoff war sich bewusst, dass alle Augen auf ihm und Riedel ruhten, vor allem die seines Chefs. Er war fest entschlossen, sich von Riedel das Heft nicht aus der Hand nehmen zu lassen, und sich doch so besonnen zu verhalten, dass man ihm nicht mehr nachsagen konnte, cholerisch zu reagieren. Brosius gab ihm trotz der unschönen Passagen in seiner Personalakte die Leitung dieses wichtigen Falles, und er *musste* nun zeigen, dass das Vertrauen in ihn gerechtfertigt war.

Riedel deutete mit einer großzügigen Geste an, er könne weitermachen, und Menkhoff glaubte dabei sogar so etwas wie ein Grinsen auf seinem Gesicht zu entdecken.

»Also noch einmal: Die Spuren am Körper, und hier besonders an den Fingern, weisen deutlich darauf hin, dass die Frau noch gelebt hat, als sie in die Kiste gesteckt und vergraben wurde. Wie die Obduktion sicher

bestätigen wird, ist sie qualvoll erstickt, nachdem sie sich bei ihren Versuchen, sich zu befreien, das Fleisch von den Fingerkuppen geschabt hat. Dazu die auf besondere Art gefesselten Hände sowie die zugeklebten Augen und der Mund ... das alles könnte auf einen Ritualmord hindeuten, wir werden also als Erstes herausfinden müssen, ob eine Gruppierung bekannt ist, die solche Scheußlichkeiten begeht. Vielleicht war sie sogar selbst Mitglied einer Sekte oder Ähnlichem.« Menkhoff berichtete noch über den Todeszeitpunkt, der laut ersten Einschätzungen des Gerichtsmediziners wahrscheinlich in der Nacht ihres Verschwindens liegen musste, und über die Vernehmung ihres Mannes. Er hatte geschlafen und erst am Morgen das Verschwinden seiner Frau bemerkt. Schließlich schaltete Menkhoff den Beamer aus und klappte den Computer zu. »Die Grausamkeit, mit der der Täter

vorgegangen ist – oder auch die Täter –, wird für ein riesiges Medienspektakel sorgen, darüber sind wir uns wohl alle im Klaren. Das heißt, wir stehen ab sofort unter genauer Beobachtung der Öffentlichkeit und der Boulevardpresse und können uns keine Patzer erlauben. Ich erwarte von allen hundertprozentigen Einsatz. Danke, das war's fürs Erste.«

»Dann wollen wir mal hoffen, dass die Presse keine alten Kamellen ausgräbt, nicht wahr, Bernd?«, sagte Riedel und erhob sich.

6

Er schlug die Augen auf und war wie immer sofort hellwach. Ein schneller Blick zur Uhr – es war kurz nach vier in der Nacht. Ohne Verzögerung begann sein Verstand Gedanken zu produzieren, düstere Bilder, bizarre Skulpturen, Zeugnisse des abgründtiefen Hasses, der sein gesamtes Bewusstsein durchzog wie gleißende Lava.

Er sprang auf, streifte mit wütenden, hastigen Griffen T-Shirt und Unterhose ab. Er durfte nichts auf der Haut tragen, es war falsch. Seine Hände strichen grob über seine Haut, verharrten hier und da einen Moment, wanderten weiter über den schmutzigen Körper, den er so hasste.

Ihm war heiß, und doch begann er zu zittern. Er ließ die Arme sinken, stand nur da und ertrug die vibrierenden Schübe, die durch seine Muskeln rasten. Dann war es vorbei, er wurde ruhiger, hörte sich beim Atmen zu.

Er sah ihr Gesicht wieder vor sich, die

hündische Angst in ihren Augen. »Wer Angst hat, ist unfähig, sich dem Leben zu stellen«, hatte er ihr gesagt, aber sie hatte es nicht verstanden. Also hatte er ihr einen weiteren Hinweis gegeben: »Die Angst ist es, die Menschen zu schmutzigen, kleinen Lügnern werden lässt.« Doch sie hatte ihn noch immer nur mit wirrem Blick angesehen, und die Panik hatte sich in ihren Pupillen widergespiegelt. Er hörte ihre Schreie noch einmal, sah seine eigene Hand, die sich auf ihr Gesicht zubewegte und diese Schreie zu einem gurgelnden Wimmern werden ließ, das er wieder in ihren Mund zurückdrückte. Feige war sie, und sie verstand es nicht einmal, das hatte er deutlich gespürt. Sie war zu dumm zu verstehen. »Strafe ist die bittersüße Schwester der Gelehrsamkeit«, hatte er ihr einen weiteren Hinweis gegeben. »Sie muss sein und ist der richtige und einzige Weg, die Gesellschaft vor der Verderbtheit

zu bewahren.« Dann hatte er sie weggesperrt, und er wusste, dass er das Richtige getan hatte. Ob sie da endlich verstanden hatte?

Er verharrte noch lange reglos in der Dunkelheit und hörte der Stimme zu, die mit einem Mal wieder in seinem Kopf war.

Sie erzählte ihm von unvorstellbar schrecklichen Dingen.

Eva hatte das Gefühl, in das Gesicht einer Fremden zu blicken, als sie ihr Spiegelbild betrachtete. Die Erleichterung darüber, dass sich dieser fürchterliche Traum nicht wiederholt hatte, war vom Erschrecken über ihr Aussehen überschattet worden. Ihre Augen schienen sich nicht ganz öffnen zu wollen, sie blickten ihr stumpf aus tiefen, dunklen Höhlen entgegen. Die Haut wirkte fahl und schlaff, und als sie mit den Fingerspitzen über ihre Wangen strich, bemerkte sie, dass sie zitterten.

Eva war schon öfter morgens vollkommen abgekämpft aufgewacht, obwohl sie acht oder neun Stunden geschlafen hatte. Aber selten hatte sie sich so ausgelaugt gefühlt und so übermüdet ausgesehen.

Sie zog sich aus und ging unter die Dusche. Die Wassertemperatur stellte sie so heiß ein, dass sie es gerade eben noch aushielt. Das Brennen auf der Haut tat ihr

gut und weckte ihre Lebensgeister ein wenig.

Nachdem sie sich angezogen und die kurzen braunen Haare getrocknet hatte, machte sie sich die dritte Tasse Kaffee für diesen Morgen und stellte sie auf dem Küchentisch ab. Sie ging zur Haustür, um die Zeitung aus dem Briefkasten zu holen, und dachte darüber nach, ob sie Wiebke anrufen sollte. Es war kurz vor acht, um diese Zeit war Wiebke normalerweise schon unterwegs. Sie arbeitete als Immobilienmaklerin und hatte die ersten Besichtigungstermine meist schon früh morgens.

Es gab nicht viele Menschen, die Eva in ihrer Nähe ertragen konnte. Sie mied Gesellschaften und Partys, wo es ging, und lebte sehr zurückgezogen. Wiebke war die Einzige, die sie als ihre Freundin bezeichnete, obwohl sie sich nur sporadisch sahen. Sie hatten sich erst zwei Jahre zuvor

auf einem Reiterhof kennengelernt, doch aus einem unerfindlichen Grund hatte Eva vom ersten Moment an das Gefühl gehabt, dieser blonden Frau mit dem natürlichen Lächeln vertrauen zu können. Es lag eine Wärme in Wiebkes blauen Augen, die schwer zu erklären war.

Auch Wiebke wusste längst nicht alles von ihr, aber Eva hatte ihr doch schon mehr von sich anvertraut als sonst jemandem. Sie hatte ihr schon recht früh von ihrer Vergesslichkeit erzählt, dass es vorkam, dass sie einfach nicht mehr wusste, warum sie irgendwohin gegangen oder wie sie dorthin gekommen war. Oder dass sie etwas tun wollte und ihr erst viel später auffiel, dass sie es nicht getan hatte, ohne dass sie den Grund dafür kannte. Vielleicht war es ein Test gewesen in der Gewissheit, dass sich ihre neue Bekannte schnell wieder von ihr abwenden würde, doch Wiebke hatte stattdessen nachgefragt und

ihr versichert, dass sie sie weder für verrückt noch für eine Lügnerin hielt. Natürlich hatte Wiebke ihr geraten, zu einem Arzt zu gehen, doch nachdem Eva ihr deutlich gemacht hatte, dass das nicht in Frage kam, hatte sie das akzeptiert. Wiebke würde sie von diesem Traum erzählen können und von den seltsamen Verletzungen, ohne befürchten zu müssen, dass sie sie gleich zu einem Psychiater schicken würde. Ja, es würde ihr guttun, mit ihr zu sprechen, und vielleicht hatte sie ja sogar eine Erklärung für das alles? Vielleicht gab es etwas, das so naheliegend war, dass Eva selbst einfach nicht darauf kam?

Zurück in der Küche, legte sie die noch immer zusammengefaltete Zeitung auf dem Tisch ab und suchte eines der mobilen Telefone, die stets überall in der Wohnung verteilt lagen. Sie fand eines der Geräte auf der Ablage neben dem Kühlschrank und

erreichte ihre Freundin auf der Fahrt zu ihrem ersten Termin, der etwa eine halbe Stunde dauern würde. Danach, so erklärte Wiebke, hatte sie eineinhalb Stunden bis zur nächsten Besichtigung, Zeit genug, um auf eine Tasse Kaffee bei Eva in Marienburg vorbeizukommen.

Eva verspürte Erleichterung, als sie das Telefon wieder weglegte. Es war zwar unwahrscheinlich, dass Wiebke tatsächlich eine Erklärung für das alles fand, aber allein die Aussicht, ihr davon erzählen zu können und nicht mehr ganz allein dazustehen mit dieser seltsamen und beängstigenden Erfahrung, ließ Eva hoffen, dass sie sich danach besser fühlen würde. Sie setzte sich an den Tisch, nahm einen Schluck des nicht mehr ganz heißen Kaffees und schlug die Zeitung auf. Die Überschrift sprang sie sofort in großen Lettern an, und alle Aussicht auf Erleichterung war mit einem Schlag wie weggewischt.

GRAUSIGER FUND: FRAU LEBENDIG BEGRABEN

Und darunter, etwas kleiner:

Polizei bekommt anonymen Hinweis auf Grab im Gremberger Wäldchen.

Eine Frau? Lebendig begraben? Ausgerechnet nachdem sie, Eva, diesen Traum gehabt hatte? Aber schlimmer noch als die Überschrift war etwas anderes: Jemand hatte die fetten Buchstaben mehrfach mit einem roten Filzstift unterstrichen und daneben auf den Rand der Zeitung mit krakeliger Schrift gekritzelt:

Wach endlich auf!

Als würde sie ein Eigenleben führen, hob sich Evas freie Hand und legte sich mit einer unendlich langsamen Bewegung auf ihren Mund, während ihr Blick wie gebannt an den drei handgeschriebenen Worten hing. Ihre Gedanken überschlugen sich. Wer hatte das in ihre Zeitung gekritzelt, und was sollte es bedeuten? Aufwachen? Woraus

sollte sie aufwachen? Aus einem Traum vielleicht? Lebendig begraben ... das war doch ihr Albtraum gewesen. Aber wie konnte jemand überhaupt davon wissen? Und wieso hatte sie diesen Traum ausgerechnet jetzt, kurz bevor tatsächlich jemand ... Was, wenn es am Ende gar kein Traum gewesen war? »O mein Gott«, flüsterte sie gegen die Hand. Dann stand sie ruckartig auf, ging in der Küche auf und ab. Sie bemerkte, dass sie dabei unentwegt ihre Hände rieb und die Finger ineinander verschränkte und wieder löste. Sie war vollkommen durcheinander.

Hatte sie vielleicht so etwas wie hellseherische Fähigkeiten? Nein, das war natürlich Blödsinn, obwohl ... Der Traum war ihr so real erschienen, vielleicht war sie wie ein Medium in eine Art Trance gefallen und hatte das erlebt, was kurz danach diese Frau ... Sie machte drei große Schritte zum Tisch, setzte sich wieder und rückte die

Zeitung so zurecht, dass sie den Artikel lesen konnte. »O Gott, o Gott ...«

In der dritten Zeile stieß Eva auf den Namen der Frau.

Den Blick starr auf die beiden Wörter gerichtet, hatte sie das Gefühl, ihr Herz bliebe einfach stehen.

Lange verblasste Erinnerungen tauchten auf, wechselten sich in einem verstörenden Durcheinander mit Bildern von dem Sarg aus ihrem Traum ab, mit Gesichtern, die sie schon lange nicht mehr gesehen hatte.

Endlich schaffte es Eva, ihre Augen von dem Namen loszureißen. Sie hob den Kopf und starrte gegen die pastellgelbe Küchenwand. Dieser Name. Wie konnte das nur sein, ausgerechnet sie.

Inge war im Gremberger Wäldchen gefunden worden, hatte in dem Artikel gestanden. Das lag auf der anderen Rheinseite, einige Kilometer von ihrem Haus hier in Marienburg entfernt. Aber es

war Köln. Mitten in ihrer Heimatstadt hatte jemand Inge bei lebendigem Leib begraben, so dass sie qualvoll erstickt war. Inge ... Eva beugte sich wieder über die Zeitung, aber sie konnte nicht weiterlesen. Die Erinnerungen überrannten sie. An Inge, an das Gefühl, in einem Sarg eingesperrt zu sein. Zu furchtbar war der Gedanke, dass sie genau das geträumt hatte, was ausgerechnet Inge tatsächlich zugestoßen war. Wie war das nur möglich?

Der Türgong ließ Eva aufschrecken. Hastig stand sie auf und ging mit unsicheren Schritten zur Haustür. Als sie sie öffnete, lächelte Wiebke sie an und breitete die Arme aus. »Da bin ich.«

»Wiebke ... Ist dein Termin ausgefallen? Sagtest du nicht, du brauchst mindestens eine dreiviertel Stunde, bis du hier sein kannst. Ist es denn ... Ach, ich bin ganz durcheinander.«

Das Lächeln in Wiebkes Gesicht veränderte sich nur leicht. »Eine Dreiviertelstunde, stimmt, und das ist jetzt genau ...«, sie hob den Arm und warf einen Blick auf die sportliche weiße Uhr an ihrem Handgelenk, »... vierzig Minuten her. Ich habe mich extra für dich beeilt.«

Vierzig Minuten sollte ihr Telefonat her sein? Eva hätte geschworen, dass höchstens zehn Minuten verstrichen waren, seit sie den Telefonhörer weggelegt hatte.

Sie musste tief in Gedanken versunken gewesen sein. Sie bemerkte Wiebkes fragenden Blick und machte einen Schritt zur Seite. »Bitte entschuldige, komm doch rein. Ich ... ich habe nicht bemerkt, wie die Zeit vergangen ist.«

Wiebke winkte ab und ging an ihr vorbei. »Ach, das kenne ich, das passiert mir auch häufig, wenn ich beschäftigt bin.« Ohne auf Eva zu warten schlug sie den Weg zur Küche ein. Dort saßen sie sich bei ihren Besuchen meist an dem kleinen Tisch gegenüber, tranken Kaffee oder Cappuccino, unterhielten sich und lachten häufig. Das waren seltene Momente, die Eva liebte, weil sie sich dabei unbeschwert fühlte wie ein Teenager. Wiebke war der einzige Mensch, mit dem Eva herumalbern und von Herzen lachen konnte.

Als sie sich nun gemeinsam an den Tisch setzten und Wiebkes Blick dabei zuerst auf die aufgeschlagene Zeitung mit den

handgeschriebenen Worten am Rand fiel, und sich dann fragend auf Eva richtete, war ihr allerdings nicht nach Lachen zumute.

»Ich weiß nicht, wer das dahin geschrieben hat«, sagte sie leise. »Das stand schon dort, als ich die Zeitung reingeholt habe.«

Wiebke zog das Blatt näher zu sich heran. »Ich habe den Artikel heute Morgen auch schon gelesen. Eine ganz furchtbare Sache. Aber was soll das bedeuten – *wach endlich auf?* Wer verkritzelt denn eine fremde Zeitung? Da hat sich doch jemand einen Scherz erlaubt. Der Zusteller vielleicht?«

Eva stand auf, ging zur Kaffeemaschine und nahm zwei frische Tassen von der Wärmplatte. »Das glaube ich nicht.« Sie zögerte einen Moment, dann gab sie sich einen Ruck. »Ich habe das geträumt, Wiebke, genau das. Und jetzt schreibt jemand so was in meine Zeitung und unterstreicht die Überschrift.«

Wiebkes Augen wurden groß. »Du hast

geträumt, dass dir jemand etwas in die Zeitung schreibt?«

»Nein, ich habe geträumt, dass ich in einem Sarg liege und nicht raus kann. Du weißt schon, lebendig begraben. Und ich weiß nicht einmal, ob das alles tatsächlich nur ein Traum war, oder ...«

Wiebke runzelte die Stirn. »Oder was?«

Eva drückte den Knopf an der Kaffeemaschine. »Gleich, erst muss ich dir etwas anderes sagen.« Als das Mahlwerk mit seiner geräuschvollen Arbeit fertig und auch die zweite Tasse mit frischem Kaffee gefüllt war, stellte Eva sie auf dem Tisch ab, setzte sich Wiebke gegenüber und sah sie an. »Diese Frau, die lebendig begraben worden ist, Inge Glöckner ... sie ist ... sie war meine Halbschwester.«

Wiebke riss die Augen auf. »Was? Deine ... aber ... ich wusste gar nicht, dass du eine Halbschwester hast. Und *sie* ist diese Frau? Gott, wie furchtbar. Ich weiß gar nicht,

was ich sagen soll.«

»Schon gut. Wir hatten schon sehr lange keinen Kontakt mehr, unser Verhältnis war nie besonders gut. Sie ist für mich eher wie eine Fremde. Ich habe mich nur sehr erschrocken, als ich plötzlich ihren Namen in dem Artikel gelesen habe.«

Wiebke nickte. »Ich verstehe. Aber das ist doch trotzdem ganz furchtbar. Deine Halbschwester. Ich darf gar nicht darüber nachdenken. Wann hast du sie denn zum letzten Mal gesehen?«

»Ach, das ist mindestens schon fünfzehn Jahre her, wenn nicht länger. Sie hat mich zwar zu ihrer Hochzeit vor neun Jahren eingeladen, aber ich weiß, dass sie das nur auf Druck meines Vaters gemacht hat. Mich wollte sie sicher nicht an diesem Tag um sich haben. Ich bin nicht hingegangen.«

Wiebke legte eine Hand auf ihre, und Eva widerstand dem Impuls, den Arm zurückzuziehen. »Du hast mir bisher so gut

wie nichts über deine Familie erzählt, und du wirst sicher deine Gründe dafür haben, aber ... deine Halbschwester ... ihr habt den gleichen Vater?«

»Ja.«

»Darf ich fragen, was mit deiner leiblichen Mutter ist?«

»Sie ist tot.« Eva sagte es ohne Zögern. »Ich habe sie nie kennengelernt, sie starb bei meiner Geburt.«

»Oh, das tut mir leid.«

»Ja, mir auch.«

»Und dein Vater hat dann wieder geheiratet.«

»Ja, und mit dieser Frau noch eine Tochter bekommen. Inge. Aber können wir bitte das Thema wechseln?«

»Ja, natürlich, entschuldige. Ich wollte dir wirklich nicht ...« Wiebke war sichtlich verstört. »Ich bin ganz durcheinander. Aber du wolltest mir doch von diesem Traum erzählen. Und was hast du damit gemeint,

du bist dir nicht sicher, ob es ein Traum war?«

Stockend begann Eva zu erzählen. Wiebke hörte ihr zu, ohne sie ein einziges Mal zu unterbrechen. Als Eva fertig war, sah Wiebke sie fassungslos an. »O Gott, Eva, das ist ... ich verstehe das alles nicht, aber wenn du das so erlebt hast, und dann diese Nachricht auf der Zeitung, an dem Artikel über ... vielleicht solltest du die Polizei verständigen?«

Eva schüttelte den Kopf. »Nein, die werden bestimmt sowieso bald wegen Inge zu mir kommen. Aber von diesem Traum werde ich ihnen nichts sagen. Das ist zu ... verrückt. Und bitte, Wiebke, du darfst auch keinem Menschen davon erzählen, das musst du mir versprechen.«

»Ich werde mit niemandem darüber reden, Eva. Aber sag mal, die Verletzungen, die du danach hattest, die sind doch real! Wenn du ihnen die zeigst?«

»Aber das ist es ja gerade, was die Geschichte so komplett verrückt macht. Dass ich nicht wirklich in einem Sarg gelegen haben kann! Wie sollte das auch gehen? Aber dann sind da die Verletzungen. Hab ich mir die etwa selber zugefügt? Und jemand, der sich selbst verletzt, in Verbindung mit der Tatsache, dass er sich an manche Dinge nicht erinnern kann ...«

Wiebke dachte einen Moment nach, dann nickte sie. »Ja, ich verstehe, was du meinst. Diese Sache ist auch wirklich seltsam.« Ihr Blick fiel wieder auf die Nachricht am Zeitungsrand. »Und du hast überhaupt keine Idee, wer das gewesen sein könnte? Vielleicht wollte sich ja doch jemand einen schlechten Scherz mit dir erlauben?«

»Nein, ich wüsste niemanden, dem ich so was zutrauen würde. Und woher sollte jemand von meinem Traum wissen? Das ist doch vollkommen verrückt. Nein, das ist

kein Scherz.«

Wiebke starrte einen kurzen Moment auf die Tasse vor sich, dann sah sie Eva eindringlich an. »Es gibt da jemanden, an den du dich wenden könntest.«

»Wen meinst du?«

Wieder zögerte Wiebke. Sie senkte den Blick, und es schien fast, als würde sie überlegen, ob sie wirklich weiterreden sollte. Schließlich sah sie Eva an. »Ich habe einen Freund, der absolut vertrauenswürdig ist und sich mit solchen Dingen sehr gut auskennt.«

»Mit welchen Dingen?«

»Na ja, mit seltsamen Erlebnissen, für die man keine Erklärung hat, und auch ...«

»Ein Esoteriker?«

»Nein, Eva, Burghard Leienberg ist kein Esoteriker, er ist Psychiater.«

Eine Weile sahen sie sich an, dann stand Eva auf: »Tut mir leid, aber ich habe noch einiges zu erledigen.«

Auch Wiebke erhob sich. »Eva, bitte, ich möchte doch nur helfen, und ich glaube wirklich, ein Gespräch mit ...«

»Nein«, schnitt Eva ihr das Wort ab. Wiebke nickte und legte ihr noch einmal die Hand auf den Arm. Dann zog sie ihre Handtasche von der Stuhllehne und verließ die Küche.

»Wir wissen, dass Vater und Mutter tot sind, aber wie ich gerade erst von ihrem Mann erfahren habe, gibt es eine Halbschwester in Marienburg. Eva Rossbach, siebenunddreißig Jahre alt, Inhaberin der Rossbach Maschinenbaubetriebe, nicht gerade ein kleiner Betrieb.«

Jutta Reithöfer legte ihre Notizen vor Menkhoff ab und ließ sich in den Stuhl fallen, der schräg neben dem Schreibtisch stand. Menkhoff überflog das Blatt kurz und legte es dann wieder hin. »Ah, daher kommt also das Vermögen. Wieso erfahren wird das erst jetzt?«

Reithöfer zuckte mit den Schultern. »Er sagt, die beiden haben seit vielen Jahren keinen Kontakt. Er kennt sie nicht einmal persönlich, da hat er nicht gleich an sie gedacht.«

»Weißt du, warum?«

»Das sagte ich doch gerade, er kennt sie ...«

»Ach komm, Jutta. Warum sie keinen Kontakt zu ihrer Halbschwester hat. Erbstreitigkeiten?«

»Keine Ahnung, aber das glaube ich kaum, ihr Vater ist doch erst vor zwei Jahren gestorben.«

Menkhoff erhob sich. »Ist eigentlich jemand dabei, das Internet nach Sekten oder sonstigen Vereinigungen zu durchsuchen, die Menschen lebendig begraben?«

»Ja, zwei junge Kollegen sind dran.«

»Gut, dann lass uns mal herausfinden, was es mit dem Streit zwischen den Schwestern auf sich hat. Statten wir der guten Frau Rossbach doch mal einen Besuch in ihrer Firma ab.«

»Soll ich vorher anrufen?«

»Nein, lass mal. Auf geht's«

Eine Viertelstunde später lenkte Jutta Reithöfer den Wagen durch den dichten

Kölner Verkehr. Als sie an einer Ampel anhalten musste, sah sie zu Menkhoff. »Wie geht es dir überhaupt?«

Er zog eine Braue hoch. »Was ist das denn für eine Frage?«

Reithöfer hob die Schultern. »Ist es so ungewöhnlich, seinen Partner zu fragen, wie es ihm geht?«

»Also gut, mir geht's prima. Und dir?«

»Ach Bernd, du weißt, wie ich das meine. Wie kommst du mit deiner Ex klar, und wie klappt es mit deiner Tochter?« Die Ampel schaltete um auf Grün, und sie fuhr los. »Wie sehr belastet dich Riedel mit seinem Geschwätz? Wie geht es dir insgesamt?«

Menkhoff atmete tief durch. »Ach, du möchtest also gleich alles wissen. Also gut. Riedel ist ein Idiot, es interessiert mich keinen Deut, was er denkt. Ich erwarte von ihm, dass er seinen Job anständig macht, zumindest, wenn er mit meinem Fall zu tun hat. Tut er das, kann er von mir aus reden,

was er will, wenn nicht, bekommt er Ärger. Mit Teresa habe ich ein gutes Verhältnis. Wir wissen beide, dass wir immer Kontakt haben werden, weil wir ein gemeinsames Kind haben, und darauf haben wir uns eingestellt. Louisa sehe ich für meinen Geschmack viel zu selten, aber sie freut sich immer sehr, wenn ich sie abholen komme und wir zwei Tage zusammen verbringen können.« Er machte eine Pause, und als er weitersprach, war seine Stimme leiser geworden. »Das sind die Stunden, in denen ich glücklich bin.« Er sah Jutta Reithöfer an. »Und du? Wann bist du glücklich?«

»Ich?«, fragte sie und warf ihm einen schnellen, überraschten Blick zu. »Wieso? Mir geht's prima.«

»Sicher? Du hast nie geheiratet, hast – zumindest, soweit ich weiß – keinen Freund, lebst nur für deinen Job. Bist du glücklich?«

»Man muss keinen Mann haben, um

glücklich zu sein, Bernd. Mir geht's wirklich gut, okay?«

Er sah sie noch eine Weile an und nickte dann. »Okay.«

Sie sah eine Zeitlang angestrengt nach vorne, dann atmete sie tief durch und sagte: »Es sollte bisher einfach noch nicht sein, Bernd. Ich war mal verlobt, zur Heirat hat es aber nicht gereicht. Wahrscheinlich war das auch gut so. Wir waren zehn Jahre zusammen, und es war eine tolle Zeit. Ich glaube, es war die schönste Zeit, die ich bisher hatte außer meiner Kindheit. Es war einfach perfekt. So perfekt, dass ich mir schon nach fünf, sechs Jahren überlegt hatte, dass ich ja sagen würde, wenn er mich fragt, ob ich ihn heiraten möchte. Als er mich nach zehn Jahren noch immer nicht gefragt hat, habe ich eben ihn gefragt.«

»Und der Trottel hat nein gesagt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, das nicht. Er hat zwar zuerst überlegt, aber dann hat er

ja gesagt. Und das war unser Problem. Oder besser: Sein Problem, das dann zu unserem wurde.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ja, das denke ich mir. Er hat sich von diesem Tag an verändert. Plötzlich war er nicht mehr der zuvorkommende, rücksichtsvolle Partner, nicht mehr der feurige Liebhaber, nichts.«

»Er hatte Angst?«

»Das glaube ich nicht, nein, er hat sich vollkommen gehenlassen ab diesem Moment. Er hat sich benommen, als seien wir schon zwanzig Jahre verheiratet, verstehst du?«

»Ja, ich denke schon. Dann sei froh, dass er damit nicht erst *nach* der Hochzeit angefangen hat.«

»Ja, das bin ich. Und weißt du was? Ich möchte so was nicht mehr erleben. Nicht mehr vor und schon gar nicht nach einer Hochzeit.«

»Hm ...«, machte Menkhoff. »Aber das ist doch eher die Ausnahme, Jutta. Du kannst doch jetzt nicht alle Männer dafür bestrafen, dass der eine so dämlich war. Eine Ehe kann auch wunderbar sein.«

Wieder sah sie ihn kurz an, nun aber eher mitleidig. »Sagte der Mann, der grade in Scheidung lebt.«

»Ja, ja, aber ...«

»Können wir darüber ein anderes Mal reden, bitte?«

Menkhoff nickte einlenkend. »Okay. Wie du möchtest.«

Knappe zwanzig Minuten später fuhren sie auf den Parkplatz der Rossbach Maschinenbaubetriebe in Marsdorf. »Du hattest recht, klein ist anders.« Menkhoff ließ seinen Blick über die beiden weitläufigen Hallen streifen, die durch einen etwa zehn Meter langen, komplett verglasten Gang miteinander verbunden waren. Soweit man sehen konnte, war der

Komplex von einem etwa zweieinhalb Meter hohen Zaun umgeben, an dessen Oberseite sich Stacheldraht entlangschlängelte.

Sie stellten den Wagen ab und gingen zu dem kleinen Pförtnerhäuschen, hinter dessen Glasscheibe ein älterer Mann mit grauem Haarkranz saß und in einer Zeitung las. Auf der Nasenspitze hatte er eine randlose Lesebrille, über die hinweg er die beiden Besucher nun ansah. »Guten Tag, Bernd Menkhoff, Kripo Köln. Wir möchten bitte zu Frau Rossbach.«

Der Pförtner unterzog zuerst Jutta Reithöfer und dann Menkhoff einer eingehenden Musterung, dann sagte er: »Kann ich mal ihre Ausweise sehen?« Seine Stimme klang durch die wenigen Löcher in der Scheibe, als hätte er ein Handtuch vor dem Mund. Menkhoff zog seine Marke aus der Gesäßtasche und drückte sie gegen die Glasscheibe. Der Mann beugte sich ein wenig nach vorne, rückte die Brille auf der

Nase zurecht und lehnte sich dann wieder zurück. »Da steht ja kein Name drauf. Ihre Ausweise, bitte.«

Menkhoff tauschte mit Reithöfer einen schnellen Blick, dann griff er in die Innentasche seines Sakkos, zog seinen Dienstausweis heraus und hielt ihn an der gleichen Stelle an die Scheibe. Nachdem er den Ausweis eingehend studiert hatte, deutete der Pförtner mit dem Kinn zu Jutta Reithöfer hin. »Ihren auch.«

»Hören Sie«, sagte Menkhoff und zwang sich, ruhig zu bleiben. »Ich habe mich Ihnen gegenüber ausgewiesen, das sollte doch wohl reichen. Können wir jetzt bitte zu Frau Rossbach?«

»Wissen Sie, wenn ich von der Polizei angehalten werde und zeige Ihnen meinen Fahrzeugschein, wollen die trotzdem auch meinen Führerschein sehen. Ich glaube nicht, dass es Ihre Dienstvorschriften erlauben, mich durchzuwinken, wenn ich

sage, dass der Fahrzeugschein doch wohl ausreicht, oder?«

»Das ist etwas vollkommen anderes, außerdem habe ich keine Lust, mit Ihnen über die Dienstvorschriften der Polizei zu diskutieren. Seien Sie also bitte so nett und sagen uns jetzt, wie wir zu Frau Rossbach kommen.« Menkhoffs Stimme war bestimmter geworden, aber noch weit von der Schärfe entfernt, nach der ihm zumute war.

Der Pförtner nickte. »Sehen Sie, und ich habe meine Dienstvorschriften, über die ich nicht mit Ihnen diskutiere und die besagen, dass *jeder* Besucher sich auszuweisen hat. Also?«

Bevor Menkhoff in irgendeiner Form reagieren konnte, sagte Jutta Reithöfer schnell: »Das verstehe ich, einen Moment.« Sie nahm ihren Ausweis aus der Tasche und hielt ihn dem Mann entgegen. Nach einer erneuten, eingehenden Begutachtung

lehnte er sich zurück, widmete seine Aufmerksamkeit wieder seiner Zeitung und sagte wie nebenbei: »Frau Rossbach ist nicht in der Firma. Sie ist so gut wie nie hier. Die Geschäftsführung der Rossbach Maschinenbaubetriebe hat Herr Dr. Wiebking inne. Soll ich nachhören, ob er Zeit für Sie hat?«

»Ja, bitte, tun Sie das«, kam Reithöfer erneut einer Antwort Menkhoffs zuvor, die sicher weniger freundlich ausgefallen wäre angesichts des Theaters, das der Pförtner gerade veranstaltet hatte, nur, um ihnen dann zu eröffnen, das Eva Rossbach gar nicht da war. Als der Mann zum Telefonhörer griff, sagte Menkhoff grimmig: »Wir ermitteln in einem Mordfall. Fragen Sie ihn nicht nach einem Termin, sondern sagen Sie ihm, dass wir ihn sprechen möchten. Und zwar jetzt.«

Keine zehn Minuten später saßen sie mit

jeweils einem Besucherausweis um den Hals dem Geschäftsführer der Rossbach Maschinenbaubetriebe gegenüber. Menkhoff schätzte den Mann auf Anfang sechzig. Er trug einen wahrscheinlich maßgeschneiderten Anzug aus erstklassigem Stoff, darunter ein blütenweißes Hemd und eine dezent graugestreifte Krawatte in Altrosé, der gleichen Farbe, die auch das Einstecktuch hatte. Seine ganze Erscheinung war sehr elegant. Menkhoff ließ seinen Blick durch den Raum schweifen. Die Einrichtung des Büros war ebenso exquisit wie Wiebking's Kleidung. Die Möbel hatten klassische, klare Linien und strahlten zeitlose Eleganz aus.

»Sie ermitteln in einem Mordfall, wie ich hörte?«, zog Wiebking Menkhoffs Aufmerksamkeit wieder auf sich. Der Ausdruck in seinem leicht gebräunten Gesicht spiegelte Betroffenheit mit einer

Nuance Besorgnis wider. »Es geht um Inge Glöckner, nicht wahr? Ich habe es selbst gerade erst in der Zeitung gesehen. Ganz furchtbare Sache.«

»Ja, um die geht es, Herr Dr. Wiebking. Wir hätten gerne mit Frau Rossbach gesprochen, aber wie uns gesagt wurde, ist sie wohl selten hier?«

Wiebking schien aus seinen Gedanken gerissen zu sein, er zuckte kurz zusammen, für eine Sekunde orientierungslos, und nickte dann gleich mehrmals. »Ja, das stimmt, es war der Wunsch ihres Vaters und meines persönlichen Freundes, dass ich die Geschäfte für sie führe. Eva ist nicht der Typ Frau, die ein Unternehmen dieser Größe leiten ... möchte.«

Oder könnte, das wolltest du doch sagen, dachte Menkhoff. »Wissen Sie, wer Inge Glöckner ist?«

»Ja, natürlich, wie ich schon erwähnte, war ich gut mit ihrem Vater befreundet.«

»Haben Sie schon mit Frau Rossbach gesprochen?«, schaltete sich Reithöfer in das Gespräch ein, die sich die ganze Zeit über Notizen in einen kleinen Block machte. »Nein, wie schon gesagt, ich habe die schreckliche Nachricht soeben selbst erst entdeckt. Ich würde sicher in diesem Moment mit ihr telefonieren, wenn Sie nicht hier sitzen würden. Möchten Sie denn, dass ich sie jetzt anrufe? Oder haben Sie ihr schon ...«

Menkhoff winkte ab. »Nein, lassen Sie, das machen wir schon, wir fahren gleich bei ihr vorbei. Denken Sie, sie ist jetzt zu Hause?«

»Ja, bestimmt. Eva verlässt ihr Haus nicht so häufig. Sie hält sich am liebsten in ihren eigenen vier Wänden und in ihrem Garten auf.«

»Warum hatte sie zu ihrer Halbschwester keinen Kontakt mehr?«

Wiebking wiegte den Kopf hin und her. »Das weiß ich ehrlich gesagt selbst nicht so

genau. Die beiden haben sich schon als Kinder nicht gut verstanden, und als sie dann erwachsen wurden, wollten sie wohl nichts mehr miteinander zu tun haben.«

»Sie kennen die Familie schon länger?«

»O ja, ich habe Kurt Rossbach während des Studiums kennengelernt, und der Kontakt ist auch danach nicht abgerissen. Als er dann Mitte der siebziger Jahre dieses Unternehmen gründete, hat er mich von Anfang an mit ins Boot genommen. Ich hatte damals gerade promoviert und suchte eine interessante Aufgabe. Wir haben die Rossbach Maschinenbaubetriebe gemeinsam aufgebaut. Unser beider Herzblut steckt in diesem Unternehmen.«

»Hm«, machte Menkhoff. »Wie waren die Familienverhältnisse, ich meine, wie war die Konstellation, dass Frau Rossbach und Frau Glöckner Halbschwwestern sind?«

Auf Wiebkings Gesicht zeigte sich Reserviertheit. Er schien einen Moment

darüber nachzudenken, ob oder wie er die Frage beantworten sollte. »Nun, es entspricht grundsätzlich nicht meinem Wesen, über die Familienangelegenheiten guter Freunde zu sprechen, aber ich denke in diesem besonderen Fall ... Marie starb bei Evas Geburt. Sie war eine ganz wundervolle Frau, es war furchtbar. Kurt hat ... nun, damals konnte ich es nicht verstehen, aber ich habe später eingesehen, dass es für Kurt wahrscheinlich die einzige Möglichkeit war, über den schrecklichen Verlust hinwegzukommen, indem er sich schnell eine neue Frau gesucht hat. Ein Mann mit seinen Aufgaben, in seiner Position, und dann mit einem kleinen Kind ... jedenfalls hat Kurt eineinhalb Jahre nach Maries Tod Monika geheiratet.«

»Die Mutter von Frau Glöckner«, versicherte sich Menkhoff.

»Ja, genau. Inge kam ein halbes Jahr nach

der Hochzeit zur Welt.«

Menkhoff sah kurz zu Reithöfer, die die Brauen kaum merklich hochzog. »Und Frau Rossbach hat dieses Unternehmen allein geerbt? Was hat ihre Halbschwester bekommen?« Menkhoff konnte Wiebking's Antwort schon an seinem Gesicht ablesen, bevor er den Mund aufmachte.

»Sie werden hoffentlich Verständnis dafür haben, wenn ich Sie für diese Art von Fragen an Frau Rossbach direkt verweisen muss.«

Menkhoff hatte Verständnis. »Hatten Sie denn Kontakt zu Frau Glöckner?«

»Ich? Nein«, antwortete Wiebking schnell. »Es gab keine Veranlassung für mich, den Kontakt zu Inge aufrechtzuerhalten.« Und nach einer kurzen Pause fügte er hinzu. »Ich war als engster Freund ihres Vaters ja nicht einmal auf ihre Hochzeit eingeladen.« Es klang gekränkt.

»Kennen Sie den Grund?«, wollte Reithöfer

wissen.

»Nein. Kurt war damals deswegen ziemlich ungehalten, aber ich habe ihn gebeten, es dabei zu belassen.«

Menkhoff nickte Reithöfer zu und stand auf. »Gut, das war es fürs Erste. Vielen Dank, dass Sie sich die Zeit genommen haben, Herr Dr. Wiebking. Dann werden wir jetzt mal Frau Rossbach einen Besuch abstatten.«

Gerade hatte sich auch Reithöfer erhoben, als die Tür mit Schwung aufging und ein blonder Mann hereinkam. Menkhoff schätzte ihn auf Mitte dreißig, er war von sportlicher Statur, und sein Gesicht verriet deutlich seine Herkunft. Als er die beiden Besucher sah, stockte er. »Darf ich Ihnen meinen Sohn Jörg vorstellen?«, sagte Wiebking. Ohne erkennbare Regung machte Jörg Wiebking zwei Schritte und reichte erst Reithöfer und dann Menkhoff die Hand. »Guten Tag. Sie sind wegen Inge hier?«

»Ja, wir wollten eigentlich zu Frau Rossbach. Arbeiten Sie auch hier?«

»Ja, ich ...«

»Mein Sohn ist hier als leitender Ingenieur tätig«, antwortete Wiebking für seinen Sohn.

»Er wurde noch von Kurt Rossbach persönlich eingestellt.«

»Kannten Sie Inge Glöckner?«, fragte Reithöfer, woraufhin Jörg Wiebking erst einen schnellen Blick zu seinem Vater warf und dann die Schultern hob. »Ja, aber ich habe sie schon eine Zeitlang nicht mehr gesehen.«

»Wie ich schon sagte, wir haben keinen Kontakt zu diesem Zweig der Familie Rossbach«, betonte Wiebking.

»Dann wollen wir mal los«, beendete Menkhoff das Gespräch, und an Jörg Wiebking gewandt: »Sind Sie in den nächsten Tagen zu erreichen?«

»Ehm ... ja, sicher.«

»Gut, wir melden uns bei Ihnen.«

Als sie auf das Pförtnerhäuschen zgingen, fragte Reithöfer: »Na, was hältst du von dem alten Wiebking?«

»Ich glaube, er ist ein Schauspieler. Interessant fand ich auch seinen Sohn.«

»Warum?«

»Er hat gesagt, er hat Inge Glöckner schon *eine Zeitlang* nicht mehr gesehen. Vor neun Jahren hat sie geheiratet. Würdest du acht Jahre – oder vielleicht sogar mehr – als *eine Zeitlang* bezeichnen?«

»Nein.«

»Eben. Wir werden uns mal mit Herrn Wiebking junior ohne seinen vorlauten Vater unterhalten müssen.«

Eva war aufgewühlt. Seit Wiebke eine halbe Stunde zuvor gegangen war, machte sie sich Vorwürfe, dass sie so harsch reagiert hatte. Sie hatte ihre einzige Freundin quasi rausgeworfen. Und das, obwohl die ihr bestimmt nur helfen wollte. Aber warum war Wiebke nur mit diesem Psychiater angekommen? Hatte sie sie die ganze Zeit über etwa nur angelogen und in Wahrheit schon lange gedacht, dass ihre angebliche Freundin Eva verrückt war? Nein, das konnte sie einfach nicht glauben. Andererseits, wozu sonst schickt man jemanden zu einem Psychiater?

Sie hielt wieder das Telefon in der Hand. Bestimmt fünfmal hatte sie es nun schon in der Hand gehabt und wieder weggelegt, einmal hatte sie sogar schon die Taste gedrückt, unter der Wiebkes Nummer gespeichert war, dann aber sofort wieder aufgelegt. Sie wusste einfach nicht, was sie

tun sollte. Bevor sie sich entscheiden konnte, klingelte es an der Haustür. Mit einer Ahnung, wer draußen stand, legte sie das Telefon zur Seite und ging zur Tür, und ihr war alles andere als wohl dabei. Hubert Wiebking hatte sie kurz zuvor angerufen und darüber informiert, dass zwei Kripobeamte auf dem Weg zu ihr waren.

Den Mann, der vor ihrer Tür stand, schätzte Eva auf Anfang fünfzig. Seine pechschwarzen Haare waren von silbernen Fäden durchzogen, die wohl bald die Oberhand gewinnen würden. Er hatte ein scharf geschnittenes, sehr maskulines und leicht gebräuntes Gesicht, das Eva ein wenig an das eines Indianers erinnerte. Seine Begleiterin war deutlich jünger, sie durfte ungefähr so alt sein wie sie selbst, war aber zierlicher als Eva. Die blonden Haare fielen ihr bis auf den Rücken, das Blau ihrer Augen war von einer Intensität, die Eva selten gesehen hatte.

»Guten Tag«, sagte der Mann und hielt ihr seine Marke entgegen. »Menkhoff, Kripo Köln. Das ist meine Kollegin Reithöfer. Frau Rossbach?«

»Ja, die bin ich«, sagte Eva und machte einen Schritt zur Seite. »Bitte, kommen Sie herein, ich habe damit gerechnet, dass Sie zu mir kommen, nachdem ich das heute Morgen in der Zeitung gelesen habe.« Die beiden folgten ihr ins Wohnzimmer, nahmen aber nicht auf der Couch, sondern am Esstisch Platz, der auf der anderen Seite des großen Raums vor einem Panoramafenster stand.

»Wir kommen gerade aus Ihrer Firma, wo wir uns mit Herrn Dr. Wiebking unterhalten haben«, erklärte Menkhoff. »Er sagte uns, dass Sie eher selten dort sind.«

Eva Rossbach nickte. »Ja, das stimmt. Er leitet die Firma für mich. Ich könnte das nicht.« Sie bemerkte, dass sie ihre Finger knetete, und zog die Hände schnell vom

Tisch. Sie fühlte sich unwohl in Anwesenheit der Beamten, obwohl sie keinen Grund dafür hatte.

»Entschuldigen Sie, ich habe ganz vergessen, Ihnen etwas zu trinken anzubieten.«

Menkhoff lehnte ab, und auch seine Kollegin schüttelte den Kopf.

»Frau Rossbach, wie wir erfahren haben, hatten Sie schon längere Zeit keinen Kontakt mehr zu Ihrer Halbschwester. Können Sie uns sagen, warum das so war?« Er sah ihr intensiv in die Augen, und dieser Blick war Eva unangenehm. Sie riss sich davon los und betrachtete die schnörkellose Glasschale, die in der Mitte des Tisches stand. »Wir haben uns nicht verstanden. Noch nie.« Sie bemerkte, dass ihre Stimme leise war, und bemühte sich, ihr einen festeren Klang zu geben. »Wir waren wohl einfach zu verschieden.«

»Wodurch machte sich das bemerkbar?«,

wollte die Polizistin wissen, die in ein kleines Buch geschrieben hatte, während Eva sprach.

Eva sah sie an. »Wodurch merkt man, dass man jemanden nicht mag? Wir haben uns wegen jeder Kleinigkeit gestritten, es gab überhaupt nichts, was wir gemeinsam hätten unternehmen wollen. Nicht mal ein dummes Kartenspiel haben wir als Kinder zusammen gespielt. Wenn mir das Essen schmeckte, fand sie es scheußlich, alles, was ich haben wollte, wollte sie auch, und zwar vor mir. Ach, ich weiß nicht. Es ging einfach nicht mit uns beiden.«

»Aber ist das nicht häufig so zwischen Geschwistern?«, fragte die Beamtin, deren Namen Eva vergessen hatte. »Wenn ich mich daran erinnere, wie ich mich früher mit meinem Bruder gestritten habe ...«

»Nein, das war anders.« Evas Blick heftete sich wieder auf die Glasschale. »Das war boshafter, als es normalerweise unter

Geschwistern ist. Sie hat mich gehasst.«

Eine kurze Pause entstand, in der niemand etwas sagte, dann unterbrach Menkhoff die Stille. »Haben Sie sie auch gehasst?«

Eva schüttelte den Kopf. »Ich mochte sie nie, und ich glaube, ich hätte sie oft gerne gehasst, aber ich konnte es nicht, so sehr ich es mir auch manchmal gewünscht habe.«

»Verstehe. Ihr Vater ist vor rund zwei Jahren gestorben und hat Ihnen die Firma hinterlassen, obwohl Sie, wie Sie eben sagten, ein solches Unternehmen gar nicht führen könnten. Was war mit Ihrer Schwester? Wollte die nicht und Sie haben sie ausbezahlt, oder wie war das?«

»Halbschwester«, korrigierte Eva ihn sofort. »Sie hat ein Haus bekommen und diverse andere Dinge.«

Auf Menkhoffs Stirn zeigten sich Falten. »Hatte das zusammen einen ähnlichen Wert wie Ihre Firma?«

»Ja«, antwortete Eva knapp und wünschte, die beiden würden wieder gehen. »Sie hat eine große Summe und Aktienpakete bekommen. Mein Vater hat akribisch darauf geachtet, dass alles gleichmäßig verteilt ist. Er hatte große Angst, eine von uns zu benachteiligen. Er hatte ja vor allem Angst.«

»Was meinen Sie damit?«

»Nach außen war mein Vater der große Firmenchef, aber in Wirklichkeit war er ein sehr ängstlicher Mensch.« Sie stieß ein kurzes, humorloses Lachen aus. »Er hat sogar extra einen versteckten Raum in unserem Haus bauen lassen, als Fluchtmöglichkeit, falls bei uns eingebrochen würde und wir bedroht werden sollten. Doch niemand außer ihm kannte den Zugang zu diesem Schutzraum – aus Angst, wir könnten uns verplappern. So ... paranoid war mein Vater in manchen Dingen. Aber sagen Sie, was hat das alles mit diesem schrecklichen Verbrechen zu

tun?«

»Es gehört zur Routine, sowohl die familiären als auch die finanziellen Hintergründe eines Mordopfers zu hinterfragen, Frau Rossbach. Nicht selten kommt der Täter aus dem direkten Umfeld.«

Eva musste an ihren Traum denken und an die Botschaft auf der Zeitung. »Glauben Sie ... ich meine, halten Sie es für möglich, dass auch ich ...«

»Sie meinen, ob wir glauben, dass Sie gefährdet sind? Nein, dazu gibt es derzeit keine Veranlassung. Was aber nicht heißt, dass Sie nicht vorsichtig sein sollten. Schließen Sie grundsätzlich die Haustür gut ab und achten Sie auf Ihre Umgebung.«

»Wie haben Sie sich eigentlich mit Ihrer Stiefmutter verstanden?«, wollte die Polizistin nun wissen. Eva fand diese Frage sehr persönlich und verstand nicht, was das mit dem Mord an ihrer Halbschwester zu tun haben sollte. Sie hob die Schultern und

antwortete: »Sie war keine sehr herzliche Frau, es gab keine Wärme bei ihr. Aber sonst ... eher normal. Ich habe meine leibliche Mutter nicht gekannt, aber was mein Vater mir über sie erzählt hat ... Sie wäre sicher eine andere Mutter gewesen.«

»Wann ist Ihre Stiefmutter gestorben?«

»1988. Krebs.«

Menkhoff stand auf. »Gut, das war's fürs Erste, Frau Rossbach. Wir werden sicher noch Fragen haben und melden uns wieder bei Ihnen.«

Eva spürte, dass sie erleichtert war. Sie begleitete die beiden zur Haustür, wo der Beamte, Menkhoff, stehen blieb und sich noch einmal zu ihr umdrehte. »Wie gesagt, schließen Sie bitte sorgfältig ab. Und seien Sie im Moment vorsichtig mit neuen Bekanntschaften. Nur zur Sicherheit.«

»Ja, natürlich«, versicherte Eva und dachte daran, wie wenig Wert sie auf neue Bekanntschaften legte.

Nachdem sie die Tür hinter den beiden geschlossen hatte, ging sie zurück ins Wohnzimmer und legte sich auf die Couch. Sie war todmüde und musste ein wenig schlafen.

Wäre Brittas Leben anders verlaufen, hätte sie vielleicht so etwas wie Verzweiflung oder gar Hilflosigkeit empfunden. Schon nach der Meldung im Fernsehen am Vortag hatte sie geahnt, nein, *gewusst*, dass *er* es gewesen war, der diese Frau lebendig begraben hatte. Jetzt, nachdem sie in diesem Zeitungsbericht den Namen der Frau gelesen hatte, gab es für sie gar keinen Zweifel mehr. Er war schon seit Jahren eine tickende Zeitbombe, das hatte sie gespürt, und sie wusste, dass sie nichts hätte tun können, um die Explosion zu verhindern. Jetzt war es also so weit, und diese Erkenntnis machte sie nicht verzweifelt und nicht hilflos, sondern verdammt wütend. *Dieser Scheißkerl*, dachte sie und schob die Zeitung, die sie sich von der Theke mitgenommen hatte, barsch ein Stück von sich, um den Artikel nicht mehr sehen zu müssen. Es war ihr

egal, was er mit der dämlichen Kuh angestellt hatte, aber er versaute ihr am Ende noch das Einzige, was ihr in ihrem gottverdammten Dasein wichtig war.

Sie sah zu der jungen schwarzhaarigen Bedienung hinüber, die gerade im Begriff war, die Gläser vom Nachbartisch abzuräumen. »Noch'n Kölsch.« Die Frau starrte erst sie und dann das noch fast volle Glas Kölsch vor ihr an, und Britta wollte sie schon fragen, was sie nicht verstanden hatte, aber dann nickte die junge Frau und verschwand aus Brittas Blickfeld.

Sie kam öfter in die alte Kneipe am Rheinufer, normalerweise aber eher im Sommer, wenn sie draußen sitzen und den ganzen Leuten zusehen konnte, die am Rhein entlangtrotteten und dabei noch grinsten, als würde es ihnen wirklich Spaß machen. Jetzt hatten die, denen der Laden gehörte, die Stühle und Tische draußen zusammengeklappt, und sie war

gezwungen, sich ins Innere der vergammelten, überhitzten Kneipe zu setzen. Britta überlegte, ob er es bei der einen belassen würde, war sich aber fast sicher, dass ihm die Sache so viel Spaß gemacht hatte, dass er jetzt richtig loslegen würde. Ihre Gedanken lösten sich von ihm und drifteten in eine Richtung ab, wo Britta sie auf keinen Fall haben wollte. Krampfhaft versuchte sie, an etwas anders zu denken, sah sich schnell in der Kneipe um, damit sich ihre Aufmerksamkeit an irgendetwas festmachen konnte, um nur loszukommen von dieser ... dieser fürchterlichen Frau. Es nützte nichts, ihre Umgebung verschwamm, die alten Kneipentische, die hässlichen, irgendwann mal goldglänzenden und jetzt vor Schmutz starrenden Wandlampen, die billigen Drucke mit Rheinmotiven dazwischen – sie traten zurück vor diesem Bild, vor dieser Szene, die sich ihr mit unbändiger Gewalt aufdrängte. Ganz

deutlich sieht sie ihre Mutter vor sich, ...

... das starre Lächeln in ihrem Gesicht, einer Maske gleich, die sie immer trägt, wenn es wieder losgeht. »Was bist du nur für ein undankbares Kind«, hört sie die monotone Stimme, und noch immer sind die Mundwinkel dabei nach oben gezogen, als hätte sie eine spastische Lachlähmung. Britta ist vier und weiß nicht, warum sie in diesem Moment wieder undankbar war, aber das spielt auch keine Rolle, sie hat jetzt keine Zeit, darüber nachzudenken, sondern muss sich für das wappnen, was nun unweigerlich kommen wird. »Du kleines, starrsinniges Gör. Was soll ich denn nun mit dir tun? Wie soll ich denn froh mit dir sein, wenn du mich immer so furchtbar wütend machst?« Britta wendet den Blick von der großen Frau ab und senkt den Kopf, ein Trick, der ihr manchmal wenigstens etwas Zeit

verschafft. Wenn sie sich so benimmt, als würde sie genau wissen, dass sie etwas falsch gemacht hat, redet ihre Mutter manchmal etwas länger auf sie ein, bevor sie dann ... Dieses Mal funktioniert der Trick nicht. Die Hand ihrer Mutter legt sich um ihren Oberarm und drückt zu. Britta beißt die Zähne zusammen, damit kein Laut aus ihrem Mund kommt. Immer fester wird ihr schmaler Arm zusammengedrückt, ihre Haut zwischen den klobigen Fingern gequetscht, und sie weiß, wenn sie auch nur einen Laut von sich gibt, während sich die Fingernägel tief in ihren Arm graben, wird das, was danach kommt, noch viel schlimmer sein. Aber es wird kein Ton aus ihrem Mund kommen, sie ist immer stumm, wenn es nötig ist. Sie muss sich dem Unausweichlichen fügen, und sie weiß, dass es schlimm werden wird. »Dass du mich jetzt dazu zwingst, dich zu

bestrafen, macht mich sehr traurig, du böses Kind. Wie soll ich dich denn lieben, wenn du so zu mir bist, hm? Wie kann man denn so ein hinterhältiges kleines Aas lieben? Kannst du mir das sagen?» In Brittas Bauch macht sich ein flaues Gefühl breit. Ihre Mutter hat ihr eine Frage gestellt, das ist nicht gut. Jetzt kommt es darauf an, sie nicht noch wütender zu machen, aber das ist schwer. Eine falsche Antwort hat die gleichen Folgen wie Schweigen zum falschen Zeitpunkt, und da sie nicht weiß, was sie sagen soll, starrt Britta weiter stumm vor ihre Füße auf den Boden. »So, du bist dir also zu fein, mir zu antworten«, hört sie ihre Mutter sagen, und jetzt liegt ein Ton in ihrer Stimme, der Britta durch Mark und Bein geht. Dieses Mal wird es nicht schnell vorbei sein, das weiß sie jetzt. Ohne ein weiteres Wort zerrt ihre Mutter sie hinter sich her, aus der Küche, durch den

Flur, zur Kellertür. Sie öffnet die knarrende Tür, zieht Britta an sich vorbei und drückt sie an den Treppenabsatz. Britta kann noch einen Blick in das schwarze Loch vor sich werfen, dann katapultiert ein heftiger Schlag gegen ihren Rücken sie nach vorne und lässt sie für einen Moment in der Luft schweben. Die Welt um sie herum beginnt einen irren Tanz der Schmerzen. Als das Poltern aufhört, mit dem ihr kleiner Körper über die Holzstufen nach unten stürzt, und sie auf dem Betonboden des Kellers aufschlägt, hört sie deutlich ein seltsames Geräusch ganz nah an ihrem Ohr. Sofort versucht Britta aufzustehen. Sie muss wieder auf den Füßen stehen, wenn ihre Mutter bei ihr ankommt, das weiß sie, doch als sie sich mit dem Arm abstützen will, um sich vom Boden hochzudrücken, bewegt der sich kein Stück. Dafür tut ihr die Schulter mit einem Mal so furchtbar weh,

dass sie gar nichts dagegen tun kann und laut aufschreit. Die Lampe über ihr leuchtet auf, dann hört sie die Schritte ihrer Mutter auf der Holzterappe.

Wieder versucht Britta aufzustehen, doch sie kann den Arm keinen Zentimeter bewegen, und als sie es panisch ein weiteres Mal versucht, wird ihr von den schrecklichen Schmerzen schlagartig so schlecht, dass sie sich übergeben muss. Als sie wieder zu Atem kommt, ist der große Körper ihrer Mutter über ihr. Verzweifelt versucht es Britta ein weiteres Mal, doch sie schafft es nicht und ergibt sich stöhnend. Ihre Mutter stemmt die Arme in die Seiten und blickt – lächelnd – auf sie herab. »Nun sieh dir die Sauerei an, die du hier angerichtet hast. Dein Kleid, die Bluse, der Boden, alles voll. Pfui. Du schmutziges Mädchen.« Sie schüttelt den Kopf und geht an ihr vorbei.

Britta schaut ihr mit klopfendem Herzen nach. Jetzt hat sie Angst. Als ihre Mutter zielstrebig auf ein altes Regal zugeht und etwas herausnimmt, wird ihr wieder schlecht.

Die Bedienung brachte das Kölsch. Britta brauchte nur zwei, drei Sekunden, um sich zu orientieren, dann nahm sie es ihr aus der Hand, bevor sie es abstellen konnte, trank es in einem Zug leer und hielt es ihr wieder entgegen. »Noch eins.«

Leider sagte die Frau auch dieses Mal nichts. Es wäre Britta ganz gelegen gekommen, Dampf abzulassen.

»Ich kann mir nicht helfen, diese Eva Rossbach ist irgendwie seltsam.« Menkhoff sah zu Jutta Reithöfer, die hinter dem Steuer des Passat saß. Sie waren auf dem Weg nach Hahnwald zu Oliver Glöckner, dem Mann des Opfers. »Was genau meinst du?«

Sie hob die Schulter. »Ich kann es nur schwer beschreiben. Sie kam mir irgendwie abwesend vor. Mein Gott, der Frau gehört ein großes Unternehmen mit was weiß ich wie vielen Mitarbeitern, und sie wirkt wie ein introvertierter Teenager.«

»Was sicherlich ein Grund dafür ist, dass dieser Wiebking die Geschäfte führt. Als Chefin kann ich mir Eva Rossbach weiß Gott nicht vorstellen. So, wie wir sie gerade erlebt haben, wickelt Wiebking die doch um den Finger und macht, was er will.«

Reithöfer nickte. »Ja, und der Kronprinz steht sicherlich schon parat, um zu

übernehmen.«

»Sein Sohn? Gut möglich. Allerdings wird der noch etwas an seinem Durchsetzungsvermögen arbeiten müssen, so, wie der Alte ihm ins Wort gefallen ist und für ihn geantwortet hat. Ich bin mal gespannt, was dieses *eine Zeitlang* heißen sollte. Das klingt mir sehr danach, als hätte Jörg Wiebking noch länger Kontakt zu Inge Glöckner gehabt als sein Vater.«

Als sie vor der Glöckner'schen Villa ankamen, stieß Reithöfer einen Pfiff aus.
»So lässt sich's leben.«

Das weiße Jugendstilgebäude lag etwas zurückgesetzt, die gepflegte Rasenfläche davor wirkte wie ein grüner Teppich.

»Du hast doch die Firma gesehen. Wenn sie den gleichen Wert in Geld und Aktien erhalten hat, wundert mich das hier überhaupt nicht.«

Menkhoff hatte den Mann des Opfers bisher noch nicht gesehen und war

entsprechend überrascht, als er die Tür öffnete.

Oliver Glöckner war ein Beau. Er war etwa so groß wie Menkhoff, der aber mit seinen neunzig Kilo bei einsfüfundachtzig mindestens zehn Kilo schwerer war als Glöckner. Zudem war Glöckner mindestens fünfundzwanzig Jahre jünger. Menkhoff überlegte, dass er damit auch einige Jahre jünger sein musste als das Opfer. Das lange Deckhaar war hellblond gesträht und an der Seite gescheitelt, was dazu führte, dass Glöckner sich immer wieder Strähnen aus dem Gesicht streichen musste, die ihm in die Augen fielen. Seine Zähne waren entweder von Natur aus unverschämt gerade und weiß, oder aber ein Zahnkosmetiker hatte nachgeholfen, was Menkhoff für wahrscheinlicher hielt. Der Kontrast zu der gebräunten Gesichtshaut war so extrem, dass Menkhoff immer wieder auf diese Zähne schauen musste,

sobald Glöckner den Mund aufmachte. Er war leger gekleidet, aber Menkhoff schätzte, dass das, was Glöckner am Leib trug, wahrscheinlich sein halbes Monatsgehalt verschlungen hätte. Wenn er ihm zufällig begegnet wäre, hätte er Glöckner für einen Golf-oder Tennislehrer gehalten.

Nun saßen sie sich in einer Art modernem Salon von der Größe von Menkhoffs Wohnung auf zwei identischen weißen Ledercouches gegenüber, zwischen sich ein niedriges Glastischchen. An der Wand hinter Glöckner gruppierten sich mehrere Fotos, die Inge Glöckner in verschiedenen Situationen zeigten, um eine große Porträtaufnahme von ihr. Sie hatte schulterlange schwarze Haare, braune Augen und ein hübsches, vielleicht etwas strenges Gesicht. Menkhoff versuchte Ähnlichkeiten mit Eva Rossbach zu finden, konnte aber nichts entdecken, worin sich die Halbschwestern ähnelten. Er wandte

sich wieder Glöckner zu, auf dessen Zügen sich deutliche Trauer zeigte. Menkhoff erwischte sich dabei, dass ihm das Wort *plakativ* dazu einfiel, verwarf den Gedanken aber sofort wieder, er wollte nicht ungerecht sein.

»Fühlen Sie sich in der Lage, uns ein paar Fragen zu beantworten, Herr Glöckner?«, fragte Reithöfer, und es war Menkhoff ganz recht, dass sie bei diesem Mann instinktiv die Gesprächsführung übernommen hatte. »Ja. Ja, natürlich, es geht schließlich darum, den Mord an meiner Frau aufzuklären. Natürlich werde ich alles tun, was ich kann, um Ihnen Ihre Arbeit zu erleichtern.«

Reithöfer nickte. »Zuerst einmal: Hatte Ihre Frau Ihres Wissens nach Feinde? Oder gab es Menschen, die ihr das alles hier vielleicht neideten?« Sie sah sich bewundernd in dem Raum um und verdeutlichte damit, was sie meinte.

»Nein, nicht dass ich wüsste. Meine Frau

war überall beliebt, wir haben sehr viele Freunde. Nein, von Feinden oder Neidern weiß ich nichts.«

»Ich habe gelesen, Ihre Frau hatte ein Geschäft in der Neusser Straße?«, übernahm Menkhoff.

»Ja, eine Boutique für Designermode. Nur die besten Marken. Dabei ging es ihr nicht ums Geldverdienen, das war nicht nötig. Die Boutique war eher ein Hobby von ihr. Und jetzt ...« Er schluckte, und Menkhoff fiel auf, dass die Trauer wieder überdeutlich in sein Gesicht zurückgekehrt war. Es schien Glöckner wirklich schwerzufallen, über seine tote Frau zu sprechen, und Menkhoff leistete insgeheim Abbitte dafür, dass er ihn anfangs für wenig authentisch gehalten hatte. Er war sicher ein Lebemann, aber sein Schmerz schien echt.

»Und was machen Sie beruflich, Herr Glöckner?«

»Ach«, sagte er und versuchte sogar ein

Lächeln, was allerdings gründlich misslang, »ich würde mich als Hausmann bezeichnen. Ich kümmere mich um Haus und Garten und all die Dinge, die so erledigt werden müssen.«

»Aha, und ... das tun Sie, seit sie verheiratet sind?«

»Ja, wir haben uns von Anfang an darauf geeinigt, dass ich das übernehme.«

»Ah, verstehe. Wir kommen gerade von Frau Rossbach. Ihre Frau hatte zu ihrer Halbschwester seit vielen Jahren keinen Kontakt mehr. Warum war das so?«

Die Trauer verschwand mit einem Mal aus Glöckners Gesicht. »Eva Rossbach, ja ...« Er schien innerlich mit sich zu ringen und zeigte das auch deutlich, was für Menkhoffs Geschmack eine Spur zu theatralisch war. »Irgendwie eine tragische Gestalt, die liebe Eva.«

»Wie meinen Sie das?«

»Nun, sie ist ... wie soll ich es ausdrücken

... vielleicht nicht ganz gesund.« Menkhoff wartete darauf, dass Glöckner weitersprach, als er das aber nicht tat, sagte er: »Herr Glöckner, würden Sie uns sagen, was Sie damit meinen, dass sie nicht ganz gesund ist?«

Wieder wand Glöckner sich, bis er sich augenscheinlich dazu entschlossen hatte, zu reden. »Na ja, ich weiß das ja auch nur aus zweiter Hand, ich selbst habe sie nie kennengelernt, aber meine Frau erzählte mir, Eva sei immer sehr seltsam gewesen. Sie war wohl schon als Kind ständig verwirrt. Sie wusste oft nicht, wo sie war, und vergaß die einfachsten Dinge, und wenn man sie darauf ansprach, wurde sie wohl schnell aggressiv. Deshalb gab es auch häufig Streit zwischen Inge und Eva.«

»Wissen Sie, ob sie deshalb in ärztlicher Behandlung war?«

»Nein, war sie nicht. Inge erzählte mir, ihre Mutter hätte viele Ansätze gemacht, mit ihr

zu einem Arzt zu gehen, aber ihr Vater hat sich dagegen gewehrt. Wahrscheinlich befürchtete er, es könne darüber geredet werden, dass eine Rossbach-Tochter psychische Probleme hat.«

»Wann brach der Kontakt zwischen Ihrer Frau und Eva Rossbach ab und warum?«

»Ach, ich weiß es gar nicht genau, das muss ein paar Jahre vor meiner Zeit gewesen sein. Und auch den genauen Grund kenne ich nicht, aber Eva war wohl so unberechenbar, dass es irgendwann einfach nicht mehr ging.«

»Herr Glöckner, können Sie uns bitte eine Liste machen mit Ihren Freunden und guten Bekannten? Und falls Ihnen doch noch jemand einfallen sollte, der sich mit Ihrer Frau nicht verstanden hat, schreiben Sie ihn bitte unbedingt mit einem entsprechenden Hinweis dazu.«

»Ja, natürlich, das mache ich.«

Menkhoff lehnte sich zurück und sah

Glöckner an. Der brauchte eine Zeitlang, bis er überrascht fragte: »Wie? Jetzt? Soll ich die Liste jetzt erstellen?«

Menkhoff nickte. »Das wäre nett.«

Glöckner stand auf und kam eine Minute später mit einem Blatt Papier und einem Stift zurück. Während er Namen um Namen untereinander schrieb, unterhielten sich Menkhoff und Reithöfer mit ihm über die Hobbys seiner Frau und ihre Gewohnheiten, ob sie Mitglied in Vereinen gewesen war und ähnliche Routinedinge. Nach etwa einer halben Stunde war die Liste beachtlich lang, und Menkhoff genügte es fürs Erste. Er nahm sie an sich, warf einen kurzen Blick auf die etwa fünfundzwanzig Namen und reichte das Blatt dann an seine Kollegin weiter. »Vielen Dank, wir werden uns mit den Leuten unterhalten. Wir melden uns dann wieder bei Ihnen.«

Als sie schon an der massiven zweiflügeligen Haustür angekommen waren,

drehte Menkhoff sich noch einmal um.
»Sagen Sie, Herr Glöckner, kennen Sie den Geschäftsführer der Rossbach Maschinenbaubetriebe, Herrn Wiebking und dessen Sohn?«

»Ehm, nein, also den alten Wiebking kenne ich nicht. Seinen Sohn kenne ich flüchtig. Er war ein paarmal hier, weil er was mit Inge zu besprechen hatte.«

»Er hatte was mit Ihrer Frau zu besprechen? Wie lange ist das her?«

Glöckner hatte die Stirn in Falten gelegt und schien angestrengt zu überlegen.
»Warten Sie, das war ... hm ... ich glaube ... ja, vorletzte Woche zum letzten Mal.«

»Vorletzte Woche?« Menkhoff war überrascht. »Als wir ihn fragten, hörte es sich für uns so an, als sei das schon Jahre her. Was hat er von Ihrer Frau gewollt?«

»Ich weiß es nicht. Wie schon gesagt, ich habe hier die Rolle des Hausmannes. Für die geschäftlichen Dinge ist meine ... *war*

meine Frau zuständig.«

»Und wie kommen Sie darauf, dass es etwas Geschäftliches war, über das Herr Wiebking mit Ihrer Frau gesprochen hat?«

Glöckner hob die Schultern. »Inge erwähnte so etwas. Ich habe dann nicht weiter nachgefragt, aber immerhin hat er eine hohe Position in der Firma, die Inges Vater gehörte.«

»Und die jetzt Eva Rossbach gehört.«

»Wie gesagt, ich weiß nicht, worüber die beiden gesprochen haben. Vielleicht fragen Sie ihn besser selbst.«

»Ja, das werden wir tun.«

Menkhoff ging an Glöckner vorbei nach draußen, Reithöfer folgte ihm. Als sie im Auto saßen, sagte sie: »Wer hätte gedacht, dass *eine Zeitlang* in der Wiebking'schen Definition eineinhalb Wochen sind.«

Menkhoff nickte grimmig. »Auf das Gespräch mit Herrn Wiebking junior bin ich schon sehr gespannt. Wir werden gleich

nachher noch mal zu ihm fahren, aber zuerst muss ich was essen. Hast du Hunger? Ich lad dich ein.«

Reithöfer warf ihm einen schmunzelnden Blick zu. »Wer kann einer solch charmanten Einladung schon widerstehen, Herr Hauptkommissar.«

Nur wenige Sekunden, nachdem Eva die Augen geöffnet hatte, wusste sie, wo sie sich befand, und die Erkenntnis entlud sich in einem langgezogenen Schrei, der ihr selbst durch Mark und Bein ging. Als ihr die Luft wegblieb, atmete sie gierig wieder ein und schrie erneut: »Nein, neiiiiiiin.« Ihre Hände schnellten hoch und drückten kraftlos gegen den gepolsterten Deckel, die Füße stießen schon nach Zentimetern auf Widerstand. Sie kämpfte gegen die Panik an, die sich wie eine schwere, kratzende Decke über sie legte und ihr die Luft zum Atmen rauben wollte, sie brüllte sich selbst zu: »Nein, nicht, es nützt nichts, du weißt es doch.« Und doch begannen ihre Arme und Beine zu zucken in dem Drang, gegen die Wände und den Deckel des Sargs zu hämmern, in dem sie erneut eingeschlossen war. Ihr Atem ging stoßweise, aber sie zwang sich, nicht wild um sich zu schlagen.

Sie musste Ruhe bewahren.

»O Gott, das ist kein Traum.« Sie erkannte ihre eigene Stimme nicht wieder. »Das ist real. Ich ... ich bin eingesperrt. Das ist kein Traum. Kein Traum.« Beim letzten Wort brach ihre Stimme, die Panik überrollte sie. Sie bäumte sich auf und schlug wild um sich. Sie spürte keine Schmerzen, hatte keine Gedanken außer dem einen: *Ich muss raus*. Die Welt war ein Chaos aus dumpfen, wummernden Geräuschen und verdrehten Gliedmaßen, aus Schreien und einem schnell näherkommenden schwarzen Abgrund. Selbst als es wieder erste sinnvolle Bruchstücke des Denkens gab, war ihr ganzer Körper noch in unkontrollierter Bewegung. Schließlich wurden ihre Bewegungen langsamer und mündeten in einen letzten, kraftlos ausgeführten Schlag gegen die Seitenwand. Dann lag Eva still. Sie schnappte nach Luft, aber was sie mühsam

einatmete, schmeckte alt und muffig. Die Atemluft wurde knapp. Sie hatte mit ihrem irren Gezappel zu schnell zu viel verbraucht. Das kostete sie nun wertvolle Minuten. Minuten ihres Lebens? Sie musste ... ja, sie *musste* ruhiger werden, flacher atmen, Sauerstoff sparen. Ruhig, ja, ruhig war wichtig, wenn sie überhaupt eine Chance haben wollte. *Flach atmen, Eva, ganz flach.* Wie war es beim letzten Mal? Irgendwann war alles schwarz geworden, und dann war sie in ihrem Bett aufgewacht. Ja, in ihrem Bett, vielleicht würde sie gleich wieder in ihrem Bett liegen? Natürlich würde sie das. Es musste einfach so sein. Genau. Aber was, wenn nicht? *Flach atmen, ruhig bleiben. Nachdenken.* Was, wenn das letzte Mal nur ein Vorgeschmack auf das gewesen war, was noch kommen sollte? Was jetzt kam? Nein, nein, halt, das war nicht gut. Gar nicht gut. Keine guten Gedanken. Wenn man im einen Moment zu

Hause in seinem Bett ist, und im nächsten eingeschlossen in einen Sarg, und gleich darauf wieder in seinem Bett aufwacht, dann ist das eindeutig ein Traum. Dann *musste* es ein Traum sein. Ein sehr realistischer, zugegeben, aber ... ein Traum. Eva kicherte, und es hörte sich für sie selbst irre an. Sie lag jetzt wahrscheinlich in ihrem Bett und schlug wie wild um sich, und wenn sie gleich aufwachte, tat ihr wieder alles weh, und sie würde sich wundern, wie das sein konnte. Und dabei sah sie jetzt, hier, in diesem Traum-Sarg, vollkommen klar und wusste, wie alles zusammenhing. Ein böser, ein ganz übler Traum. Konnte man im Traum ersticken, wenn die Luft knapp wurde? Wieder kicherte sie, brach abrupt ab. War sie verrückt? *O nein, schlimmer Gedanke. Geh weg.* Vielleicht schlief sie ja gar nicht? Vielleicht lag sie schon längst angebunden in einem Anstaltsbett und dachte nur, sie

hätte sich gerade noch zu Hause mit den Polizisten unterhalten? Vielleicht bildete sie sich ja überhaupt alles nur ein, und ihr ganzes Leben war ein nicht enden wollender Albtraum? Sie hustete. Die Atemluft wurde immer knapper. Flach atmen, Eva, ganz flach. *Muss hier raus!* Wir wollen doch die Zeit, bis wir wieder aufwachen, möglichst ohne Erstickungsanfälle hinter uns bringen, nicht wahr? Erneutes Kichern. Dumm nur, dass sie sich nachher, nach dem Aufwachen, wahrscheinlich wieder fragen würde, ob das ein Traum gewesen war oder die Realität. Wenn sie nur irgendwie ... Husten ... Reiß dich zusammen, Eva, denk endlich nach, wenn du das nicht immer wieder erleben willst. *Ich muss hier raus! Denk nach.* Wie konnte sie ihrem wachen Ich mitteilen, dass das hier gerade ein Traum war ... eine Botschaft. Ja, das war es doch. Eine Botschaft, etwas, das sie sicher wissen ließ,

dass ... Ja, genau, Eva, eine Botschaft aus dem Sarg. *Etwas, das eigentlich nicht mehr da sein dürfte, wenn ich aufwache.* Ihre Finger tasteten an den Seitenwänden entlang, fanden aber nicht, was sie suchten. Also tastete sie den Deckel über sich ab und wurde fündig. Direkt auf Höhe ihres Gesichts, rechts in der Ecke, wo der Deckel auf der Seitenwand auflag, konnte sie ein Stück des Stoffs packen, mit dem der Sarg ausgekleidet war, einen kleinen Zipfel, der etwas herausstand. Sie konnte immer schwerer atmen, es war, als würde sich die Luft dagegen sperren, als würde sie immer ... dicker werden. *Gut, dass ich nicht dick bin,* dachte sie. *Dann wäre hier drinnen noch weniger Platz.* Andererseits wäre sie dann wahrscheinlich schon wieder aufgewacht, weil kein Sauerstoff mehr in dem Sarg war. Kein Sauerstoff. *Schlecht, Eva, ganz schlecht.* Sie zog an dem Stoffzipfel und spürte, wie er ein wenig

nachgab, aber das Geräusch fehlte, auf das sie gehofft hatte. Sie versuchte es erneut, packte mit Daumen und Zeigefinger zu, so fest sie konnte, und zog mit aller Kraft. Der Stoff gab zuerst wieder nicht nach, dann aber riss er doch, es gab keinen Widerstand mehr, und ihre Hand schnellte zurück und schlug gegen ihren Mund. Der Schmerz trieb ihr Tränen in die Augen, und nur Sekunden später spürte sie den kupfernen Geschmack frischen Bluts auf ihrer Zunge. Sie stöhnte auf, verdrängte aber im nächsten Moment alle Schmerzen, als ihr bewusst wurde, dass sie Erfolg gehabt hatte. Sie spürte, dass sie ein abgerissenes Stück Stoff zwischen den Fingern hielt. Husten. Es wurde immer enger. Sie überlegte fieberhaft, dann tastete sie an sich herab. Sie trug keine Hose, aber einen Slip. Dort hinein stopfte sie das Stoffstück, an die Seite. Würde sie sich daran erinnern, wenn sie aufwachte? Würde

sie aufwachen? Wäre das Stoffstück dann noch da? Das Atmen wurde fast unmöglich, und in dem krampfhaften Versuch, den verbliebenen Sauerstoff mit aller Gewalt in ihre Lunge zu pressen, fiel die Panik sie wieder an, hinterrücks und so überraschend, dass sie sich nicht dagegen wehren konnte und sich dem chaotischen Strudel ihres taumelnden Verstands ergeben musste. Krächzend, den letzten Rest Sauerstoff verbrauchend, wehrte sich ihr ganzer Körper verzweifelt gegen den Sarg und ...

... Evas Blick strich über die Uhr auf dem Sideboard schräg gegenüber der Couch. Sie riss sich davon los und sah sich um. Es war zweifelsfrei ihr Wohnzimmer, in dem sie saß. Nahtlos, ohne Übergang. Sie schüttelte den Kopf, presste die Fingerspitzen der Mittelfinger gegen ihre Schläfen und legte die Hände dabei auf ihre Wangen. Es überraschte sie nur wenig, dass ihre Handgelenke und Handballen höllisch

schmerzten. Und auch die Füße und ihre Hüfte ... Sie überlegte, dass es trotzdem anders war als beim ersten Mal. Kein langsames Erwachen, kein Stück für Stück Zurückgleiten aus diesem furchtbaren Traum in die Realität. Kein Erwachen am Morgen in ihrem Bett. Im Bruchteil einer Sekunde hatte sich das Bild verändert, das sie wahrnahm. Die Schwärze innerhalb des geschlossenen Sargs war in einem einzigen Augenblick ausgetauscht worden gegen ihre Uhr in Säulenform auf dem Sideboard gegenüber, gegen Tageslicht. Und nicht nur das. Hatte sie sich gerade noch liegend gewunden und gegen die Wände und den Deckel des Sargs gekämpft, so saß sie jetzt, nur einen Augenblick später, aufrecht auf ihrer Couch. War sie im Sitzen eingeschlafen und hatte geträumt? Ein Tagtraum? Konnte ein Traum so abrupt enden? War es überhaupt ein Traum gewesen? Es war ihr so real vorgekommen.

Andererseits, wenn sie in der einen Sekunde kurz vor dem Erstickten war, und in der nächsten in ihrem Wohnzimmer saß, müsste sie dann nicht zumindest außer Atem sein? Also musste es doch ein Traum ... ihr Slip. Evas Herzschlag beschleunigte sich rasant. Sie hatte in diesem Sarg einen Stofffetzen ... Sie sah an sich herab und stellte fest, dass sie Jeans trug. Natürlich, warum sollte sie auch am helllichten Tag im Slip im Wohnzimmer sitzen? Sie sprang auf und öffnete mit einer hastigen Bewegung die Knöpfe, streifte den Hosenbund über die Hüften und suchte in ihrem Slip nach dem Stück Stoff. Als sie es nicht finden konnte, obwohl sie alles abgetastet hatte, ließ sie sich auf die Couch fallen und zerrte die Jeans über ihre Beine und Füße. Sie hörte sich selbst dabei aufstöhnen, ignorierte es aber. Danach entledigte sie sich ihres Slips, den sie sofort eingehend untersuchte. Nichts. Als sie auch auf der

Innenseite ihrer Jeans nichts fand, stand sie auf und suchte die Couch und den Boden um sich herum ab. Nach einigen Minuten gab sie schließlich auf und war sicher: Es gab keinen Stofffetzen. Alles war also tatsächlich nur ein Traum gewesen. Gut nur, dass sie auf die Idee mit dem Stück Stoff gekommen war und es jetzt auch noch wusste. Sie hatte zwar noch immer keine Ahnung, wieso ihr die Hände und Füße so weh taten, aber der Test mit dem Stoff hatte es bewiesen: Der Sarg war ein Traum. Nur ein böser, schlimmer Traum. Eva horchte in sich hinein und versuchte herauszufinden, ob sie über diese Erkenntnis erleichtert oder besorgt war. Sie betrachtete ihre Hände. Die Knöchel waren stark gerötet, an einer Stelle am Handrücken schien sich ein blauer Fleck zu bilden. Wie war das möglich? Aber sie wollte in diesem Moment nicht weiter darüber nachdenken. Sie war also nicht vollkommen durchgedreht, nein,

sie träumte einfach nur sehr realistisch und intensiv. Sie stand auf und ging in die Küche, um sich die Coolpacks aus dem Kühlschrank zu holen, mit denen sie ihren geschundenen Händen etwas Gutes tun wollte. Als sie die Kühlschranktür öffnete, kam ihr die Milchflasche entgegen, die sie offensichtlich nicht richtig hineingestellt hatte. Sie stieß ein überraschtes »Hach« aus und bekam die Flasche gerade noch zu fassen, bevor sie zu Boden fallen konnte. Dieses »Hach« verursachte ihr einen unangenehmen Schmerz am Mund, den sie sich nicht erklären konnte. Sie stellte die Flasche in den Kühlschrank zurück und tastete mit den Fingerspitzen vorsichtig über ihre Lippen. Ihre Oberlippe fühlte sich seltsam an, knubbelig, uneben, fremd. Zudem tat die Berührung weh. Eva drückte die Kühlschranktür zu und ging mit schnellen Schritten ins Badezimmer, vor den Spiegel, sah hinein ... und stieß einen entsetzten

Schrei aus. Wie erstarrt stand sie vor dem Spiegel, bis sie es endlich schaffte, die Hand zu heben und vorsichtig mit den Fingerspitzen über die dick angeschwollene, blutverkrustete Oberlippe zu streichen.

Eva dachte an ihre Hand, die einen Stofffetzen im Inneren des Sargs abriss, die zurückschnellte und gegen ihren Mund schlug, an den Schmerz, den sie dabei empfunden und an das Blut, das sie geschmeckt hatte. Konnte man in einem Traum überhaupt Schmerz empfinden? Einen Geschmack zuordnen? Ging das? Die geröteten, pochenden Stellen an ihren Händen und Füßen waren eine Sache, die konnte sie sich zugefügt haben, als sie im Traum um sich geschlagen hatte. Aber eine aufgeplatzte Oberlippe? Verursacht durch einen heftigen Schlag, an den man sich ganz genau erinnern konnte? Noch immer strichen ihre Fingerspitzen über die Lippe,

als müssten sie sich wieder und wieder davon überzeugen, dass das, was sie sah, der Wahrheit entsprach. Sie bemerkte, dass ihre Finger zu zittern begannen, und ließ sie sinken. Was war nur mit ihr los? Wurde sie am Ende wirklich langsam verrückt? War etwas, das vielleicht ihr ganzes Leben lang schon in ihr geschlummert hatte, nun ausgebrochen?

Sie bekam Angst, zitterte plötzlich am ganzen Körper und schaffte es gerade noch, sich auf den Rand der Badewanne sinken zu lassen, bevor ihr die Beine den Dienst versagen konnten.

Sie hatte eine Verletzung, hier und jetzt, die sie sich selbst zugefügt hatte, in einem vermeintlichen Albtraum, eingeschlossen in einen Sarg. Also doch kein Traum? Was aber war dann mit dem Stück Stoff, das sie sich extra in den Slip gesteckt hatte? Es hätte da sein müssen, wäre all das real gewesen. Oder ... Gott, der Gedanke war ja

noch viel schlimmer als alles andere: Träumte sie vielleicht jetzt? War der Sarg die Realität, und sie war bewusstlos geworden und träumte jetzt, sie sei zu Hause, in ihrem Badezimmer, frei, während ihr Körper in Wahrheit in diesem Sarg lag, lebendig begraben, und starb? Ihre Gedanken überschlugen sich, sie hatte das Gefühl, nicht mehr richtig denken zu können. Alles schien falsch, nichts ergab einen Sinn, und es schien keinen Weg zu geben, aus diesem Teufelskreis herauszukommen. Oder doch? Gab es eine Chance? Vielleicht ...

Eva erhob sich, zaghaft erst und darauf gefasst, dass ihre Beine sie nicht tragen würden. Sie stand zwar etwas wackelig, aber es ging besser, als sie erwartet hatte. Sie wankte ins Wohnzimmer, griff sich ein Telefon und drückte auf eine Kurzwahltaste. Nach mehrmaligem Klingeln meldete sich Wiebke. Eva atmete durch und sagte:

»Wiebke, ich möchte ... Ich ... Kannst du einen Termin für mich bei ... bei deinem Freund machen, bitte? Bald?« Dann verabschiedete sie sich schnell und legte wieder auf.

Er lag auf dem Bett, bewegungslos, den Blick starr an die Decke gerichtet. Sein Denken war eine disharmonische Sinfonie aus Wut und Hass, eine Diashow bizarrer Bilder, deren Hauptmotiv unsägliche Schmerzen waren, kurz und grell, wie durch aufflackernde Scheinwerfer im Sekundentakt aus bleierner Schwärze gerissen, um im nächsten Moment wieder im Nichts zu versinken, Platz zu machen für das nächste Grauen.

Laute drangen durch seine kaum geöffneten Lippen, die kein Zuhörer als Worte erkannt hätte, Laute, deren Sinn sich nur ihm erschloss, Vorboten einer neuen Ausgeburt abgrundtiefen Hasses.

Es geschah nicht, was geschehen sollte. Niemand tat, was er tun sollte. Sie hatten es nicht verstanden. Keiner hatte verstanden.

Er schlug mit den zu Fäusten geballten Händen wütend neben sich auf die

Matratze, so fest, dass sein Körper nachfederte. Sie hatten es überhaupt nicht verstanden. Wie dumm sie alle waren. Ohne Hirn, ohne Verstand. Und was musste getan werden, wenn sich ein kleines Miststück partout dagegen wehrte, die Dinge zu verstehen? Man musste dieses dumme, verdorbene Geschöpf reinigende Schmerzen spüren lassen. Nicht diese Wehwehchen, nein, Schmerzen, die so klar waren, dass sie den Verstand befreien von allen unnötigen und schmutzigen Gedanken. Wahre, ausdauernde Schmerzen, die ihre Quelle nicht nur am Körper, sondern auch im Kopf hatten.

Sein Mund verzog sich zu etwas, das er als Lachen empfand. Niemand wusste von seiner Existenz. Niemand außer ihr. Aber es nutzte ihr nichts, er war schlauer als sie, und er war stärker. Sie konnte überhaupt nichts tun, musste tatenlos dabei zusehen, wie er seinen Plan verwirklichte. Er brannte darauf,

sich endlich zu erkennen zu geben, allen zu zeigen, wer er wirklich war. Noch war es zu früh, er musste die Bedingungen dafür erst schaffen, und das war mehr Arbeit, als er gedacht hatte. Weil sie so dumm waren. Aber er würde nicht aufgeben. Er hatte ja gerade erst angefangen.

Diese Ignoranten sahen ihn an und sahen ihn doch nicht. Aber nicht mehr lange, dann würden sie verstehen. Bald schon.

Er schloss die Augen.

Sie hatten in einer kleinen Pizzeria in der Marzellenstraße gegessen, unweit von Menkhoffs Wohnung am Ursulakloster. Der Wirt kannte Menkhoff, er hatte schon oft dort bei einer Pasta gegessen und seinen Gedanken nachgehangen.

Nun parkte Reithöfer den Passat fast an der gleichen Stelle auf dem Betriebsparkplatz, an dem er auch am Vormittag schon gestanden hatte. Der Pförtner begnügte sich dieses Mal damit, ihnen die Besucherausweise durch den Schlitz in der Glasscheibe zu reichen. »Wir möchten dieses Mal bitte zu Herrn Jörg Wiebking«, erklärte Menkhoff, als der Mann gerade zum Telefon greifen wollte, woraufhin der mit der Schulter zuckte und die Nummer aus einer Liste auf seinem Schreibtisch heraussuchte. Dabei ließ er seinen Zeigefinger von oben nach unten über das Blatt wandern. Nachdem er die

Nummer gefunden und sie angemeldet hatte, erklärte er ihnen, dass Jörg Wiebkings Büro auf halbem Weg zu dem seines Vaters lag, und dass sie das ganz einfach finden würden.

»Das ging ja schnell«, begrüßte der Ingenieur sie, nachdem sie von seiner Sekretärin angemeldet worden waren und sein Büro betraten. Es war etwas kleiner als das seines Vaters und moderner eingerichtet. Die vorherrschende Farbe war Schwarz. Die wuchtige Schreibtischplatte ruhte ebenso wie die beiden bequem aussehenden Lederstühle davor auf Chromgestellen. Bis auf einen breiten Computermonitor und einige Schreibutensilien war der Schreibtisch leer. Es sah aus, als sei der Besitzer gerade im Urlaub. Der hohe Chefsessel dahinter wirkte mit seinem samten aussehenden Leder edel und teuer. Ein riesiges Gemälde, das nur einen schwarzen Punkt von der Größe

eines Fußballs auf einer blauen Fläche zeigte, beherrschte die Wand dahinter. Nicht zum ersten Mal fragte Menkhoff sich, welche Art von Kunstverständnis man haben musste, um so etwas schön zu finden. Rechts neben dem Schreibtisch standen an der Wand drei weitere der Lederstühle, allerdings ohne Armlehnen, und Jörg Wiebking bedeutete ihnen, darauf Platz zu nehmen. Er wartete, bis sie saßen, und ließ sich dann ihnen gegenüber nieder. »Ja, also, Sie hatten ja angekündigt, dass Sie noch mit mir sprechen wollten, aber wie schon gesagt, so schnell habe ich nicht mit Ihnen gerechnet.« Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Leider habe ich schon in zwanzig Minuten ein wichtiges Meeting, und ich muss mich noch ...«

»Wir machen es kurz, Herr Wiebking«, unterbrach Menkhoff ihn. »Wir haben nur ein paar Fragen. Für den Moment. Beginnen wir doch damit, wann Sie Inge Glöckner zum

letzten Mal gesehen haben. Sie sagten, das sei eine Zeitlang her. Wann genau war das?«

Wiebking schürzte die Lippen. »Ich glaube, vor drei Wochen etwa.«

»Oder vielleicht vorletzte Woche?«, fragte Reithöfer.

»Vorletzte Woche ... ja, doch, stimmt, Sie haben recht. Es war vorletzte Woche. Wenn ich mir vorstelle, dass es das letzte Mal war, und dass sie jetzt ... schreckliche Geschichte.«

»Ja, das finden wir auch. Was war der Grund für Ihr Treffen mit Frau Glöckner?«

»Der Grund? Ach, nur so. Wir kannten uns und haben uns ab und an gesehen. Wie man sich eben so trifft unter Bekannten. Ich war zufällig in der Nähe und habe Hallo gesagt. Wir haben ein Glas zusammen getrunken, ein wenig geplaudert, und das war's.«

Menkhoff sah Reithöfer an, und zwar so

demonstrativ, dass Wiebking es bemerken musste. Dann wandte er sich wieder an den Ingenieur. »Also eine rein private Bekanntschaft?«

»Ja. Mein Gott, genau wie Eva kenne ich Inge schon ewig. Nach ihrer Hochzeit haben wir uns zwar nicht mehr oft, aber doch hin und wieder noch gesehen. Ich kaufe ab und zu in ihrer Boutique ein.«

»Wie ist ihr Verhältnis zu Eva Rossbach?«

»Eva ... sie ist genau genommen meine Chefin, auch, wenn mein Vater die Geschäfte führt. Und ich mag sie.«

»Weiß sie von Ihrer ... Bekanntschaft mit Inge Glöckner?«

Die Frage war ihm unangenehm, das konnte Menkhoff deutlich an Wiebking's Gesicht ablesen.

»Ich glaube nicht, also, ich denke, sie weiß nichts davon. Die beiden haben sich nicht besonders verstanden, wie Ihnen ja bekannt ist, und wenn Eva davon wüsste, wäre sie

mit Sicherheit sauer. Wie gesagt, ich habe Inge nur ab und zu gesehen, zu wenig, um mein freundschaftliches Verhältnis zu Eva damit zu belasten, verstehen Sie? Eva ist so ... ich meine, sie war so besessen von ihrem Hass auf Inge, sie hätte das nicht verstanden und es mir übelgenommen. Das wollte ich nicht. Andererseits habe ich auch nicht eingesehen, warum ich keinen Kontakt zu Inge haben sollte, immerhin kannte ich sie genauso lange wie Eva. Ich wollte mich einfach Eva gegenüber nicht dafür rechtfertigen müssen.« Er machte eine Pause und schüttelte den Kopf. »Ich kann immer noch nicht glauben, dass Inge tot ist.«

»Ja. Was sagt Ihr Vater dazu?«

»Wozu?«

»Zu Ihrem Kontakt zu Inge Glöckner.«

Wiebking senkte den Blick. »Er weiß auch nichts davon.« Seine Stimme war bedeutend leiser geworden.

Reithöfer sah von ihren Notizen auf. »Sie wollten wahrscheinlich auch die Diskussion mit ihm vermeiden, nehme ich an.«

»Ehm, ja, das kann man so sagen. Mein Vater ist ...« Er schien nach Worten zu suchen, und sie nicht zu finden. »Dominant?«, schlug Reithöfer vor, woraufhin er nickte. »Ja, er ist sehr dominant. Er ist Eva gegenüber zu einhundert Prozent loyal, und dazu gehört es für ihn offensichtlich auch, vollkommen unreflektiert die Menschen nicht zu mögen, die Eva Rossbach nicht mag.«

»Verstehe«, sagte Reithöfer. »Was halten Sie von Inge Glöckners Mann?«, schaltete sich Menkhoff wieder ein, woraufhin Wiebking den Mund verzog. »Ich mag ihn nicht, er ist ein Schnösel, der sich an Inge drangehängt hat, weil sie sehr vermögend ist. Er hat keinen Beruf, arbeitet nicht und lässt sich von ihr aushalten.«

»Das ist eine klare Meinung. Aber

immerhin hat sie ihn geheiratet.«

»Ja, weil er ihr den Kopf verdreht hat mit seinem Aussehen und seinen schmierigen Komplimenten. Er hat sie mit Geschenken überhäuft und kam jeden Tag mit einer neuen Überraschung an. Inge hat sich davon blenden lassen und schließlich eingewilligt, ihn zu heiraten.«

»Hm ... Was denken Sie, hat sie ihn geliebt? Und er sie?«

Wiebking stieß einen Zischlaut aus. »Er hat ihr Geld geliebt. Und was sie betrifft – ich denke, sie hat ihn bald nach der Hochzeit durchschaut. Von Liebe war da jedenfalls nichts mehr zu spüren. Im Gegenteil. So, wie die beiden miteinander umgegangen sind, kam mir das eher wie eine lästige Wohngemeinschaft vor.«

»Aber warum hat sich Frau Glöckner dann nicht scheiden lassen?«

»Ich weiß nicht, vielleicht, weil er sie vor ihrer Hochzeit dazu gebracht hatte, keinen

Ehevertrag zu machen. Ich kenne mich mit dem Scheidungsrecht nicht so gut aus, aber ich nehme an, sie hätte ihm bei einer Scheidung viel Geld zahlen müssen. Ich kann mich irren, aber ich wette, nun erbt er alles. Er ist jetzt steinreich.«

»Das hört sich fast so an, als würden Sie ihm das missgönnen, Herr Wiebking.«
Reithöfer sah ihn erwartungsvoll an.

»Ach, was heißt missgönnen. An dem Kerl ist einfach nichts echt. Er taugt nichts, und ich finde es eine Schande, dass die Hälfte all dessen, was mein Vater zusammen mit Kurt Rossbach in Jahrzehnten aufgebaut hat, nun in die Hände dieses Blenders fällt. Ich gebe ihm fünf Jahre, dann hat er alles durchgebracht.«

»Hm ...«, machte Menkhoff. »Eine andere Frage: Ihr Vater ist nicht mehr der Jüngste. Wie wird es mit Frau Rossbachs Firma weitergehen, wenn er aufhört?«

Jörg Wiebking zögerte einen Moment.

»Das weiß ich nicht. Noch erfreut sich mein Vater ja bester Gesundheit, und an ein Aufhören ist nicht zu denken. Er ist so in seiner Aufgabe gefangen, die Firma für Eva weiter zu leiten, dass er wahrscheinlich erst aufhören wird, wenn er nicht mehr in der Lage ist, selbständig in sein Büro zu kommen.«

»Haben Sie noch nie mit ihm über das Danach gesprochen?«

»Das ist für meinen Vater noch kein Thema.«

Die Tür wurde nach einem kurzen Klopfen einen Spalt weit geöffnet, und Wiebking's Sekretärin streckte den Kopf herein. »Entschuldigen Sie bitte die Störung, aber Sie müssen los.«

Er nickte. »Ja, ich weiß, danke«, woraufhin die Sekretärin sich wieder zurückzog.

»Gut, Herr Wiebking, dann halten wir Sie nicht weiter auf. Wir melden uns, wenn wir noch Fragen an Sie haben.«

Auf dem Weg zum Präsidium waren sich Menkhoff und Reithöfer einig, dass es sicher nicht das letzte Gespräch war, das sie mit Jörg Wiebking geführt hatten.

Eva stand am Küchenfenster und starrte gegen das Glas. Es war, als würde ihr Blick von der Scheibe reflektiert und ins Nichts umgelenkt, sie nahm nichts von den Dingen draußen in ihrem Garten wahr. Sie hatte versucht, den bisherigen Tag Revue passieren zu lassen, aber mit Erschrecken festgestellt, dass sie es nicht konnte. Ihre Sinne waren wie vernebelt, so als hätte sie starke Medikamente genommen. Da waren nur Bruchstücke – Wiebkes Besuch, dieser furchtbare Traum, das scheinbar nahtlose Erwachen im Wohnzimmer auf der Couch ... Ach, und dann war da noch der Besuch der beiden Polizeibeamten, Menkhoff und ... der Name der Polizistin fiel ihr nicht mehr ein, sie hatte ihn vergessen. Vergessen. Das schien eines der Hauptmerkmale ihres momentanen Lebens zu sein. Das Telefon läutete. Eva fragte sich, was es ihr bedeutete, dass Inge nicht mehr da war.

Ermordet. Lebendig begraben. Während sie davon träumte, auch lebendig begraben zu ... Das Telefon. Es läutete noch immer. Wer konnte das sein? Wahrscheinlich Wiebke, genau – sie hatte Wiebke ja gebeten, einen Termin für sie bei ihrem Freund, dem Psychiater, zu machen. Aber was wollte sie überhaupt dort? Das Telefon läutete weiter, und endlich schaffte Eva es, sich vom Fenster loszureißen und den Hörer in die Hand zu nehmen, der neben ihr auf der Arbeitsplatte lag.

Aber es war nicht Wiebkes Stimme, die ihr in geschliffener Art ihr Beileid zum Tod ihrer Halbschwester ausdrückte, sondern die von Hubert Wiebking. »Ja«, sagte Eva. »Danke, Hubert, Das ist sehr aufmerksam. Aber du weißt ja, dass wir uns nicht sehr nahestanden.«

»Ja, Eva. Du wirst nicht um sie trauern, und ich kann dich verstehen. Auch wenn ich der Meinung bin, dass Inge nichts für die Dinge

kann, die geschehen sind, wie du ja weißt. Aber ich verstehe dich trotzdem und stehe zu dir. Das ist es, was ich dir hauptsächlich mitteilen wollte. Mach dir bitte keine Vorwürfe, wenn du nicht um sie trauern kannst. Das ist menschlich. Und sei dir gewiss, dass ich dich verstehe.«

»Danke.«

»Ruf mich an, wenn du jemanden brauchst, ja?«

»Ja, Hubert, ich danke dir.«

Sie beendete das Gespräch und legte den Hörer auf die Arbeitsplatte zurück. *Mach dir keine Vorwürfe, wenn du nicht um sie trauern kannst*, hatte Hubert gesagt. Sie horchte in sich hinein, suchte nach ihren Gefühlen bei dem Gedanken, dass Inge nicht mehr lebte. Sie fand nichts. Keine Trauer, keine Genugtuung, einfach nichts. War sie deshalb verachtenswert? Müsste sie nicht um ihre Halbschwester trauern, ganz egal, was gewesen war? Immerhin

hatten sie den gleichen Vater. Eva stieß ein kurzes, humorloses Lachen aus. Es klang in ihren eigenen Ohren wie das entfernte Bellen eines Hundes. Ihr Vater, Gründer der Rossbach Maschinenbaubetriebe, Herr über vierhundert Angestellte und angesehener Kölner Bürger, der sich in den höchsten Kreisen bewegt hatte, bei dem Politiker und sonstige Größen ein und aus gegangen waren.

Wieder klingelte das Telefon, und dieses Mal nahm sie das Gespräch direkt an. Es war Wiebke. »Ich habe einen Termin bei Burghard für dich, Eva.«

»Ich ... Ich weiß nicht, Wiebke, ich denke, das war vielleicht ein wenig vorschnell von mir. Eigentlich brauche ...«

»Eva, ich habe den Termin jetzt für dich gemacht, und ich bitte dich inständig, wenigstens einmal mit ihm zu sprechen und ihm von dieser Sache mit deinem Traum zu erzählen. Wenn du dich nicht wohl fühlst,

dann gehst du einfach wieder, und ich werde dich nie mehr bedrängen. Aber bitte tu mir den Gefallen, und geh morgen früh dahin, ja?»

»Was? Morgen früh schon? Aber warum denn ...«

»Weil ich gebettelt habe«, fiel ihre Freundin ihr erneut ins Wort. »Ich habe Burghard gesagt, es ist wichtig, und er hat herumtelefoniert und ein paar andere Termine umgelegt, damit du morgen gleich als Erste zu ihm kommen kannst. Deswegen hat es auch ein bisschen gedauert.«

Evas Gedanken rasten. Ein Psychiater. Für sie. »Also gut«, sagte sie schließlich und wunderte sich darüber. »Wann soll ich da sein?«

»Gleich um acht. Soll ich mitkommen?«

Ja, bitte, schrie eine Stimme in ihr. »Nein, schon gut«, sagte sie im gleichen Moment. »Ich bin ja schließlich eine erwachsene

Frau. Auch, wenn ich mich manchmal vielleicht nicht so benehme.«

»Sehr gut, ich bin wirklich froh, dass du dich dazu entschlossen hast. Du wirst sehen, Burghard ist ein sehr einfühlsamer Mensch, der verdammt gut zuhören kann. Sei einfach offen zu ihm und erzähl ihm alles. Das kannst du. Du weißt, er hat Schweigepflicht und ...«

»Ich weiß das, Wiebke«, schnitt Eva nun ihrerseits ihrer Freundin das Wort ab. »Ich werde hingehen, aber ich weiß noch nicht, wie viel ich ihm erzählen kann. Vielleicht gehe ich nach fünf Minuten wieder. Dann darfst du mir nicht böse sein, ja?«

»Versprochen. Aber ich bin ziemlich sicher, dass du nicht gleich wieder gehen wirst.«

»Gut, ich danke dir, Wiebke.«

»Hab ich gern gemacht, Eva. Und ich weiß, es wird dir bald wieder bessergehen, du wirst sehen.«

»Danke.«

»Hast du was zu schreiben? Dann gebe ich dir noch schnell die Adresse von Burghards Praxis.«

Zwei Minuten später legte Eva auf. Die Praxis des Psychiaters lag in Poll, gleich auf der anderen Rheinseite. Sie würde am nächsten Morgen hinfahren und dann weitersehen. Bei dem Gedanken, einem wildfremden Menschen etwas derart Intimes wie diese furchtbare Sache mit dem Sarg zu erzählen, wurde ihr flau im Magen. Aber vielleicht musste sie gar nicht so sehr ins Detail gehen. Vielleicht genügte es ja, wenn sie ihm sagte, dass sie Albträume hatte und anschließend nicht mehr sicher war, dass es sich wirklich um Träume handelte. Vielleicht.

Es regnete, und die Dämmerung war schon so weit fortgeschritten, dass die Konturen ineinanderflossen, dort, wo es kein künstliches Licht gab. Er nahm weder die immer weniger werdenden, hell erleuchteten Schaufenster wahr, an denen er vorbeifuhr, noch die Menschen, die unter aufgespannten Regenschirmen daran vorbeihasteten. Das Geschehen dort draußen, dieses grässliche, verdorbene Pack in seiner grenzenlosen Dummheit, das wie die Schafe aufgeregt von hier nach da rannte –, all das interessierte ihn nicht. Nicht hier.

Er hatte sich verkleidet, weil die Chancen dann besser standen. Wie abwesend saß er hinter dem Steuer, ließ den Wagen mit dem Verkehr rollen und registrierte die fast vollendete Dunkelheit lediglich als Umstand, der ihm für sein Vorhaben entgegenkam. Ab und zu drang ein Grunzlaut aus seinem

halb geöffneten Mund.

Nach einer Weile hatte er sich weit genug von der hektischen Betriebsamkeit der Stadt entfernt. Er fuhr durch ein ruhiges Wohngebiet, in dem es nur alle hundert Meter Inseln aus kaltem Licht gab, die den nassen Boden in seiner ganzen schmutzig glänzenden Hässlichkeit zeigten.

Seine Lethargie hatte höchster Konzentration Platz gemacht. Der schwierigste Teil stand ihm nun bevor. Alles andere war vergleichsweise einfach. Schon seit Monaten hatte er sich um die Vorbereitungen gekümmert. Er hatte an verschiedenen Stellen mehrere Gruben geschaufelt. Auch die Kisten lagen schon darin, massiv gezimmert, gut getarnt, verborgen vor den Blicken zufälliger Spaziergänger.

Die wichtigste Aufgabe hatte er erledigt, mit diesem schändlichen Weib, aber er hatte gewusst, dass das nur der Anfang

sein würde, der Pflichtteil. Jetzt kam die Kür. Er lachte. Kurz und bellend, hysterisch. Ja, jetzt ging es erst richtig los. Er schlug mit der Faust gegen das Lenkrad. »Miststücke«, zischte er, und wieder sauste die Faust auf das Lenkrad nieder. Überall traf man sie, und sie waren schamlos und verlogen. Sie waren schlecht. Eine Hand ließ das Lenkrad los, legte sich zwischen seine Beine und drückte auf die sündige Stelle. »Miststücke«, stieß er keuchend hervor, während der Druck seiner Hand fester wurde. Er merkte, dass es ihm schwerfiel, sich auf die Straße zu konzentrieren, weil die sündige, die schlimme Stelle an seinem schmutzigen Körper etwas aussandte, das ihn dazu bringen wollte, sofort anzuhalten. Aber das würde er nicht zulassen. Er musste ... Plötzlich entdeckte er jemanden schräg vor sich, eine Frau. Sie ging gerade unter einer der Laternen durch, etwa zweihundert Meter

vor ihm auf der rechten Seite. Er fuhr noch langsamer, hielt an, sah sich nach links und rechts um, warf einen Blick in den Rückspiegel. Niemand zu sehen. Dort ging so ein Miststück, als sei alles in bester Ordnung.

Er öffnete das Handschuhfach, nahm einen Stadtplan, einen zusammengeknüllten Lappen und eine verschlossene Glasflasche heraus. Dann ließ er die Seitenscheibe seiner Tür herunter, um zu verhindern, dass das Zeug bei ihm seine Wirkung tat. Er faltete den Plan auseinander und legte ihn auf den Beifahrersitz, schraubte die Flasche auf, drückte sofort den Lappen auf die Öffnung und drehte beides zusammen um, so dass der Lappen getränkt wurde. Nun musste es schnell gehen. Der Geruch breitete sich trotz des geöffneten Fensters im Wageninneren aus.

Als er fast auf gleicher Höhe mit ihr war, drehte sie sich zu ihm um. Er bremste

neben ihr ab, beugte sich herüber, öffnete die Beifahrertür und sagte: »Entschuldigung.« Seine Verkleidung kam ihm nun zugute. Mit dem Öffnen der Tür schaltete sich die Innenbeleuchtung ein, und das Miststück warf einen Blick ins Wageninnere. Sie war ein junges Ding, er schätzte sie auf Anfang zwanzig. »Können sie mir bitte helfen?«, fragte er und deutete auf die Karte neben sich. »Können Sie mir zeigen, wo ich mich hier befinde? Ich habe komplett die Orientierung verloren.« Einen kurzen Moment zögerte sie, dann lächelte sie und beugte sich zu ihm in den Wagen, um einen Blick auf die Karte werfen zu können. Weit genug. Gerade, als sie den Oberkörper wieder zurückziehen wollte, weil sie wohl den Geruch wahrgenommen hatte, packte seine rechte Hand sie im Nacken, die Linke schnellte vor und drückte ihr den getränkten Lappen auf den Mund. Sie schrie dumpf gegen den Lappen an,

versuchte sich zu wehren, hatte durch die vornübergebeugte Haltung aber keine Kraft, wohingegen er das ganze Gewicht seines Oberkörpers auf sie herabpresste. Sie hatte keine Chance. Ihre Bewegungen wurden langsamer, erlahmten, erstarben. Bewusstlos sank sie auf den Sitz, die Beine hingen noch aus dem Wagen. Er ließ von ihr ab, stieg aus und ging um den Wagen herum. Ein schneller Rundumblick – es war noch immer niemand in der Nähe. Zwei Minuten später stieg er wieder ein, zischte: »Na siehst du«, und fuhr los. Er brauchte etwa zwanzig Minuten bis zu der Stelle, die er für sie ausgesucht hatte. Zwischendurch hielt er einmal an und drückte ihr bei geöffneten Fenstern erneut den frisch getränkten Lappen auf Mund und Nase.

Er hatte seine Plätze sorgfältig gewählt, sie lagen alle in Gegenden, an denen wahrscheinlich kaum jemand vorbeikam, und doch so, dass er mit dem Auto auf

befestigtem Untergrund zumindest bis auf ein paar hundert Meter heranfahren konnte.

Als er ankam, stellte er den Motor ab und stieg aus. Aus dem Kofferraum nahm er einige schmale Gurte und ein langes Seil von ein paar Millimetern Durchmesser und ging damit zurück zur Beifahrerseite. Er drückte ihren schlaffen Körper zur Seite und versuchte, sie halbwegs gerade hinzusetzen, was der dicke Mantel erschwerte, den sie trug. Es nützte nichts, er musste ihn ihr ausziehen. Das war ein mühseliges Unterfangen und erforderte viel Kraft, aber nach zwei Minuten, in denen er den Oberkörper der jungen Frau ächzend in alle Richtungen schob und drückte, hatte er ihr das Kleidungsstück schließlich vom Körper geschält und zog es ruckweise unter ihr heraus. Er schmiss den Mantel auf den Rücksitz und atmete ein paarmal durch. Als er ihr danach mit dem ersten Gurt die Beine am Sitz festzurte, stöhnte sie kurz auf. Er

musste sich beeilen, bald würde sie aufwachen. »Warte noch«, murmelte er, etwas außer Atem. Den zweiten Gurt legte er ihr um den Hals, führte ihn hinter ihr um die Kopfstütze herum und zog dann so weit zu, dass sie anfang zu röcheln. Dann lockerte er ihn ein winziges Stück, um ihr das Atmen zu ermöglichen, achtete aber darauf, dass der Gurt noch immer fest saß. Schließlich nahm er das Seil und fesselte damit ihre Handgelenke so aneinander, dass ein langes Ende übrig blieb, das er einfach herunterhängen ließ.

Sie stöhnte wieder, diesmal lauter. Sie kam gleich zu sich, er musste sich beeilen. Er öffnete das Handschuhfach und nahm eine breite Rolle Textilklebeband heraus. Mit einem satten Geräusch zog er ein Stück des Bandes ab und riss es durch. »Du sollst schweigen«, sagte er schwer atmend, als er sich zu ihr hinunterbeugte, es auf ihren Mund drückte und auch auf den Wangen fest

anpresste. Es war gutes Klebeband, es würde sich nicht lösen. Sie wollte sich aufbäumen, doch die Gurte machten es ihr unmöglich sich zu bewegen. Nur den Kopf konnte sie ein Stück zur Seite drehen.

Dann war sie wieder bei Bewusstsein und starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an, als ihr ihre Situation vollends bewusst wurde. Sofort versuchte sie mit ruckartigen Bewegungen freizukommen, hatte gegen die straffen Gurte und das Seil, mit dem ihre Handgelenke gefesselt waren, aber keine Chance.

»Hör mir zu, Miststück«, sagte er heiser. »Du musst tun, was ich dir sage, verstehst du? Tust du das?« Ihre Augen bewegten sich schnell hin und her, während sie ihn angsterfüllt anstarrte. Schließlich nickte sie langsam. Er sah sich um. Erkennen konnte er in der Dunkelheit so gut wie nichts. Auf der einen Seite starrte er gegen eine fast schwarze Wand aus Bäumen, auf der

anderen, von der er gekommen war, konnte er die weiten Felder kaum erahnen. Er ging neben ihr in die Hocke. »Du hast Angst«, sagte er. »Kleine, schmutzige Angst, nicht wahr? Sie macht dich feige und nimmt dir die Fähigkeit zum Leben. Angst macht Menschen zu Lügner, weißt du das?« Er machte eine Pause, als wolle er ihr die Gelegenheit geben, sich dazu zu äußern. Ihr Gesicht glänzte, es war nass von ihren Tränen. Ihre Augen standen übergroß hervor und spiegelten die Panik wider, die ihn so wütend machte. »Du sagst jetzt nichts mehr, das ist gut. So kannst du auch nicht mehr lügen. Siehst du ein, dass ich dir helfe? Merkst du es? Spürst du die reinigende Kraft der Angst?« Wieder eine Pause, in der er sie anstarrte und interessiert beobachtete, wie sie noch immer versuchte, ihre Arme und Beine zu bewegen. »Wo gehobelt wird, da fallen Späne«, sagte er zu ihr, woraufhin unter dem Klebeband ein

dumpfes Stöhnen zu hören war. Er schlug ihr wütend mit der flachen Hand ins Gesicht. »Halt den Mund, habe ich gesagt. Denkst du vielleicht, das macht mir Spaß?« Wieder wand sie sich in ihren Fesseln. Sie war noch immer zu feige, ihre Strafe anzunehmen, das dumme Ding. Er wusste, das würde sich ändern. Spätestens, wenn er sie zu der Grube mit der Kiste führte. Ihrer Kiste. Aber zuerst gab es noch etwas anderes zu tun. »Und nun werde ich dafür sorgen, dass du deinen Blick nach innen richtest, auf deine schmutzige Seele, damit du deine Fehler erkennst.«

Mit einem Ruck riss er ein weiteres Stück des Textilklebebandes ab, spannte es zwischen beiden Händen und hielt es ihr dann vor die panisch geweiteten Augen. »Nicht bewegen, sonst wird es dir sehr weh tun.« Sie schaffte es gerade noch, die Augen zuzukneifen, bevor er die Klebefläche fest aufdrückte.

Er löste die Gurte, mit denen sie am Sitz festgeschnallt war, und warf sie auf den Rücksitz, dann nahm er das lange Ende des Seils, stand auf, und zog sie daran aus dem Auto. »Komm«, sagte er zu ihr, schlug die Beifahrertür zu und ging los. »Ich habe eine Überraschung für dich.«

Um halb acht Uhr morgens traf Menkhoff im Flur des Präsidiums auf Udo Riedel. Menkhoff hatte nicht gut geschlafen, war mindestens fünfmal in der Nacht aufgewacht, und jedes Mal hatte er sich lange hin und her gewälzt, bis er endlich wieder eingeschlafen war.

Sticheleien seines Kollegen konnte er daher so früh am Morgen am allerwenigsten gebrauchen, und er nahm sich vor, Riedel einfach zu ignorieren. Prompt steuerte der mit schnellen Schritten auf ihn zu. Doch statt eine neue Unverschämtheit abzufeuern, sagte er hastig, noch bevor er ihn erreicht hatte: »Morgen, auch schon von der Nachricht gehört?«

Menkhoff blieb überrascht stehen. »Nein, welche Nachricht?«

»Weiß nicht«, sagte Riedel und ging an ihm vorbei. »Brosius hat gerade durchgerufen, das Ding ist eben reingekommen.

Wahrscheinlich von dem Psycho, komm am besten gleich mit.«

Menkhoff drehte sich um und eilte hinter Riedel her zum Büro des Chefs. Dort standen schon zwei Kollegen mit Brosius zusammen um dessen Schreibtisch herum und betrachteten etwas, das vor ihnen lag. Jutta Reithöfer war nicht dabei. Brosius sah von seinem Schreibtisch auf und sagte: »Bernd, gut, dass du da bist. Schau dir das mal an. Ist vor fünf Minuten unten von einem Fahrradkurier abgegeben worden. Er sitzt drüben beim Kollegen Dietel, aber er kann keine Beschreibung abgeben.«

Die beiden Kollegen machten Platz für Menkhoff und Riedel. Die Nachricht war auf einem herkömmlichen weißen DIN-A4-Blatt ausgedruckt worden:

Milde und Nachsicht wo Strenge notwendig wäre, ist nicht Güte, sondern elende Feigheit und Schwäche.

Das Miststück wartet am äußeren

Grüngürtel. Vielleicht kratzt sie noch.

Es folgte eine detaillierte Wegbeschreibung ab der Kreuzung Militärringstraße-Robinienweg, die mit der Anzahl Schritte endete, die jeweils nach links oder rechts gegangen werden musste. Die letzten beiden Worte allerdings erzeugten ein mulmiges Gefühl in Menkhoffs Magengegend:

Dort ungefähr.

Menkhoff richtete sich auf. »Dort ungefähr ... Vielleicht kratzt sie noch. Scheiße. Das Schwein hat wieder eine Frau vergraben, da möchte ich wetten. Und diesmal lässt er uns suchen.« Er wandte sich an Riedel. »Los, wir müssen dahin. Jutta ist noch nicht da, du kommst mit mir. Mach ein Handyfoto von dem Wisch, damit wir die Beschreibung haben.«

Er sah Brosius an, der ihm zunickte. »Ich schicke jeden dahin, den wir haben, und dazu eine Hundertschaft und eine

Hundestaffel.«

Während der Fahrt redeten sie kaum. Menkhoff saß selbst hinter dem Steuer, er hatte das magnetische Blaulicht auf dem Dach befestigt und musste sich stark konzentrieren, während er durch den Kölner Verkehr raste. Sie brauchten zwanzig Minuten, bis sie den äußeren Grüngürtel erreicht hatten. Riedel dirigierte Menkhoff nach der abfotografierten Wegbeschreibung. Nach weiteren zehn Minuten erreichten sie schließlich die Stelle, an der sie den Wagen abstellen und zu Fuß weitergehen mussten. Sie stiegen aus und sahen sich um. Wenige Meter vor ihnen begann der Wald, hinter ihnen breiteten sich weitläufige Felder stumpf glänzend im morgendlichen Novembernebel aus, milchig und unwirklich. »Zeig mal das Foto, bitte«, sagte Menkhoff und zog seine Jacke am Hals enger zusammen. Er las die Beschreibung auf dem Handy-Display

genau durch und reichte Riedel das Telefon zurück. »Gut, auf geht's. Du liest vor, ich zähle die Schritte.«

Riedel nickte und las: »Dreißig Schritte rechts am Baumstumpf vorbei.«

Menkhoff suchte nach einem Stumpf, entdeckte ihn einige Meter schräg vor sich auf der rechten Seite, und ging grimmig los.

Nach einer Weile, in der sie immer wieder die Richtung wechseln und unterschiedlich lange Strecken zurücklegen mussten, endete die Beschreibung. »Dort ungefähr«, las Riedel vor und steckte das Telefon weg. »Jetzt müssen wir suchen.«

»Dieser Scheißkerl«, sagte Menkhoff und sah sich um. Die Bäume standen hier etwas weiter auseinander, der Boden war wie überall bedeckt mit Laub, Gestrüpp und abgebrochenen Zweigen. »Also gut, versuchen wir unser Glück schon mal, bis die Kollegen hier sind. Geh du links rüber, ich versuche es rechts.« Riedel nickte, doch

noch bevor sie losgehen konnten, hörten sie hinter sich Stimmen und das Rascheln von Laub. Sekunden später tauchten drei Männer und eine Frau zwischen den Bäumen auf, Kollegen des KK11.

Menkhoff umschrieb ein Gebiet von etwa hundert mal hundert Metern und teilte die Kollegen ein. »Er hat die Frau wahrscheinlich erst vor wenigen Stunden vergraben. Achtet auf frische Spuren. Und beeilt euch. Wenn wir Glück haben, lebt sie noch. Aber wir müssen sie schnell finden. Das ist alles, was zählt.«

Sie fanden sie nicht schnell. Etwa eine Viertelstunde später trafen neben Jutta Reithöfer auch die Hundertschaft der Bereitschaftspolizei und die Hundestaffel ein, und doch dauerte es noch eine weitere Dreiviertelstunde, bis einer der Schäferhunde an einer Stelle anschlug, die Nase in das lose Laub wühlte und anfang, wie verrückt zu graben. Die Stelle war so

gut wieder abgedeckt worden, dass sie sie ohne den Hund wahrscheinlich nicht entdeckt hätten. Hastig eilten mehrere Beamte herbei und begannen den Untergrund von Laub und Gestrüpp zu befreien. Erst da erkannte man, dass an der Stelle kurz zuvor gegraben worden war.

Die Kiste lag nicht sehr tief, schon nach etwa dreißig Zentimetern stieß der Spaten eines der Polizisten aus der Hundertschaft mit einem dumpfen Geräusch auf den hölzernen Deckel. Wenige Minuten später hebelte ein anderer mit einer Brechstange die Kiste auf, mehrere Hände griffen nach dem Deckel und rissen ihn hoch. Menkhoff stand am Rand und schob einen der jungen Männer zur Seite, um einen Blick ins Innere der Kiste werfen zu können. Auch Reithöfer schaute hinein und stieß ein betroffenes »O Gott« aus. Sekundenlang starrten sie die junge Frau an, die dort unter ihnen lag. Anders als das erste Opfer war sie

bekleidet, aber auch bei ihr waren die Hände zusammengebunden und das lange Ende des Seils am Fußteil der Kiste an einer dicken Schraube festgemacht, so dass die Hände wie schon bei Inge Glöckner nur ein Stück weit Spielraum hatten. Die abgeschabten Fingerkuppen waren schwarz verkrustet, die Haut mit Splittern durchsetzt, Augen und Mund mit breitem Band verklebt. Und – um das zu erkennen musste Menkhoff nicht erst den Befund des Arztes abwarten – sie war tot.

»Gottverdammtes Dreckschwein«, zischte er und wandte sich ab.

»Warum fesselt er ihre Handgelenke, lässt ihnen aber so viel Platz, dass sie sie ein gutes Stück in alle Richtungen bewegen können?«, überlegte Reithöfer laut.

»Ich schätze, das macht er, damit sie sich in ihrer Panik das Fleisch von den Fingern schaben.« Menkhoff hörte selbst, dass in seiner Stimme die Mischung aus Ekel und

Wut mitschwang, die er empfand.

»Aber warum dann überhaupt die Fesseln an den Handgelenken? Die Frauen hatten doch sowieso keine Chance, da wieder rauszukommen.«

Menkhoff war ein Stück zur Seite getreten, um den Kollegen der Spurensicherung Platz zu machen. Nun blieb er stehen. »Damit sie sich das Klebeband nicht von den Augen und vom Mund reißen können. Und wenn du mich fragst, warum er ihr Augen und Mund zugeklebt hat, dann fällt mir nur eines ein: Er steigert ihr Leiden noch zusätzlich dadurch, dass sie zumindest in der ersten Zeit nicht sicher wissen, was mit ihnen geschieht. Und dabei die Gewissheit haben, sich nicht bemerkbar machen zu können.«

Eva fand einen Parkplatz nur wenige Meter von dem Haus in Poll entfernt, neben dessen Eingangstür ein Messingschild angebracht war.

Dr. med. Burghard Leienberg

Arzt, Neurologe, Facharzt für Psychiatrie & Psychotherapie

Darunter die Sprechzeiten.

Eva stellte den Motor ab und blieb noch einen Moment sitzen. Sie starrte gegen die Windschutzscheibe, ohne wahrzunehmen, was sich davor abspielte. Sie fühlte sich unendlich müde, schlapp und ausgelaugt. Sie war antriebslos und hatte das Bedürfnis, sich einfach nicht mehr zu bewegen, sitzen zu bleiben, wie sie gerade saß. Ob es damit zusammenhing, dass sie sich innerlich dagegen wehrte, diesen Termin wahrzunehmen? Aber wehrte sie sich denn wirklich dagegen? Sie war sich selbst nicht im Klaren darüber, wusste aber eines ganz

sicher: Es musste etwas geschehen, damit diese furchtbaren Träume aufhörten. Oder sollte sie es besser *Erlebnisse* nennen? Wenn sie das noch mal erleben musste, wenn sie das nächste Mal in diesem Sarg eingeschlossen war, würde sie vielleicht tatsächlich und endgültig den Verstand verlieren. Irgendetwas stimmte mit ihr ja offensichtlich nicht. Schon immer. Ihr ganzes Leben lang hatte sie es geschafft, sich dagegen zu wehren, von irgendwelchen Psychokerlen untersucht und womöglich für verrückt erklärt zu werden. Sie war zurechtgekommen, auch wenn ihr hier und da die Erinnerung an ein paar Stunden des Tages fehlte. Aber nun, da die Erinnerung an diesen schrecklichen Sarg sich unauslöschlich in ihr Gedächtnis eingebrannt hatte, die Schmerzen, die Gefühle, die Angst, vor allem die Angst –, nun musste sie Hilfe finden. Es *musste* aufhören.

Sie gab sich einen Ruck, zwang sich dazu, die Tür zu öffnen und auszusteigen, zu dem Haus mit dem Messingschild zu gehen.

Die Haustür war offen, vor ihr lag ein Flur, in den von einem Oberlicht über der Tür Tageslicht hereinfiel. Auf der linken Seite führte eine Treppe nach oben, ein Schild an der Wand rechts neben der Tür wies darauf hin, dass die Praxis am Ende des Flurs lag. Sie folgte dem Schild und betrat einen kleinen Raum mit ein paar Stühlen darin, der offenbar das Wartezimmer war. Einen Empfang mit einer Sprechstundenhilfe gab es nicht. Eva hängte ihren Mantel an die Garderobe und saß dann allein in dem gemütlich eingerichteten Raum, bis sich nach ein paar Minuten die Tür öffnete und Dr. Leienberg sie begrüßte.

Er war ein großer, durchtrainierter Mann von mindestens eins fünfundachtzig. Eva schätzte ihn auf Anfang vierzig, und ihr fiel sofort seine freundliche Ausstrahlung auf.

Eine randlose, schmale Brille verlieh seinem Gesicht einen akademischen Ausdruck, der durch die raschelkurz geschnittenen dunklen Haare noch unterstützt wurde. Seine sehnige Hand, die er ihr entgegenstreckte, war sehr gepflegt, die Nägel manikürt. »Guten Morgen Frau Rossbach, schön, dass Sie zu mir kommen. Aber bitte, kommen Sie doch herein.« Leienbergs Stimme bildete einen weichen Kontrast zu seinem Körper. Im Gegensatz dazu hatte er einen festen, aber nicht schmerzenden Händedruck. Er bat Eva in einen großen Raum, der offensichtlich sein Behandlungszimmer war, und sie hätte beinahe ein Lachen ausgestoßen, als sie links an der Wand tatsächlich die obligatorische Couch mit dem Stuhl schräg davor entdeckte. Den Bodenbelag bildete ein edel aussehendes Parkett, das in der Raummitte von einem großen orientalischen Teppich bedeckt wurde. Vor dem Fenster

auf der gegenüberliegenden Seite stand ein großer Schreibtisch aus dunklem Holz, hinter dem der Psychiater nun Platz nahm. Eva blieb unschlüssig stehen, bis Leienberg lächelnd auf einen der Stühle vor seinem Schreibtisch deutete. Er wartete geduldig, bis sie saß. Eva betrachtete die etwa zwanzig Zentimeter hohe, gläserne Figur eines Golfspielers, die sich vor ihr auf dem Schreibtisch befand. Auf dem Marmorsockel, auf dem sie stand, war etwas eingraviert, was sie aber nicht lesen konnte.

Leienberg nahm einen Stift in die Hand, rollte ihn zwischen den Fingern hin und her und sah sie an.

»Eva – ich darf doch Eva sagen?« Er wartete keine Antwort ab, sondern sprach ohne Pause weiter. »Wiebke hat mir am Telefon nicht viel erzählt, außer, dass Sie sehr realistische Albträume haben. Ich werde Sie nachher bitten, mir mehr darüber

zu erzählen, aber zuerst würde ich Sie gerne ein wenig kennenlernen. Wenn Sie gestatten, stelle ich Ihnen ein paar Fragen, und Sie antworten einfach spontan, was Ihnen dazu einfällt. Ich weiß, das ist nicht sehr angenehm, aber es ist wichtig zur Anamnese und zudem der einfachste Weg, ein paar grundsätzliche Dinge über Sie zu erfahren. Es dauert auch nicht lange, und danach werden wir uns dann ganz entspannt unterhalten, einverstanden?«

»Ja, einverstanden.«

Wieder schenkte er ihr sein warmes Lächeln, und Eva spürte, dass sie sich etwas entspannte.

»Gut, beginnen wir mit den Daten, die Wiebke mir genannt hat, und schauen, ob die stimmen. Ihr Name ist Eva Rossbach, geboren sind sie am 13. März 1975, Sie sind ledig und haben keine Kinder. Richtig?«

»Ja, das stimmt.«

Sein Blick veränderte sich, und seine Stimme wurde noch eine Spur leiser und sanfter. »Sie hatten eine Schwester, die Frau, über die ich in der Zeitung gelesen habe?«

Eva schluckte. »Ja, Inge. Sie ist ermordet worden. Aber sie war nur meine Halbschwester. Wir haben unterschiedliche Mütter.«

Leienberg sah ihr tief in die Augen, so tief, dass Eva den Blick senkte. »Die Unterscheidung scheint Ihnen wichtig zu sein. Können Sie mir mit ein paar Stichworten Ihr Verhältnis zu Inge schildern? Oder schmerzt es Sie zu sehr?«

»Nein, es schmerzt mich nicht«, erwiderte Eva leise und sah ihn wieder an. »Wir hatten gar kein Verhältnis. Wir hatten seit vielen Jahren keinen Kontakt mehr. Wir waren schon als Kinder sehr unterschiedlich, und wir wurden auch unterschiedlich behandelt.«

»Was meinen Sie damit?«

Eva zuckte mit den Schultern. »Sie war die Prinzessin. Sie wurde nicht bestraft, egal, was sie angestellt hatte. Und sie hatte es schnell heraus, alles so zu drehen, dass es aussah, als sei sie ein Engel. Sie war ein Aas. Je älter wir wurden, desto schlimmer war es, vor allem, als ich ... als das bei mir begann.«

Leienberg legte den Kopf ein wenig schief. »Als was begann, Eva?«

Wieder senkte sie den Blick und betrachtete ihre Hände, die sie im Schoß gefaltet hatte, wie sie sich regelrecht ineinander verkrampften. Wie viel konnte sie diesem wildfremden Mann erzählen? Wie viel *wollte* sie ihm erzählen?

»Eva«, sagte Leienberg sanft nach einer Weile. »Im Leben eines jeden Einzelnen gibt es Dinge, die wir lieber für uns behalten möchten. Ausnahmslos. Weil wir uns ihrer schämen vielleicht, oder aus irgendwelchen

anderen Gründen. Das ist vollkommen normal. Menschlich. Aber wenn die Erinnerung an diese Dinge oder das Wissen darum beginnen, uns Schwierigkeiten zu machen, können wir sie nicht länger totschweigen, sondern müssen sie beim Namen nennen, um ihnen ihren Schrecken und damit ihre Macht über uns zu nehmen, verstehen Sie?«

Eva schwieg weiter, den Blick auf ihre Hände gerichtet. Schließlich nickte sie und sagte: »Ja, ich verstehe das. Es fällt mir nur sehr schwer, weil ... weil Sie vielleicht denken, ich wäre verrückt, wenn ich Ihnen davon erzähle, und ...«

»Jemand, der fürchtet, für verrückt gehalten zu werden, ist es in den allerseltensten Fällen. Verrückte machen sich diese Gedanken nicht, denn sie halten sich in der Regel für ganz normal, meist sogar für schlauer als alle anderen.«

»Ich habe Erinnerungslücken. Immer

wieder.« Sie sprach es ohne weitere Verzögerung aus und beobachtete Leienberg dabei genau, konnte aber lediglich so etwas wie Unverständnis in seinen Zügen entdecken.

»Erinnerungslücken? Heißt das, Sie wissen nicht mehr, was es war, das damals bei Ihnen begann?«

»Nein, ich meine, das ist es, was damals begann. Ich weiß manchmal nicht, was ich gerade getan habe. Oder wie ich irgendwohin gekommen bin. Oder ich möchte etwas tun, und dann ist eine gewisse Zeit vergangen, und ich überlege, warum ich nicht getan habe, was ich vorhatte. Verstehen Sie? Das war schon als Kind so. Ich habe das damals Inge erzählt, und sie hat das ausgenutzt, um mir alles unterzuschieben, was sie angestellt hat. Ich konnte meist nicht sicher sein, ob ich es nicht doch getan hatte, wessen sie mich beschuldigte. Ich konnte mich einfach nicht

mehr daran erinnern. Sie hat mich für verrückt erklärt, und behauptet, dass mir ja alles zuzutrauen sei.«

»Und wie haben Ihre Eltern darauf reagiert?« Eva zögerte kurz, doch dann sprach sie weiter. »Mein Vater hat es ignoriert, so wie er meist die Dinge ignorierte, die er nicht sehen oder nicht wahrhaben wollte.«

»Und ihre Mutter?«

»Stiefmutter. Sie ... ich weiß es nicht. Meine Erinnerung an sie ist auch sehr lückenhaft. Aber ich glaube, sie hat Inge alles geglaubt, was sie ihr erzählt hat. Sie war ihre leibliche Tochter.«

»Wenn ich das recht verstanden habe, lebt Ihre Stiefmutter auch nicht mehr. Wann ist sie gestorben und wie?«

»Ich war dreizehn, als sie starb.«

»Woran ist sie gestorben? Und wie alt war sie da?«

»Krebs. Sie hatte Brustkrebs. Als er

entdeckt wurde, war es bereits zu spät, da war sie achtunddreißig.«

»Und Ihre Stiefschwester war damals wie alt?«

»Elf.«

Dr. Leienberg warf einen Blick auf den Block, der vor ihm lag, und auf dem er die ganze Zeit über Notizen gemacht hatte.

»Hatten Sie damals ein starkes Verlustgefühl?«

Eva dachte einen langen Moment nach.

»Ach, ich weiß es nicht.« Leienberg beugte sich ein Stück nach vorne. »Sie wissen es nicht?«

»Sie war eben nicht meine leibliche Mutter. Obwohl ich meine leibliche Mutter nie gekannt habe, habe ich sie immer vermisst. Mein ganzes Leben lang.«

»Das kann ich verstehen. Und wie war das Verhältnis zwischen Ihnen und Ihrem Vater?«

»Normal.«

»Was bedeutet normal? War er herzlich, streng, nachgiebig ...?«

»Darüber möchte ich jetzt nicht sprechen. Eigentlich möchte ich gar nicht mehr sprechen. Ich bin mir auch nicht sicher, ob es gut war, hierher zu kommen.« Evas Bereitschaft, weiter mit Dr. Leienberg zu reden, schwand völlig. Er war doch nur ein typischer Psychofritze mit den typischen, klischeehaften Fragen. Wie war das Verhältnis zu Ihrer Mutter, wie das zu Ihrem Vater. Ah, da ist das Problem, macht zweihundert Euro, auf Wiedersehen. Sie wollte plötzlich nicht mehr dem Blick dieses Mannes ausgesetzt sein. »Ich muss gehen«, sagte sie und stand hastig auf. »Was bin ich Ihnen schuldig?«

Der Psychiater lehnte sich in seinem Sessel zurück, den Stift zwischen Daumen und Zeigefinger beider Hände, und sah sie freundlich an. »Noch nichts, wir haben ja noch nicht einmal begonnen. Setzen Sie

sich doch bitte wieder, wir lassen diese Frage jetzt einfach außen vor, ja?«

»Nein, ich muss gehen. Ich ... danke Ihnen für den Versuch, aber es ist wohl ... Ich möchte jetzt gehen.«

Nun stand auch Leienberg auf. Er zog eine Visitenkarte aus einem metallenen Kästchen, ging um den Schreibtisch herum und hielt Eva die Karte hin. »Auf Wiedersehen. Bitte tun Sie mir den Gefallen und melden sich wieder. Und wann immer Ihnen danach ist, rufen Sie mich an. Vor allem, wenn Sie wieder diesen merkwürdigen Traum haben sollten, von dem ich nun leider noch nichts Näheres erfahren habe. Ich glaube, ich würde Ihnen helfen können, wenn Sie es mir erlauben.«

Sie nahm die Karte und sagte: »Ich weiß es nicht.« Dann wandte sie sich ab und verließ die Praxis.

Menkhoff überließ Riedel den Wagen und fuhr mit Jutta Reithöfer zurück zum Präsidium. Die ersten Minuten der Fahrt war er sehr schweigsam, er starrte vor sich hin und fühlte sich innerlich kalt und leer, fast so, als hätte sein Verstand sämtliche Gefühle und Emotionen in eine dunkle Kammer in den Tiefen seines Unterbewusstseins verbannt. Dieser Zustand hatte sich schon in der Vergangenheit immer dann bei ihm eingestellt, wenn ein Verbrechen extrem grausam gewesen war. So schaffte er die nötige emotionale Distanz, die sein Verstand brauchte, um sich analytisch mit dem Fall auseinandersetzen zu können.

»Mir fällt gerade ein, ich habe da gestern Abend noch was Interessantes entdeckt«, riss Reithöfer ihn nach einer Weile aus seinen Gedanken. »Ich habe mir die Unterlagen über die Rossbachs

mitgenommen, und in den Papieren vom Standesamt etwas gefunden, das mich überrascht hat.« Sie warf einen schnellen Blick zur Seite.

»Sprich nur weiter, ich höre dir zu«, versicherte Menkhoff ihr und nickte zur Bekräftigung. »Also, da taucht ein weiterer Name auf, ein Bruder des Opfers, Manuel Rossbach.«

»Was? Es gibt noch einen Bruder? Aber warum hat Eva Rossbach nichts von ihm erwähnt?«

»Es gab einen Bruder, muss es richtigerweise heißen. Er ist im Alter von sechs Jahren bei einem Unfall ums Leben gekommen.«

»Hm ... Die Sterblichkeitsrate in dieser Familie ist recht hoch. Ich frage mich trotzdem, warum uns niemand etwas von diesem Bruder erzählt hat. Ein Unfall sagst du? Hast du herausfinden können, wie er gestorben ist?«

»Nein, auf der Sterbefallanzeige der Kollegen von damals ist nur der Unfalltod vermerkt.«

»Dann wollen wir mal Frau Rossbach fragen. Wie alt war sie bei seinem Tod?«

»Warte, das ist 1986 passiert, da war sie elf.«

»Hm ... Bin gespannt, ob das neue Opfer auch etwas mit der Familie Rossbach zu tun hat«, sagte Menkhoff schließlich grimmig und verschränkte die Arme vor der Brust.

Sie kamen zeitgleich mit Eva Rossbach vor deren Haus in Marienburg an. Während sie aber durch das schmiedeeiserne Tor auf ihr Grundstück und dort über einen Kiesweg bis zur Garage fuhr, die rechts an das große Haus angesetzt war, parkte Reithöfer den Wagen kurz vor dem Tor am Straßenrand. Sie betraten das Anwesen, als Eva Rossbach gerade das Garagentor schließen wollte. Als sie sie bemerkte, betätigte sie einen Schalter an der

Innenwand und stoppte den Schließvorgang. »Guten Morgen, Frau Rossbach«, begrüßte Menkhoff sie, noch während sie auf sie zugingen. »Entschuldigen Sie bitte, dass wir Sie wieder stören müssen, aber wir haben noch ein paar Fragen an Sie. Sie kommen sicher gerade vom Einkaufen?«

»Ehm ... nein. Nicht vom Einkaufen. Ja, also ... gut, dann kommen Sie am besten gleich mit durch die Garage. Bitte.«

Sie folgten ihr durch einen kurzen Flur, von dem rechts eine Tür abging, und standen dann in der Diele. »Darf ich fragen, wo sie gerade hergekommen sind?«

Eva Rossbach war sichtlich irritiert, fast schien es, als fühle sie sich ertappt, und Menkhoff rechnete schon damit, dass sie ihm antworten würde, dass es ihn nichts angehe, wo sie herkam. Vielleicht hatte sie ja die Nacht bei einem Freund verbracht? Stattdessen erklärte sie knapp: »Ich komme vom Arzt«, und wandte sich ab, um Mantel

und Tasche abzulegen. »Vom Arzt«, wiederholte Menkhoff. »Hoffentlich nichts Ernstes?«

»Nein, nichts Ernstes. Aber kommen Sie doch bitte mit ins Wohnzimmer. Sie sagten, Sie hätten noch Fragen an mich?«

Menkhoff tauschte einen Blick mit Reithöfer, bevor sie ihr folgten. Er wurde das Gefühl nicht los, Eva Rossbach fühle sich bei etwas ertappt, und er nahm sich vor, diesem Gefühl nachzugehen.

»Frau Rossbach«, begann Reithöfer, nachdem sie sich im Wohnzimmer gegenübermaßen und das Angebot einer Tasse Kaffee abgelehnt hatten. »Heute Morgen ist eine weitere tote Frau gefunden worden. Die Umstände waren ähnlich wie bei Ihrer Halbschwester, was darauf schließen lässt, dass wir es mit einem Serientäter zu tun haben. Wir kennen die Identität der Frau aber noch nicht.«

»Noch eine tote Frau? Das ... ist ja

schrecklich. Ist sie etwa auch ...?«

»Ja, sie wurde ebenfalls in einer Kiste begraben. Und wahrscheinlich hat auch sie zu diesem Zeitpunkt noch gelebt.«

»Gott ...«

»Frau Rossbach, haben Sie nahe weibliche Verwandte? Cousinen zum Beispiel?« Sie sah Menkhoff verständnislos an, und er erklärte: »Wir möchten einfach ausschließen, dass es bei diesen Verbrechen um Ihre Familie geht.«

»Nein, ich ... Nein. Wieso ...«

»Wir haben zu unserer Überraschung festgestellt, dass Sie neben Frau Glöckner auch einen Halbbruder gehabt haben«, warf Reithöfer ein, und Menkhoff sah, wie sich ein Schatten über Eva Rossbachs Gesicht legte. Innerhalb einer Sekunde wandelte sich der Ausdruck von Nervosität zu tiefer Trauer und Verletzlichkeit. Sie senkte den Kopf und sagte so leise, dass man sie kaum verstand. »Manuel. Er starb, als er

sechs war.«

»Das haben wir gelesen.« In Reithöfers Stimme lag Mitgefühl. »Frau Rossbach, können Sie uns sagen, wie Manuel ums Leben gekommen ist?«

Sie reagierte erst nicht, und sowohl Menkhoff als auch seine Kollegin ließen ihr Zeit. Schließlich hob sie langsam die Schultern und ließ sie wieder sinken, eine Geste der Hilflosigkeit. »Er ist ertrunken.« Pause. »Meine ...« Sie stockte, atmete tief durch und setzte erneut an. »Meine Stiefmutter war mit ihm und Inge auf dem Rhein in einem Paddelboot unterwegs. Sie sagte, Manuel hätte herumgespielt und seine Schwimmweste geöffnet, ohne dass sie es bemerkte. Irgendwann hat er sich dann zu weit über den Rand gelehnt und ist ins Wasser gefallen. Er hat die Schwimmweste verloren und ist untergegangen. So hat sie es jedenfalls geschildert.«

»Mein Gott, und dann?«, fragte Reithöfer.
»Ist sie nicht hinterher gesprungen?«

»Nein, sie sagte, das ging nicht, weil die Strömung anscheinend zu stark war und ja Inge noch im Boot saß.« Menkhoff fiel auf, dass ihre Stimme sich veränderte, als sie den Namen ihrer Halbschwester aussprach.

»Aber wie hat man ihn dann ... ich meine, ist er irgendwo ans Ufer gespült worden?«

Menkhoff konnte Eva Rossbachs Blick nicht deuten. War es Ärger, Wut oder gar Hass?

»Nein. Er ist nie gefunden worden.«

»Was?«, entfuhr es Menkhoff. »Hat man keine Taucher eingesetzt?«

»Doch, aber die sagten, der Untergrund sei meist so schlammig ... Es ist wohl schwer, dort einen kleinen Körper zu finden, selbst wenn er da irgendwo liegt.«

Menkhoff spürte Reithöfers Blick und wusste, was sie meinte. »Selbst, wenn er da liegt? Entschuldigen Sie, Frau Rossbach, aber das klingt fast so, als

zweifelte Sie daran, dass Ihr Bruder dort ertrunken ist.«

Sie sah ihn mit feucht schimmernden Augen an. »Was? Nein ... Nein, wie kommen Sie darauf? Das war nur so dahergesagt. Natürlich ist Manuel dort ertrunken. Ich meinte ... vielleicht ist er ja abgetrieben. Flussabwärts. Das ist doch auch denkbar, oder?« Und einen Augenblick später wiederholte sie: »Oder?« Es hörte sich kläglich an.

»Ja, das ist natürlich denkbar«, erwiderte Menkhoff und verzichtete für den Moment darauf, nachzuhaken. »Frau Rossbach, ich muss noch einmal darauf zurückkommen, dass sie lange keinen Kontakt mehr zu Ihrer Halbschwester hatten. Auch Herr Wiebking senior hat uns gegenüber angegeben, Frau Glöckner seit Jahren nicht mehr gesehen zu haben. Wissen Sie, warum sein Sohn noch mit ihr in Verbindung stand?«

Die Überraschung war ihr deutlich

anzusehen. »Jörg? Nein, ich wusste gar nicht, dass er noch Kontakt zu Inge hatte. Aber das geht mich auch nichts an.«

»Er hat sie vor nicht einmal zwei Wochen zu Hause besucht. Wir dachten, Sie hätten vielleicht eine Idee, was der Grund dafür gewesen sein könnte.«

»Nein, bestimmt nicht. Das muss er Ihnen schon selbst sagen.«

»Ja, wir werden ihn fragen. Es hätte ja sein können, dass Sie darüber Bescheid wissen. Nun gut. Darf ich Sie noch fragen, was der Grund für Ihren Arztbesuch heute Morgen war?«

»Ach das ... Es geht mir im Moment nicht so gut, deswegen war ich bei einem Facharzt für Psychologie und Psychotherapie.«

»Ah, verstehe. Wenn jemand aus der Familie stirbt, geht das nicht spurlos an einem vorüber, auch wenn man lange keinen Kontakt mehr hatte, nicht wahr?«

»Ja, das stimmt«, sagte sie, und Menkhoff war sicher, dass Eva Rossbach in diesem Moment nicht ehrlich war.

Als die beiden Polizisten endlich gegangen waren, ließ Eva sich auf die Couch fallen und legte sich hin. Sie war so erschöpft, dass sie das Gefühl hatte, keine Minute länger mehr stehen zu können. Ihre Gedanken kreisten um Manuel, ihren kleinen Bruder, der so zart war, den sie nicht hatte beschützen können vor einer Mutter, die nur Augen für ihre Tochter gehabt, die ihn so schrecklich behandelt und ihm so unsagbar schlimme Dinge angetan hatte. Sehr weit war sie allerdings nicht in ihren Überlegungen gekommen, als der Türgong ihre Gedanken unterbrach. Alles in ihr verlangte danach, einfach liegen zu bleiben und sich tot zu stellen. Dann jedoch überlegte sie, dass das wahrscheinlich wieder dieser Menkhoff und seine Kollegin waren, die noch etwas vergessen hatten. Die beiden wussten, dass sie da war, und sie würden sich

wundern, wenn sie ihnen nun nicht öffnete. Also rappelte sie sich mühsam auf und ging langsam zur Tür, jeder Schritt eine neue Anstrengung.

Als sie die Haustür öffnete, stand zu ihrer Überraschung jedoch nicht Menkhoff mit seiner Kollegin vor ihr, sondern Jörg Wiebking. »Hallo, Eva«, sagte er mit ernster Miene. »Ich dachte mir, ich schaue mal nach, wie es dir geht.«

»Jörg. Mit dir habe ich jetzt gar nicht gerechnet. Ich dachte ...«

»Du dachtest, die beiden von der Kripo wären zurückgekommen? Wie Inspektor Columbo im Fernsehen, der auch immer noch eine Frage hat, wenn er eigentlich schon gegangen ist?« Er lächelte. »Ich habe die beiden gerade wegfahren sehen, als ich ankam. Wie ist es, darf ich reinkommen?«

»Ja, sicher«, sagte Eva, und es war ihr egal, wenn er ihr anmerkte, dass sie

eigentlich lieber allein gewesen wäre. Sie war so unendlich müde. Er betrat an ihr vorbei die Diele, und sie schloss die Tür.

»Dieser Polizist, Menkhoff, er hat mich gefragt, ob ich weiß, was du von Inge wolltest, als du bei ihr warst.«

»Hm, das wundert mich.« Jörg zog die Stirn kraus. »Das haben die mich doch schon gefragt. Die scheinen mir nicht zu glauben.« Er wandte sich lächelnd ab und ging voraus zum Wohnzimmer, wo er es sich auf einem der Sessel bequem machte.

»Aber nun erzähl doch mal: Wie geht's dir?«

»Ich wusste nicht, dass du Kontakt zu Inge hattest.«

»Was heißt Kontakt? Wir haben uns hier und da mal gesehen, meist zufällig. Ich kaufe ab und zu mal in ihrem Laden ein. Nichts Großes. Aber nun sag: Wie geht es dir?«

»Ach, es geht schon.« Sie hoffte, ihrer

Stimme einen halbwegs festen Klang gegeben zu haben. »Diese Sache mit Inge ist schrecklich.«

»Ja, das ist sie«, bestätigte Jörg. »Es ist unglaublich, was für durchgeknallte Typen es gibt. Vor allem stellt man sich die Frage, warum ausgerechnet Inge? Wer hat einen Vorteil von ihrem Tod?«

»Es ist ja nicht nur Inge. Die Polizisten haben mir eben gesagt, dass heute Morgen eine weitere Frau gefunden wurde, wieder in einer Kiste vergraben.«

Jörg richtete sich in seinem Sessel auf. »Ach, das ist ja interessant. Dann war es vielleicht einfach ein Zufall, dass der Mörder sich Inge ausgesucht hat? Das macht es für die Polizei natürlich nicht gerade einfacher. Das heißt, jeder x-Beliebige kann der Mörder sein, ohne jegliche Verbindung zu Inge.«

»Was wolltest du bei ihr?«

»Was? Ach so ...«, er lachte und hob die

Hände. »Nichts Besonderes. Wie schon gesagt, wir haben uns hier und da mal getroffen. Ich war in der Nähe, und dachte mir, ich sage mal Hallo, das ist schon alles. Ich hatte nichts gegen Inge, sie hat mir nichts getan, warum also sollte ich sie nicht besuchen? Ich sehe das etwas anders als mein alter Herr, und ich hoffe, du nimmst es mir nicht übel, Eva, aber ich würde nicht den Kontakt zu jemandem abbrechen, nur weil jemand anderer nicht mit ihm klarkommt.«

»Nein, nein, du hast ja recht.«

»Ich wusste, dass du das verstehst.« Er stand auf und klatschte in die Hände. »So, ich mache mir einen Kaffee, wenn du nichts dagegen hast. Möchtest du auch eine Tasse?«

»Ach, entschuldige bitte, ich habe ganz vergessen, dir etwas anzubieten. War nicht böse gemeint, ich bin nur ziemlich müde im Moment.«

»Überhaupt kein Problem, das kann ich gut

verstehen. Ich weiß ja, wo alles ist.«

Während Eva hörte, wie er sich in der Küche eine Tasse aus dem Schrank nahm und mit der Kaffeemaschine hantierte, horchte sie in sich hinein und versuchte herauszufinden, was sie bei dem Gedanken empfand, dass Jörg Kontakt zu ihrer Halbschwester hatte. Bevor sie zu einem Ergebnis gelangte, kam er mit einer dampfenden Tasse zurück und setzte sich wieder hin. Nachdem er einen vorsichtigen Schluck genommen hatte, lehnte er sich bequem zurück und sah sie lächelnd an. »Sag mal, liebe Eva, ich weiß, es ist im Moment vielleicht ein schlechter Zeitpunkt, aber ich würde gerne was mit dir besprechen. Es geht um die Firma.«

Eva war überrascht, dass Jörg mit ihr über Belange der Firma sprechen wollte. Bisher hatte das, wenn überhaupt, nur sein Vater getan. »Worüber möchtest du sprechen? Wäre es nicht vielleicht besser, du redest

mit deinem Vater darüber? Du weißt, dass ich eigentlich nicht viel sagen kann, wenn es um den Betrieb geht.«

Jörg nickte und lehnte sich aus seiner bequemen Position ein Stück nach vorne. »Aber genau darum geht es ja, Eva. Du sagst es selbst: Einerseits stehst du mit deinem Namen ein und hast die volle Verantwortung für die Rossbach Maschinenbaubetriebe, für die Arbeitsplätze von Hunderten Menschen und sogar noch mehr, wenn man die Zulieferer berücksichtigt. Auf der anderen Seite aber trifft mein Vater alle Entscheidungen, die meisten davon ohne dein Wissen. Das muss doch belastend für dich sein. Was, wenn er Fehlentscheidungen trifft? Wenn er Situationen falsch einschätzt? Er wird alt, Eva, er ist geistig längst nicht mehr so fit wie er das war, als er den Betrieb mit deinem Vater zusammen aufgebaut hat. Wie schnell hat man eine Firma durch ein,

zwei falsche Entscheidungen in den Ruin getrieben. Es ist dein Geld, das dann weg ist. Stell dir vor, plötzlich bist du mittellos und überschuldet, dein schönes Haus, dein Geld, alles weg. Und das ohne dein Zutun, ohne dass du überhaupt mitbekommen hast, dass etwas schief läuft. Das ist nicht völlig von der Hand zu weisen, Eva, und je älter mein Vater wird, desto realistischer wird es.«

Eva verstand nicht recht, was Jörg von ihr wollte. Sollte sie etwa seinen Vater ... »Aber was willst du von mir hören, Jörg? Dein Vater ist nicht mehr der Jüngste, das stimmt, aber soweit ich das beurteilen kann, führt er die Firma ganz hervorragend. Soll ich ihn etwa ... entlassen? Davon abgesehen, dass ich das auf keinen Fall möchte, ich wüsste nicht einmal, wie ich das anstellen sollte.«

»Nein, Eva, es geht mir um etwas anderes. Um eine Überlegung, die du vielleicht mal

anstellen solltest. Warum halst du dir diese Verantwortung auf? Warum gehst du das Risiko ein, alles zu verlieren, wenn es doch so einfach wäre, sorgenfrei zu leben?«

Eva war völlig verwirrt und konnte seinen erwartungsvollen Blick nicht deuten. »Jörg, was möchtest du von mir?«

»Ich möchte dir vorschlagen, darüber nachzudenken, die Rossbach Maschinenbaubetriebe zu verkaufen.«

»Was?« Der Gedanke war so abwegig, dass Eva glaubte, sich verhöhnt zu haben.

Jörg nahm einen Schluck von seinem Kaffee. »Du würdest eine Menge Geld bekommen, genug, dass du dir für den Rest deines Lebens keine Gedanken mehr machen müsstest.«

»Aber das muss ich doch so auch nicht. Ich kann doch diese Firma nicht verkaufen. Mein Vater hat sie aufgebaut.«

»Und meiner«, ergänzte Jörg.

»Ja, schon, aber ...«

»Denk einfach mal darüber nach, Eva. Mein Vater wird das nicht mehr lange machen können. Wie soll es denn dann weitergehen?«

»Ich weiß es nicht«, gab Eva zu. Darüber hatte sie sich bisher noch keine Gedanken gemacht.

Er nickte. »Siehst du, das meinte ich. Du wirst dich damit auseinandersetzen müssen.«

»Ja, aber jetzt ist vielleicht nicht der richtige Zeitpunkt dafür, Jörg. Ich habe das Gefühl, es ist alles so durcheinander in meinem Leben im Moment. Die Firma, wie sie von deinem Vater geführt wird, ist so etwas wie ein Anker für mich, verstehst du? Es ist lieb von dir, dass du dir Gedanken um mich machst, aber ich möchte mich mit so etwas jetzt nicht befassen.«

Er zuckte mit den Schultern. »Du musst es wissen, es ist deine Firma und dein Geld. Ich habe es nur gut gemeint, weil ich mir

Sorgen mache.«

Es klang beleidigt, aber Eva hatte keine Lust und keine Energie, sich dem Thema weiter zu widmen. Sie wollte allein sein, ihre Ruhe haben. »Jörg, es geht mir im Moment nicht so gut, ich bin sehr müde und würde mich gerne ein wenig hinlegen.«

Er hob beide Hände und stand auf. »Schon gut, ich bin schon weg, kein Problem. Ich muss sowieso zurück ins Büro. Ruh dich aus.«

»Ja, das werde ich versuchen, danke.«

In der geöffneten Tür blieb er noch einmal stehen. »Versprich mir, dass du über das nachdenkst, was ich dir gesagt habe, sobald es dir wieder bessergeht, ja?«

Eva nickte müde. »Ja, das tue ich.« Sie sah ihm noch nach, wie er zu seinem Porsche ging, den er vor ihrer Garage abgestellt hatte. Als sie die Tür hinter sich schloss, dachte sie schon nicht mehr an die Firma. Ihre Gedanken kreisten wieder um

einen kleinen Jungen mit fast mädchenhaft weichen Gesichtszügen, um schmerzende Hände, Botschaften, die auf Zeitungen gekritzelt waren und ... um den Sarg.

Britta hatte ihr Leben satt. Die Wut trieb ihr den Schweiß auf die Stirn, sie hatte das dringende Bedürfnis, jemandem ins Gesicht zu schlagen, einfach so, ganz egal wem, Hauptsache, demjenigen würde es weh tun.

Wann hatte sie endlich genug Mist erlebt? Nicht, dass sie je etwas anderes gekannt hätte als herumgestoßen, verletzt und benutzt zu werden. Aber musste sie jetzt noch zusehen, wie dieser Kerl auch ihr Leben kaputtmachte? Ja, das musste sie wohl, denn er war viel stärker als sie und offensichtlich auch schlauer. Er hatte sie schon oft ausgetrickst, und dabei war sie ihm genauso egal wie alle anderen. Er kannte nur ein Ziel, das wusste sie: Er wollte sich nach all den Jahren zu erkennen geben, er wollte jedem sein wahres Ich zeigen, diese hässliche, diese hasserfüllte Fratze. Dabei waren ihm die Umstände genauso egal wie die Frage, wie sein weiteres

Leben aussehen würde. Britta glaubte mittlerweile auch nicht mehr, dass es Rache war, die ihn antrieb. Im Gegenteil, mittlerweile war sie fast sicher, er war selbst genauso abartig wie der Abschaum, der ihn einst gequält und fast getötet hatte und für seinen Zustand verantwortlich war. Aber was zerbrach sie sich darüber den Kopf? Kam es darauf noch an? Nein, kam es nicht. Wichtig war jetzt nur noch eins: Er durfte nicht erwischt werden, denn dann war für sie endgültig und unumkehrbar alles verloren. Dieses Wort stand wie ein Fanal über ihrem ganzen, verpfuschten Leben: Verloren.

Sie stieß ein humorloses, kurzes Lachen aus. Das Verrückteste an allem war, dass ihm eine naive, kleine Gans im Weg stand, die noch nicht mal wusste, wie nah sie der Hölle war. Diese kleine ... Waren da Stimmen? Ging es jetzt wieder los? O nein, sie musste sich dagegen wehren. Mit beiden Händen griff sie unter den Tisch und

warf ihn mit Schwung um, der polternde Lärm verdrängte die Stimmen, aber nur kurz, dann kamen sie wieder. Sie musste ...

Sie muss ruhig sein, das ist ihre Aufgabe, das weiß sie genau, auch wenn sie erst vier ist. Sie hockt ein Stück vom Tisch entfernt auf dem Stuhl in der Küche, auf ihrem Stuhl, auf dem sie immer sitzt, wenn Besuch kommt. Sie schaut an sich herunter, betrachtet ihr feines rotes Kleid mit den schmalen Trägern, die so hübsch auf der weißen, verzierten Bluse aussehen, die sie trägt. Die Rüschen scheuern ein bisschen am Hals. Blütenweiße Kniestrümpfe hat sie dazu an, und ihre Füße stecken in schwarz glänzenden, neuen Lackschuhen. Die Besucher draußen im Flur lachen, die helle Stimme ihrer Mutter schneidet hin und wieder dazwischen. Britta versucht herauszuhören, wie viele es sind, die diesmal zu Besuch

sind. Drei? Oder doch nur zwei?

Die Küchentür öffnet sich, sie sind zu dritt, ihnen voran kommt ihre Mutter lächelnd auf sie zu. »Da sitzt ja unser kleiner Engel, ist sie nicht wunderhübsch?« Die Besucher stimmen zu. Sie kommen nacheinander zu ihr, streichen über ihr Haar, das an den Seiten zu Zöpfen zusammengefasst ist, sie kneifen ihr in die Wange, der Letzte streichelt ihr übers Knie. Dann setzen sie sich an den Küchentisch. Die Stühle stehen so, das sie sie alle drei ansehen können. Ihre Mama nimmt eine Flasche aus dem Schrank, stellt drei kleine Gläser vor die Männer und schenkt aus. Sie sehen dabei immer wieder zu Britta herüber, lachen laut, prosten sich zu, die Gläser werden erneut gefüllt. Mama kommt zu ihr, noch immer unverändert lächelnd. »Nun zeig unserem Besuch doch mal, was für ein hübsches und liebes Mädchen du

bist, mein Schätzchen«, sagt sie. Sie fasst ihr mit beiden Händen zwischen die Knie und drückt ihre Beine ein Stück auseinander. Der Saum ihres Kleides rutscht dabei ein Stück nach oben. Britta kennt die Spielregeln für den Besuch. Sie bleibt genau so sitzen und lächelt. Die Männer legen die Köpfe schief, beugen sich ein Stück nach vorne, schauen sich genau an, was ihre Mama ihnen zeigt. Sie nicken zufrieden. »Nun komm, mein Schätzchen«, sagt ihre Mama und geht vor. Britta steht auf und geht an den Männern vorbei hinter ihrer Mama aus der Küche und in das Zimmer für den Besuch. Dort legt sie sich auf das Bett, das in der Mitte des Raums steht. Der Besuch kommt herein, der Letzte der drei Männer schließt die Tür hinter sich. Ihre Mama ist draußen geblieben. Sie sind so groß und dick, diese Männer.

Britta schließt die Augen. Sie stellt sich einen See vor im Sommer, mit frischem, klarem Wasser, sie denkt ganz fest daran, und taucht darin ein. Ruhig sein und lächeln, flüstert ihre innere Stimme ihr zu, während sie in ihrem Traumsee schwimmt. Besonders dann, wenn es weh tut.

Bernd Menkhoff sah vom vorläufigen Bericht über ihren morgendlichen Fund auf, als es an seiner geöffneten Bürotür klopfte. Udo Riedel kam herein, wie meistens war sein Gesicht gerötet und glänzte. »Der Mann des ersten Opfers hat gerade angerufen, dieser Glöckner. Er wollte dich sprechen, aber dein Telefon war besetzt, da hat er sich über die Zentrale zu Jutta durchstellen lassen, aber da war auch besetzt. Ihm ist noch was eingefallen, was er nur dir persönlich sagen wollte. Er kommt gleich vorbei. Wir anderen scheinen dem Herrn nicht gut genug zu sein.«

»Ah, ja, ich habe gerade mit den Kollegen von der Spurensicherung gesprochen. Ist gut, danke.«

Er wollte sich wieder dem Bericht zuwenden, registrierte aber am Rand, dass Riedel keine Anstalten machte zu gehen, und sah wieder auf. »Ja? Sonst noch was?«

»Ja, da ist noch was. Ich wollte dir noch sagen, dass ich dein Verhalten heute Morgen mir gegenüber registriert habe.«

»Was meinst du?«

»Nun, dass du mich während der Fahrt, und dann am Fundort ... Also ich fand, du hast dich bemüht, ja. Aber ich bin auch nicht bescheuert. Mir ist vollkommen klar, dass das nicht der wahre Menkhoff war. Ich möchte, dass du weißt, dass mir völlig klar ist, dass du dich verstellst hast.«

Menkhoff dachte einen Moment nach, er konnte dieses Gespräch nicht so recht einordnen, spürte aber, wie etwas in seiner Magengegend Feuer fing. »Wir sind Kollegen, und ich habe mich dir gegenüber verhalten wie ich es bei jedem anderen auch getan hätte.«

Riedel nickte mit bewegungsloser Miene. »Ja, eben. Wir sind Kollegen, und ich weiß, dass dir Kollegen ziemlich egal sind. Also, um es auf den Punkt zu bringen: Ich habe

gemerkt, dass es bemüht war und nicht ehrlich. Einschleimen ist nicht das Mittel, sich Freunde zu machen.« Er drehte sich um, stockte, wandte sich Menkhoff erneut zu. »Aber das ändert nichts daran, dass ich honoriere, dass du zumindest bemüht bist, mir ...«

Bernd Menkhoff hatte Mühe, seine Wut weiter unter Kontrolle zu halten. »Stopp«, unterbrach er Riedel scharf und mit erhobener Hand, woraufhin der tatsächlich verstummte. »Eines möchte ich dir auch sagen, du aufgeblasener Furz: Du gehst mir auf die Nerven, und zwar gewaltig. Und jetzt verschwinde aus meinem Büro.«

Riedel sog zischend die Luft ein, dann schürzte er die Lippen. »Ja, da kommt der wahre Menkhoff wieder hervor. Ich wusste es doch, du änderst dich nie.« Er wandte sich zackig ab und verließ das Büro. Menkhoff schloss die Augen und erinnerte sich an die Atemübungen, die der Aachener

Polizeipsychologe Dr. Winkelmann ihm beigebracht hatte. Nur nicht in alte Muster verfallen ...

Als er etwa zwanzig Minuten später per Telefon die Mitteilung bekam, dass ein Oliver Glöckner unten am Empfang war, hatte er sich wieder beruhigt. Er ließ ihn hochschicken und machte sich auf den Weg zum Fahrstuhl am Ende des Flurs, um ihn in Empfang zu nehmen. Sie kamen fast zur gleichen Zeit dort an, Menkhoff öffnete gerade die Glastür, die den Büroflur der Mordkommission von dem Teil mit dem Fahrstuhl trennte. Glöckner lächelte unsicher, als er aus der Fahrstuhlkabine trat. Die Karte mit der großen Aufschrift BESUCHER hing an einem gelben Band um seinen Hals. »Guten Tag, Herr Glöckner«, begrüßte Menkhoff ihn und gab ihm die Hand. »Ja, guten Tag, ich weiß nicht, ob es wirklich wichtig ist, was ich Ihnen sagen möchte, aber ich dachte ... Na

ja, also es gibt da einen Punkt ...«

»Lassen Sie uns doch in mein Büro gehen, Herr Glöckner«, schnitt Menkhoff ihm das Wort ab, denn er hatte keine Lust, das auf dem Flur zu besprechen. Er gab die vierstellige Zahlenkombination am Nummernblock neben der Glastür ein und hielt die Tür auf.

Einen Kaffee lehnte Glöckner ab, und kaum saßen sie sich in Menkhoffs Büro gegenüber, begann er sofort wieder zu reden. »Also wie schon gesagt, ich weiß nicht, ob es wirklich wichtig ist, aber ich glaube, ich habe mich bei unserem Gespräch etwas unklar ausgedrückt in einem Punkt.«

Menkhoff faltete die Hände vor sich auf dem Tisch. »Aha, und in welchem Punkt?«

»Also, es geht um den Besuch von Jörg Wiebking bei meiner Frau, also genau genommen bei uns. Vor zwei Wochen. Na ja, also ... wie soll ich es ausdrücken ...« Er

wiegte den Kopf hin und her. »Er hat nicht nur mit Inge gesprochen, sondern auch mit mir. Also, allein, nachdem er sich mit Inge unterhalten hatte.«

»Aha«, kommentierte Menkhoff diese Eröffnung und war gespannt, was nun kommen würde.

»Und es war auch nicht so, dass er regelmäßig bei uns vorbeikam, eher selten. Also, ich hatte ihn lange Zeit vorher nicht gesehen.«

»Hm ... da brennen mir doch spontan zwei Fragen auf der Zunge, Herr Glöckner. Erstens: Warum erzählen Sie mir das erst jetzt? Und zweitens: Worum ging es denn in dem Gespräch, das er – allein – mit Ihnen geführt hat?«

»Ja, warum habe ich das nicht gleich gesagt ... Könnte ich vielleicht doch einen Kaffee haben?«

Menkhoff nickte, wenig erfreut über die Verzögerung, griff das Telefon und wählte

Jutta Reithöfers Nummer. Er wusste, sie saß an dem endgültigen Bericht über die Ereignisse vom Vormittag. »Ja, Bernd hier«, sagte er, als sie abhob. »Bist du bitte so nett und besorgst einen Kaffee für Herrn Glöckner? In mein Büro.«

»Er ist bei dir?«

»Ja, danke.« Er legte auf und sah Glöckner wieder an. »Also, warum kommen Sie erst jetzt damit?«

»Na ja, er hat versucht, Inge als Investorin zu gewinnen, um Eva Rossbach die Firma ihres Vaters abzukaufen, aber sie wollte davon nichts wissen. Sie war froh, mit der Firma nichts zu tun zu haben. Danach kam er dann eben zu mir und hat mir erzählt, wie viel Geld mit der Firma zu verdienen ist. Er wollte, dass ich mit Inge rede und sie davon überzeuge, dass das Geld gut angelegt ist.«

»Und? Haben Sie mit Ihrer Frau darüber geredet?«

Glöckner stieß einen grellen Lacher aus.

»Sind Sie verrückt? Mit Inge ... Ich meine, entschuldigen Sie, das habe ich nicht so gemeint. Aber wenn Sie Inge gekannt hätten ... Ich hätte eher einen Esel dazu überreden können, mit mir zusammen ein Lied zu pfeifen, als Inge dazu, etwas zu tun, wozu sie schon nein gesagt hat.«

»Hm«, machte Menkhoff. »Und warum rücken Sie damit erst jetzt heraus?«

»Na, weil Jörg Wiebking mir das Versprechen abgenommen hat, mit niemandem darüber zu reden. Ich stehe normalerweise zu den Versprechen, die ich gebe, wissen Sie.«

»Das ehrt Sie, aber hier geht es um den Mord an Ihrer Frau.«

Glöckner nickte eifrig. »Eben, das habe ich mir auch überlegt. Das sind quasi höhere Interessen, die ...«

Die Tür wurde nach kurzem Anklopfen geöffnet, und Jutta Reithöfer brachte eine Tasse Kaffee herein und stellte sie vor

Glöckner ab. Auf der Untertasse lagen zwei Stück Würfelzucker und ein Döschen Milch. Sie begrüßten sich kurz, wobei Glöckner sie mit jugenhaftem Lächeln anstrahlte, dann bedeutete Menkhoff ihr, sie solle sich setzen, und wandte sich wieder an Glöckner. »Also, fassen wir zusammen: Jörg Wiebking hat vor rund zwei Wochen Ihre Frau besucht, weil er sie dazu überreden wollte, ihrer Halbschwester Eva Rossbach die Firma abzukufen. Als sie das ablehnte, versuchte er Sie dazu zu überreden, auf Ihre Frau einzuwirken, damit Sie es doch tut. Ist das so weit richtig?« Glöckner nickte und ließ seinen Blick dabei auf Jutta Reithöfer ruhen, die ihn fragend ansah. »Entschuldigen Sie, ich habe ja Ihr Gespräch mit meinem Kollegen nicht mitbekommen, aber ... wenn Ihre Frau auf seinen Vorschlag eingegangen wäre, was hätte Herr Wiebking davon gehabt?«

»Oh, ja, natürlich«, Glöckner schlug sich mit

der Hand leicht gegen die Stirn und schüttelte den Kopf. »Das habe ich ja noch gar nicht erwähnt. Er wollte dann den Posten des Geschäftsführers übernehmen.«

»Ah, gut, das ist natürlich ein Argument.«

Kurze Zeit später hatte Oliver Glöckner seinen Kaffee ausgetrunken und verabschiedete sich. »Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, dass ich zuerst nichts ... also, dass ich Ihnen anfangs nicht alles gesagt habe.«

Menkhoff winkte ab. »Schon gut, wichtig ist, dass Sie sich doch noch dazu entschlossen haben. Vielen Dank, dass Sie deswegen extra hergekommen sind.« Er begleitete Glöckner noch zum Fahrstuhl, wartete, bis die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte, und ging dann zurück zu seinem Büro, wo Jutta Reithöfer auf ihn wartete. »Was hältst du davon?«, fragte er, während er zu seinem Platz ging.

»Hm, ich weiß nicht.« Reithöfer spielte mit

einem Bleistift, den sie von seinem Schreibtisch genommen hatte. »Jörg Wiebking scheint zu befürchten, dass sein Vater bezüglich der Thronfolge jemand anderen vorziehen wird. Also überlegt er sich, wie er es schaffen kann, den alten Herrn loszuwerden und dessen Platz einzunehmen. Klingt für mich wie ganz normales Taktieren um einen Posten, der viel Geld und Macht mit sich bringt.«

»Zwischen Vater und Sohn?«

»Na ja, du hast den alten Wiebking doch erlebt. Patriarch der alten Schule. Ich schätze, der lebt für das Unternehmen und zum Wohle seiner Besitzerin. Wenn der sich in den Kopf gesetzt hat, dass sein Sohn nicht für den Job geeignet ist, wird er schwer davon abzubringen sein, jemand anderen als Nachfolger aufzubauen.«

»Ja, da hast du wohl recht. Unter normalen Umständen.« Menkhoff sah Reithöfers fragenden Blick und sagte: »Ich kann mir

nicht helfen, aber irgendwas in dieser Familie ist oberfaul, und ich werde das Gefühl nicht los, wir müssen herausfinden, was das ist, wenn wir diesen abartigen Fall aufklären wollen.«

»Hm ... Ich weiß nicht, Bernd, vielleicht interpretierst du da auch zu viel hinein.«

»Ja, vielleicht«, erwiderte er und dachte dabei: *Das hat man mir schon öfter gesagt.*

Das Telefon klingelte. Es war einer der Kollegen, die noch den Fundort der Frau untersuchten. Sie hatten ein Stück vom Tatort entfernt ihren Mantel mit allen Papieren darin gefunden. Menkhoff machte sich einige Notizen und legte auf. »Wir wissen jetzt, wer das Opfer von heute Morgen ist«, sagte er an Reithöfer gewandt. »Mirjam Walther, vierundzwanzig, wohnhaft in Heimersdorf. Auf geht's.«

Als sie im Auto saßen, fragte Reithöfer: »Sag mal, hast du eine Ahnung, was mit dem Riedel los ist? Der ist vorhin

wutschnaubend über den Gang marschiert und war dabei hochrot im Gesicht.«

Menkhoff hielt den Blick weiter auf die Straße gerichtet und sagte beiläufig: »Vielleicht hat ihm endlich mal jemand gesagt, dass er ein aufgeblasener Furz ist.«

Kurz nach 16 Uhr stand der nächste Besuch vor der Haustür. Eva hatte geschlafen und war wohl noch im Halbschlaf aufgestanden. Sie war vollkommen verwirrt, als sie plötzlich an der geöffneten Haustür stand, die Klinke noch in der Hand, und Dr. Leienberg anstarrte, der ihr freundlich, aber auch etwas skeptisch entgegenlächelte. Es nieselte, seine Haare und die Schultern seines dunklen Mantels glänzten von den feinen Tropfen. »Guten Tag, ich hoffe, Sie verzeihen mir mein unangemeldetes Auftauchen, aber ich war gerade in der Nähe und dachte mir, ich schaue kurz bei Ihnen vorbei. Geht es Ihnen gut?«

»Guten Tag«, erwiderte Eva zaghaft, noch immer verwirrt. »Ja, mir geht es gut, doch, ich habe ... ich meine, ich hatte geschlafen und bin noch etwas durcheinander. Ach, entschuldigen Sie – möchten Sie reinkommen?«

Sein Lächeln wurde noch etwas breiter.
»Sehr gerne. Ich hatte gehofft, dass Sie das fragen.«

»Kann ich Ihnen einen Kaffee anbieten?«
Eva stand im nächsten Moment schon vor der Maschine in der Küche. Während Leienberg sich an den kleinen Tisch setzte, fragte sie sich kurz, warum sie nicht mit ihm ins Wohnzimmer gegangen war. Aber das war auch egal. Wichtiger war die Frage, was der Psychiater hier bei ihr zu Hause wollte. »Sie waren zufällig in der Nähe?«, wollte sie wissen, ohne sich zu ihm umzudrehen. Sie hörte ihn hinter sich lachen.

»Nein, von zufällig habe ich nichts gesagt. Ich sagte, ich war in der Nähe. Das war ich, nachdem ich zu Ihrer Adresse gefahren bin.«

Nun drehte sie sich doch um, während die Kaffeemaschine gurgelnd ihre Arbeit tat.
»Wie?«

»Es war kein Zufall, ich bin ganz bewusst hierher gekommen, weil ich sehen wollte, wie es Ihnen geht, und weil ich Sie davon überzeugen möchte, wieder zu mir in die Praxis zu kommen.«

Evas Verwirrung schlug in das Gefühl um, sich zur Wehr setzen zu müssen. Sie stellte eine der Tassen vor Leienberg ab und setzte sich auf die Kante des Stuhls, so, dass sie jederzeit würde flüchten können, wenn es nötig wäre. Im gleichen Moment fragte sie sich, warum es nötig sein sollte, vor einem Arzt zu flüchten. Leienberg sah sie an, und sein Blick fühlte sich an wie der eines Forschers, der ein Versuchstier beobachtete. »Ich weiß nicht, warum ich noch mal zu Ihnen kommen sollte, Dr. Leienberg.«

»Weil Sie mir noch gar nichts von den Dingen erzählt haben, die Sie belasten. Ihre Albträume zum Beispiel.«

»Ach, das wird sich bald wieder geben.«

Eva war sich darüber im Klaren, dass es nicht besonders überzeugend geklungen hatte, und versuchte, ihrer Stimme einen festeren Klang zu geben. »Ich denke, das hat alles mit dieser furchtbaren Sache mit Inge zu tun.«

Leienberg dachte einen Moment nach, dann sagte er: »Aber es geht doch nicht nur um irgendwelche Träume, Eva. Was ist mit diesem Sarg? Und was mit den Verletzungen?«

Evas Herz begann zu rasen. »Woher wissen Sie davon? Hat Wiebke Ihnen das erzählt?«

Leienberg sah sie überrascht an. »Ja, Wiebke hat mir das gesagt, aber doch nur, weil sie Sie sehr mag und sich große Sorgen um Sie macht. Sie musste mir doch den Grund dafür nennen, dass ich so schnell einen Termin freimachen sollte. Als Sie mir von einer Freundin erzählte, die Albträume hat, sagte ich ihr, dass viele Menschen

darunter leiden und dass solche Träume, vor allem in Stresssituationen, gar nichts Ungewöhnliches sind. Dann war sie gezwungen, mir das mit den Verletzungen zu sagen, damit ich verstand, dass die Sache hier anders liegt.«

»Sie erzählt einem Fremden ohne mein Wissen Dinge über mich, die ich ihr im Vertrauen gesagt habe? Und das, obwohl ich sie explizit darum gebeten habe, mit niemandem darüber zu reden. Das ist so ... Ich ... ich ...« Ihr Blick verschwamm, und als ihr die Tränen über die Wangen liefen, verbarg sie das Gesicht in ihren Händen.

»Bitte vergessen Sie nicht, ich bin Arzt.« Seine Stimme war jetzt sanft. »Wiebke hat sich nur aus einem Grund an mich gewandt: Weil sie wollte, dass ich Ihnen helfe.«

Eva ließ die Hände sinken. Sie würde jetzt ziemlich verheult aussehen, aber es war ihr egal. »Mir helfen? Ist das ein Grund, das Vertrauen einer Freundin zu

missbrauchen?«

»Wenn die Hintergründe, die dazu führen, dass man glaubt, eine Freundin braucht Hilfe, schwerwiegend genug sind, dann ja.«

Eva schüttelte entschieden den Kopf.

»Nein, das sehe ich anders, tut mir leid.«

Leienberg war nach wie vor vollkommen ruhig, sein Gesichtsausdruck freundlich. Er nahm einen Schluck Kaffee und stellte die Tasse wieder ab. »Aber wenn wir nun mal davon absehen, dass Wiebke es war, die mir diese Dinge gesagt hat – das Problem besteht doch nach wie vor. Warum quälen Sie sich mit diesen Dingen? Denken Sie nicht, es wäre einen Versuch wert, mit mir darüber reden? Wer weiß, vielleicht kann ich Ihnen ja tatsächlich helfen? Und selbst wenn nicht – was können Sie dabei verlieren? Ich weiß doch sowieso schon von diesen ... Dingen.«

»Was hat Wiebke Ihnen genau erzählt?«, fragte Eva nach einer längeren Pause

unvermittelt.

Leienberg zögerte nur kurz, bevor er antwortete: »Nun, sie hat mir erzählt, dass Sie glauben, in einem Sarg aufzuwachen, lebendig begraben. Sie versuchen sich zu befreien, aber es gelingt Ihnen nicht. Und dann wachen Sie plötzlich in Ihrem Bett wieder auf und haben Schwellungen am ganzen Körper.«

Eva trank von ihrem Kaffee und verzog das Gesicht, er war kalt und schmeckte bitter. »Was ist mit Schlafwandeln?«

»Was? Was meinen Sie damit?«

»Kann es sein, dass ich schlafwandle, während ich davon träume, in einem Sarg zu liegen? Vielleicht weil ich unbedingt da raus möchte? Weglaufen will? Und dass ich mich dabei verletze, weil ich an allen möglichen Stellen anstoße?«

Der Psychiater schüttelte den Kopf. »Das halte ich für ziemlich unwahrscheinlich. Schlafwandeln tritt nur in einer

Tiefschlafphase auf. In der Traumphase ist der Schlaf hingegen wesentlich oberflächlicher. Zudem kann man sich nach dem Aufwachen an nichts erinnern, egal, was man während des Schlafwandels auch getan hat. Das Schlafwandeln ist also nie die Umsetzung eines Traums in tatsächliche Bewegungen, oder in Ihrem Fall die Umsetzung des Bewegungsdrangs, der dadurch entstehen könnte, dass Sie träumen, eingeschlossen zu sein. Nein, das glaube ich nicht. Aber das schließt natürlich nicht aus, dass Sie zuerst tatsächlich schlafwandeln und sich dabei die Verletzungen zuziehen und diesen Albtraum danach, vielleicht Stunden später, haben. Sind Sie früher schon mal geschlafwandelt?«

»Ja, ich glaube schon. Aber wie sollte das zeitlich gehen, ich wache doch immer innerhalb einer Sekunde auf. In einem Moment bin ich noch in dem Sarg

eingeschlossen, im nächsten bin ich wach.«

»Das kommt Ihnen wahrscheinlich nur so vor, es könnten theoretisch aber trotzdem Stunden dazwischen liegen.«

Eva dachte darüber nach und griff nach dieser Theorie wie eine Ertrinkende nach einem Stück Holz. Diese Erklärung war zumindest halbwegs plausibel und gestattete trotzdem die Annahme, dass sie bei klarem Verstand war.

»Ja, vielleicht ist es ja tatsächlich so«, sagte sie. Leienberg nickte, hob dann aber wie zum Einwand eine Hand. »Wobei das aber erst einmal nur eine vage Idee ist, die Ihnen noch nicht viel weiterhilft. Auch lassen sich damit Ihre Erinnerungslücken, so, wie Sie sie mir bisher kurz geschildert haben, wahrscheinlich nicht erklären. Deshalb ist es wichtig, dass Sie wieder zu mir kommen. Wir können das Problem nur dann in den Griff bekommen, wenn wir genau wissen, worum es sich handelt und woher es

kommt.«

Eva stand auf, ging hinüber zum Fenster und lehnte sich mit verschränkten Armen gegen die Küchenarbeitsplatte, während sie nach draußen sah. »Also gut. Wann?«, sagte sie gegen die Scheibe. Hinter ihr wurde ein Stuhl geschoben, Schritte kamen näher. Sie wandte sich nicht um, auch nicht, als sie spürte, dass der Psychiater unmittelbar hinter ihr stand.

»Ich bin froh, dass Sie einwilligen. Das ist eine sehr gute Entscheidung. Gleich morgen früh? Wieder um acht?«

»Ja, ist gut.« Eva rührte sich noch immer nicht, weil sie befürchtete, dass Leienberg ganz nah hinter ihr stand. Schließlich sagte er: »Dann bis morgen«, und Sekunden später entfernten sich seine Schritte. Eva stand noch immer am Fenster, als sie hörte, wie die Tür ins Schloss gezogen wurde. Nur einen Moment später saß sie auf der Couch, und ihr Blick ruhte wieder auf der

Uhr schräg gegenüber. Sie musste auf dem Weg zum Wohnzimmer so in ihren Gedanken versunken gewesen sein, dass sie gar nicht bewusst wahrgenommen hatte, die Küche überhaupt verlassen zu haben. Das alles nahm sie offenbar noch viel mehr mit, als sie es sich selbst zugestehen wollte.

Sie hoffte, Dr. Leienberg würde ihr wirklich helfen können. Aber womit? Was konnte er ihr sagen, was sie nicht schon selbst wusste? Dass die Frau, die ihr Vater geheiratet hatte, als sie fast noch ein Baby war, eine kaltherzige Person war, die Gefühle nur ihrer Tochter Inge gegenüber aufbrachte? Dass sie, Eva, täglich zu spüren bekam, dass sie nicht ihre Tochter war? Dass diese kaltherzige Frau dann einen Sohn bekam, den sie nicht haben wollte und den sie das bei jeder sich bietenden Gelegenheit spüren ließ? Selbst als Manuel noch ein Baby war und seine kleinen Arme nach seiner Mutter

ausstreckte, hatte sie ihn angeschrien und die pummeligen Ärmchen zur Seite geschlagen. Dann war Eva hingegangen und hatte ihn auf den Arm genommen, obwohl sie selbst kaum größer war als er. Sie erinnerte sich an die Abende, später, an denen sie in ihrem Kinderzimmer in der Ecke neben ihrem Schrank gesessen und sich die Hände auf beide Ohren gepresst hatte, damit sie Manuels Schreie aus seinem Zimmer nebenan nicht hören musste. Und das Klatschen der Schläge, die seinen nackten Körper trafen, immer und immer wieder. Und ihr Vater? Was hatte der getan? Der hatte seinen Schlüssel genommen und war weggegangen und erst spät in der Nacht wieder zurückgekommen. Ja, ihr Vater war ein Feigling gewesen.

Eva zwang ihre Gedanken zurück in die Gegenwart und beschloss, dass ihr ein heißes Bad guttun würde. Sie ging in die Küche und nahm sich eine Flasche Rotwein

aus dem Regal neben dem Kühlschrank, öffnete sie und nahm sie zusammen mit einem Glas mit ins Badezimmer, wo sie beides auf der breiten Ablage neben der Badewanne abstellte. Nachdem sie das Wasser angestellt und einen Schuss von einem nach Pfirsich riechenden Badezusatz dazugegeben hatte, ging sie ins Schlafzimmer, um sich auszuziehen. Sie wunderte sich kurz, dass entgegen ihrer Gewohnheit die Tür nicht geschlossen war, tat das aber damit ab, dass sie am Morgen vor dem Termin mit Dr. Leienberg sehr nervös gewesen war.

Sie betrat das Zimmer, wandte sich ihrem Kleiderschrank zu, und stieß einen spitzen Schrei aus. Wie gebannt stand sie da und starrte auf die Spiegeltür ihres Schranks, über die schräg mit einem Lippenstift in großen roten Buchstaben geschrieben stand:

Beim nächsten Mal

wirst du vielleicht
sterben!!!

Mirjam Walther hatte in Heimersdorf in einer sehr ruhigen Seitenstraße eine kleine Souterrainwohnung im Haus ihrer Eltern bewohnt. Ihre Mutter und ihr Vater waren beide zu Hause, als Menkhoff und Reithöfer dort ankamen. Menkhoff überließ es seiner Kollegin, ihnen die traurige Nachricht zu überbringen. Frau Walther, eine mollige Frau Anfang fünfzig, brach völlig zusammen. Ihr Mann stützte sie bis ins Wohnzimmer, dort setzte er sie in einen Sessel und sank mit erstarrtem Gesicht auf die Lehne. Während Reithöfer sanft auf die Frau einredete, rief Menkhoff einen Arzt. Er sah ein, dass der Versuch zwecklos war, den beiden Fragen zu stellen, und beschränkte sich nur auf das Nötigste, als die Schockstarre bei Mirjams Vater sich nach einigen Minuten wieder etwas gelöst hatte. Mirjam war bei einem Versicherungsmakler angestellt, sie hatte derzeit keinen Freund

gehabt, und es gab laut ihrem Vater niemanden, der sie nicht mochte.

Als der Arzt eintraf, ließen sie sich von Mirjams Vater ihre Wohnung zeigen und sahen sich ein wenig darin um. Er stand die ganze Zeit über hilflos daneben und starrte Löcher in die Wand. Nach einer Weile nickte Menkhoff Reithöfer zu und wandte sich an den Mann. »Wir werden uns jetzt verabschieden, können Ihnen weitere Fragen aber leider nicht ersparen. Kollegen von uns werden bald noch einmal bei Ihnen vorbeikommen. Denken Sie, Sie könnten eine Liste zusammenstellen mit allen Freunden und Bekannten Ihrer Tochter, die Ihnen einfallen?«

Der Mann sah Menkhoff an, als hätte er kein Wort von dem verstanden, was er gerade gehört hatte, doch dann nickte er.

»Gut«, sagte Menkhoff, »dann kümmern Sie sich jetzt um Ihre Frau. Der Arzt wird ihr ein Beruhigungsmittel gegeben haben.«

Als sie auf den Wagen zingingen, konnte Menkhoff nicht länger an sich halten: »Ich hasse das. Und ich hasse diese Schweine, die Schuld daran haben, dass es diese Situationen gibt. Und jetzt fahren wir zu Herrn Wiebking.«

Der Pförtner nickte ihnen zu, als sie vor ihm standen, und Menkhoff glaubte sogar, zum ersten Mal so etwas wie eine angedeutete Freundlichkeit in seinem Gesicht zu entdecken, als sie ihm sagten, dass sie zu Herrn Wiebking senior wollten. Er schob ihnen ohne Zögern zwei Besucherausweise durch die Öffnung und sagte: »Ich melde Sie an.« Sekunden später deutete er, den Hörer noch am Ohr, mit dem Kinn in die Richtung, in die sie gehen mussten. Das sollte wohl heißen, dass sie erwartet wurden. Menkhoff war geneigt, das als Sympathiebeweis zu interpretieren, und hatte fast sogar den Anflug eines schlechten Gewissens, weil er dem Mann nicht die Wahrheit gesagt hatte.

Er wollte nicht zu dem alten Wiebking, sondern zu dessen Sohn, und hoffte, dass er in seinem Büro war. Menkhoff wollte ihn überraschen und ihm keine Zeit geben, sich zu überlegen, was sie wohl von ihm wollten.

Als sie an der Stelle ankamen, von der aus ein kurzer Gang direkt zu Jörg Wiebking's Büro führte, wurde die Tür gerade geöffnet, und eine gutaussehende blonde Frau kam heraus. Sie stockte, als sie Menkhoff und Reithöfer sah, und blieb dann vor der Tür stehen, die noch immer geöffnet war. Menkhoff registrierte den Besucherausweis, der vor ihrer Brust baumelte, sie war also offensichtlich keine Mitarbeiterin der Rossbach Maschinenbaubetriebe. Hinter ihr tauchte Jörg Wiebking auf, und auch er war sichtlich überrascht, Menkhoff und Reithöfer zu sehen. »Ach, die Herrschaften von der Polizei. Man hat Sie gar nicht angemeldet.«

Eben, dachte Menkhoff grimmig, *deswegen schaust du jetzt auch so kariert*. »Ja, wir

wollten eigentlich zu Ihrem Vater«, erklärte er, »aber mir ist auf dem Weg gerade noch etwas eingefallen.« Sein Blick wanderte zu der blonden Frau. »Darf ich fragen, wer Sie sind?«

»Das ist Frau Pfeiffer«, antwortete Wiebking an ihrer Stelle, wofür er sich von ihr einen kurzen, fragenden Blick einhandelte. Dann zauberte sie ein herzliches Lächeln auf ihr Gesicht und gab erst Menkhoff und dann Reithöfer die Hand. »Ich bin Wiebke Pfeiffer, guten Tag. Bitte entschuldigen Sie, wenn ich etwas kurz angebunden bin, aber ich muss mich beeilen, ich habe gleich noch einen anderen Termin.«

Menkhoff trat ein Stück zur Seite und deutete mit der Hand an, sie solle vorbeigehen, was sie – immer noch lächelnd – auch tat. »Auf Wiedersehen«, sagte sie noch, dann verschwand sie um die Ecke.

»Tja, also, wenn Sie noch Fragen haben, kommen Sie rein, aber ich muss Ihnen gleich sagen, dass ich nur wenig Zeit habe.«

»Ja, wir haben schon gemerkt, dass Sie ein vielbeschäftigter Mann sind«, entgegnete Reithöfer und ging als Erste an ihm vorbei in das Büro. »Wir brauchen nicht lange.«

Als sie sich kurz danach gegenüber saßen, fragte Menkhoff: »Ist Wiebke Pfeiffer Ihre Lebensgefährtin?« Wiebking schüttelte lächelnd den Kopf. »Nein, nein, sie ist Immobilienmaklerin. Ich habe sie im letzten Jahr zufällig kennengelernt, als ich Eva zum Geburtstag gratuliert habe. Sie hat mir damals erzählt, was sie beruflich macht, und da ich eine neue Wohnung suche, dachte ich, ich frage sie, ob sie mir helfen kann.«

»Sie ist also eine Bekannte von Frau Rossbach?«

»Sie ist so ziemlich ihre einzige Freundin,

wenn mich nicht alles täuscht. Aber Sie hatten Fragen an mich.« Er warf einen demonstrativen Blick auf seine Armbanduhr.

»Es tut mir ja leid, aber ich muss bald los.«

»Es geht um Ihren letzten Besuch bei Inge Glöckner«, begann Reithöfer. »Sie haben uns gesagt, sie waren nur dort, um eine Tasse Kaffee mit ihr zu trinken, richtig?«

»Ehm, ja, richtig.«

»Ja. Was wir nicht verstehen: Warum erzählt uns Herr Glöckner dann, Sie seien dort gewesen, um seine Frau davon zu überzeugen, die Firma Ihrer Halbschwester zu kaufen und Sie dann als Geschäftsführer einzusetzen?«

Menkhoff beobachtete Jörg Wiebking genau, und es entging ihm nicht, dass er nervös wirkte. »Ach so, ja, das meinen Sie. Ja, es stimmt, was er sagt. Aber das war nicht der Grund meines Besuchs. Ich ... also, das erwähnte ich nur so nebenbei. Es war so eine Idee von mir, es geht mir dabei

ausschließlich um den Betrieb und die Arbeitsplätze. Eva kümmert sich doch sowieso nicht um die Firma, und wenn mein Vater irgendwann aufhört ...«

»Die Arbeitsplätze, hm ...« Menkhoff riss seinen Blick von dem Gemälde mit dem schwarzen Punkt auf blauer Fläche los und sah Wiebking an. Er hatte das untrügliche Gefühl, dass Wiebking junior ihn verschaukeln wollte. »Wird Ihr Vater Frau Rossbach nicht vorschlagen, Sie zu seinem Nachfolger zu machen?«, fasste er nach.

»Nein, ... also, das heißt, ich glaube nicht.«

»Sie sind doch leitender Ingenieur, und Sie sind sein Sohn. Ihm ist also doch sicher daran gelegen, die Leitung der Firma in der Familie zu halten, oder nicht?«

»Ich weiß es nicht.«

»Denkt er vielleicht, Sie seien nicht dazu in der Lage?« Darauf erhielt Menkhoff keine Antwort.

»Nun gut, wie dem auch sei«, sagte

Reithöfer nach einem Moment unangenehmer Stille und schlug die Beine übereinander. »Es stellt sich uns natürlich die Frage, warum Sie bei unserem letzten Gespräch nicht erwähnt haben, worüber Sie sich mit Inge Glöckner unterhalten haben«.

Wiebking hob die Schulter. »Ich weiß nicht, ich habe einfach nicht daran gedacht, ich fand es wahrscheinlich nicht so wichtig.«

»So, Sie fanden es also nicht so wichtig uns zu sagen, dass Sie ein Mordopfer kurz vor dem Tod dazu überreden wollten, eine Firma zu kaufen und Sie als Geschäftsführer einzusetzen? Und dass dieses spätere Mordopfer das ablehnte?«

Wiebking's Körper straffte sich. »Moment mal, was wollen Sie damit sagen? Ich hab's einfach vergessen, weil ich es nicht für wichtig hielt, okay? Und was heißt überhaupt, dass sie das ablehnte? Inge hat nicht abgelehnt, im Gegenteil. Sie fand den Gedanken sogar überaus interessant. Ich

verbitte mir ...«

»Sie behaupten, sie hat nicht abgelehnt?«, fuhr Menkhoff ihn an. »Dann stimmt es wahrscheinlich auch nicht, dass Sie sich anschließend noch mit Oliver Glöckner unterhalten und ihn eindringlich gebeten haben, er solle versuchen, seine Frau zu überreden. Das haben Sie wohl auch vergessen, oder was? Wie ist das, leiden Sie öfter unter partiellem Gedächtnisschwund? Dann kann ich allerdings verstehen, wenn Ihr Vater Sie nicht zu seinem Nachfolger machen möchte.«

Wiebking sah erst Menkhoff, dann Reithöfer ungläubig an. »Was? Ich soll Oliver Glöckner gebeten haben, Inge zu überreden? Aber das ist nicht wahr! Er war es, der mich angesprochen hat, als ich auf dem Weg nach draußen war. Er wollte wissen, worüber wir geredet haben. Ich weiß noch, dass ich mich wunderte, dass er

mich das fragte und nicht seine Frau.«

»Aha, und? Haben Sie es ihm gesagt?«

»Ja, klar, warum denn nicht?«

»Gut, das werden wir noch klären. Bleibt immer noch die Frage, warum Sie uns nichts von dem Gespräch gesagt haben.«

Wiebking senkte den Kopf. »Es tut mir leid. Ich dachte ... Ach, ich weiß gar nicht genau, was ich gedacht habe. Vielleicht hatte ich Angst, Sie bringen mich irgendwie mit dieser Geschichte in Verbindung, wenn Sie hören, weswegen ich bei Inge war.« Wiebking sah wieder zu Menkhoff auf, und sein Gesichtsausdruck heischte um Verständnis. »Es ging mir bei dieser Sache wirklich nur um das Wohl der Firma, das müssen Sie mir glauben.« Er machte eine Pause, und sowohl Menkhoff als auch Reithöfer ließen ihm Zeit, weil beide spürten, dass er noch nicht fertig war. »Ach, was soll's«, sagte er schließlich leise. »Ich glaube, mein Vater begeht einen großen

Fehler. Es stimmt, er wird mich wohl nicht als seinen Nachfolger vorschlagen.«

»Und jetzt mal ehrlich, Herr Wiebking, Sie kennen doch bestimmt den Grund dafür, oder?«, wollte Reithöfer wissen.

»Ja, ich kenne den Grund. Sehen Sie, es ist allerhöchste Zeit für Investitionen, der Betrieb muss dringend saniert werden, wenn wir konkurrenzfähig bleiben wollen. Wir brauchen neue, modernere Maschinen, die gesamte Organisationsstruktur muss modernen Gegebenheiten angepasst werden. Wir schleppen einen riesigen Verwaltungswasserkopf mit uns herum, und, und, und. Aber weder mein Vater noch Eva sehen das ein.«

»Haben Sie schon mit ihr darüber gesprochen?«

Er winkte ab. »Natürlich, ich solle das mit meinem Vater abstimmen, sie könne dazu nichts sagen. Tja, und mein Vater hat sich als seinen Nachfolger wohl jemanden

ausgesucht, der genau so denkt wie er.«

»Und wer ist das?«

»Dr. Guido Löffler. Er hat sein Büro auf der anderen Seite des Flurs. Volkswirt, stockkonservativ und meinem Vater hörig.«

»Gut, Herr Wiebking.« Menkhoff erhob sich. »Übrigens – kennen Sie eine Mirjam Walther?«

Wiebking dachte einen Moment nach und schüttelte denn den Kopf. »Nein, wer ist das?«

»Sie wurde heute Morgen gefunden. In einem Sarg, wie Inge Glöckner.«

»Das ist ja schrecklich!«

»Ja, das ist es. Wo waren Sie übrigens letzte Nacht?«

Auch Wiebking stand nun auf und sah sichtlich fassungslos von Reithöfer zu Menkhoff. »Sie scheinen tatsächlich zu denken, ich hätte was damit zu tun, nicht wahr?«

»Ich denke, ich möchte wissen, wo Sie

letzte Nacht waren.« Menkhoff sah Wiebking fest in die Augen, dann sagte Letzterer: »Also gut. Ich war bei Wiebke Pfeiffer.«

Eva wusste nicht, wie lange sie vor ihrem Schrank gestanden und die roten Buchstaben auf dem Spiegel angestarrt hatte. Irgendwann sank sie langsam auf die Knie und setzte sich auf die Fersen, ohne den Blick dabei von der Botschaft lösen zu können.

Jemand war in ihrem Schlafzimmer gewesen. Dieser Gedanke war so ungeheuerlich, dass sie am ganzen Körper zu zittern begann. Hatte derjenige ihr auch die Nachricht auf die Zeitung geschrieben? *Beim nächsten Mal wirst du vielleicht sterben.* Das würde bedeuten, dass der Sarg kein Traum war, und sie beim nächsten Mal vielleicht nicht mehr lebend herauskommen würde. Und dass derjenige, der sie dort einschloss, wahrscheinlich auch Inge umgebracht hatte.

Aber wenn es kein Traum gewesen war und sie tatsächlich in diesem Sarg gelegen

hatte, wer konnte davon wissen außer demjenigen, der sie eingeschlossen hatte? Wiebke. Und nun auch Dr. Leienberg. Aber würde Wiebke ihr eine solche Nachricht schreiben? Warum sollte sie das tun? Sie war vollkommen überrascht gewesen, als sie die Botschaft auf der Zeitung gesehen hatte. Hätte sie so schauspielern können? Und der Psychiater? Er war eben bei ihr gewesen. Hatte er sich irgendwann zwischendurch ... Nein, das konnte nicht sein, er hatte die Küche kein einziges Mal verlassen, das hätte sie bemerkt.

Nein, Eva war sich sicher, dass weder Wiebke noch Dr. Leienberg etwas mit diesen widerlichen Botschaften zu tun hatten.

Blieb derjenige, der es geschafft hatte, sie in diesem Sarg einzuschließen und im richtigen Moment wieder herauszulassen. Das konnte beim besten Willen kein Traum gewesen sein! Das bedeutete aber auch,

dass derjenige schon öfter in ihrem Haus gewesen war. Aber warum schrieb er ihr Nachrichten? Botschaften, in denen er sie vor sich selbst warnte? Und wie war er hereingekommen? Es gab nirgendwo im Haus Einbruchsspuren. Anscheinend kam und ging er, wie er es wollte, und ohne dass sie etwas davon bemerkte. Was würde er als Nächstes tun? Würde er sie umbringen? Am Spiegel stand »*vielleicht*«. Und sie war die Letzte, die von ihrer sogenannten Familie übrig war. Jedenfalls so weit sie wusste.

Eva spürte, wie ihr Herz das Blut wie wild gegen ihre Schläfen pumpte, schwarze Punkte tanzten vor ihren Augen, schnitten ganze Stücke der Worte auf dem Spiegel heraus, so dass sie keinen Sinn mehr ergaben. *Nicht ohnmächtig werden, nur nicht ...* Sie hielt den Atem an. Vielleicht war der Mörder ja noch im Haus? Vielleicht wartete er nur auf einen günstigen Moment,

um sie wieder im Sarg einzuschließen, und dann ... Eva hörte sich selbst aufstöhnen, und es war wie ein Signal, etwas zu tun. Hastig stand sie auf und musste sich kurz am Schrank neben der Spiegeltür abstützen, weil das Zimmer um sie herum zu schwanken schien. Zwei, drei Sekunden, dann ging es wieder. Mit schnellen Schritten war sie an der Schlafzimmertür und sperrte sie von innen ab. Dann ließ sie ihren Blick durch das Zimmer huschen. Konnte sich hier drinnen jemand versteckt haben? Unter dem Bett? Sofort kniete sie sich hin und sah nach. Nichts. *Falsche Reihenfolge*, dachte sie dabei. *Wenn wirklich jemand hier drinnen ist, hast du dir selbst den Fluchtweg verschlossen. Der Schrank*, schoss es ihr dann in den Kopf. Mit einem Satz war sie wieder auf den Beinen, am Schrank, riss die Türen auf, hinter denen keine Regalböden waren, zuletzt die Spiegeltür mit der Nachricht, musste sich

überwinden, sie anzufassen. Auch hier nichts. Im Schlafzimmer war zumindest niemand mehr. Was sollte sie als Nächstes tun? Die Polizei rufen? Die würden sie doch für vollkommen verrückt halten und in eine geschlossene Anstalt sperren lassen. Sie würde unter Medikamente gesetzt werden und denen hilflos ausgeliefert sein. Nein, nein, das ging nicht. Sie musste ... Dr. Leienberg. Sie konnte Dr. Leienberg anrufen. Der kannte sie wenigstens ein bisschen. Und er war Arzt. Psychiater sogar. Er hatte Schweigepflicht. Ja. Sie brauchte ein Telefon. Eines der Geräte lag in der Küche, das wusste sie sicher. Und die anderen? Hastig sah sie sich um, kontrollierte ihr Nachtschränkchen, das Bett ... nichts. Sie ließ sich auf das Bett sinken, ihr Atem ging schnell, die Hände zitterten. Kein Telefon, keine Chance, jemanden zu informieren. Sie musste in die Küche. Jetzt. Sofort.

Sie ging zur Tür, griff nach dem Schlüssel, wollte ihn umdrehen, aber ihre Finger gehorchten ihr nicht. Sie machte einen weiteren Schritt, stand nun ganz dicht vor der Tür und ließ die Stirn dagegen sinken. Das glatte Holz tat gut, kühlte ihre Stirn und wie es schien auch ihre Gedanken, sie wurden ruhiger, geordneter. Sie war fast den ganzen Tag im Haus gewesen. Wenn jemand sich hier versteckt gehalten hätte, um ihr etwas anzutun, dann hätte er es schon längst tun können. Also war niemand mehr hier. Sie würde jetzt den Schlüssel umdrehen und in die Küche gehen. Dort würde sie sich das Telefon nehmen und diesen Dr. Leienberg anrufen. Es waren nur ein paar Schritte, ganz einfach ...

Eva zog den Kopf zurück, sah auf ihre Hand und gab ihr den Befehl, die Tür aufzuschließen. Das Klacken, mit dem sich der Schnapper zweimal zurückschob, erschien ihr so laut, dass man es im ganzen

Haus hören musste. *Der Griff, Eva, du musst die Tür jetzt öffnen.* Sie zog die Tür einen Spalt weit auf und warf einen vorsichtigen Blick hinaus. Nichts. *Jetzt*, gab sie sich das Kommando und zog die Tür ganz auf. Sie lief los, legte den Weg zur Küche mit klopfendem Herzen zurück. Als sie das Telefon auf dem Tisch liegen sah, fiel ihr ein, dass sie die Karte des Psychiaters in ihre Handtasche gesteckt hatte, die an der Garderobe in der Diele hing. Also wieder aus der Küche raus in den Flur. *Es ist niemand mehr hier, stell dich nicht so an.* Ohne sich bewusst dafür zu entscheiden, fing sie an, eine Melodie zu summen, zusammenhangslos, unmelodisch. Diele, Tasche, Visitenkarte, wie in einem Traum erlebte Eva das alles, wie in Watte gepackt schienen sämtliche Sinneseindrücke zu sein, fast, als beobachte sie sich selbst.

Mit Dr. Leienbergs Karte ging sie zurück in

die Küche und überlegte dabei, dass sie das Telefon besser mitgenommen hätte. Andererseits fühlte es sich richtig an, von der Küche aus zu telefonieren. Sie war übersichtlich, bot keine Verstecke für jemanden, der über sie herfallen wollte. Ein paar Augenblicke später hatte sie den Psychiater am Telefon. Er saß im Auto. »Ja, ich bin's ... Eva ... Eva Rossbach. Ich ... Ich habe ein Problem, hier zu Hause. Jemand ist hier eingebrochen und hat etwas auf meinen Spiegel geschrieben. Im Schlafzimmer.« Für einen kurzen Moment hörte sie nur Hintergrundgeräusche, dann fragte Leienberg ruhig. »Was steht denn auf Ihrem Spiegel?« Sie sagte es ihm.

»Wissen Sie, was das bedeuten soll?«

»Ist das nicht eindeutig? Es geht um den Sarg.«

»Hm ... Haben Sie schon die Polizei verständigt?«

»Nein, das ... das kann ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich denen nicht diese Geschichte erzählen kann. Die würden mich doch sofort in eine Anstalt stecken.«

»Das sehe ich anders. Ich bitte Sie, Sie müssen ...«

»Nein. Können Sie mir helfen, bitte? Können ... Können Sie zu mir kommen? Bitte?«

Wieder entstand eine kurze Pause, dann sagte er: »Ich bin in etwa zwanzig Minuten bei Ihnen.«

»Danke«, sagte sie leise und legte auf. Etwas versuchte sich in ihr Bewusstsein zu drängen. Etwas, das sie ... das sie vergessen hatte? Aber ... Das Badewasser! Sie legte das Telefon nicht zurück, sondern hielt es in der Hand, während sie ins Badezimmer rannte. Die Wanne war bereits übergelaufen. Hastig drehte Eva das Wasser ab und holte Wischtücher aus der Küche, die sie auf die

Pfütze vor der Wanne legte, um das Wasser aufzusaugen. Ihr Blick fiel auf die Ablage des Badezimmerspiegels. Dort lagen verschiedene Schminkutensilien, Kajalstifte, Wimperntusche, Lippenstifte. Lippenstifte! Ein Gedanke schoss ihr durch den Kopf, so verrückt, dass sie ihn am liebsten gar nicht zu Ende gedacht hätte, und doch so drängend, dass sie ihm nachgehen musste. Sie nahm sich einen der Lippenstifte, einen roten, und ging damit ins Schlafzimmer. Sie musste sich hinknien, um an eine freie Stelle unter der Nachricht heranzukommen. Sie entfernte die Kappe, drehte den Stift ein Stück weit heraus, dann schrieb sie die gleichen Worte in etwa der gleichen Größe auf den Spiegel. Als sie fertig war, stand sie auf und trat bis zum Rand des Betts zurück.

Lange stand sie so da und betrachtete den Spiegel eingehend, ging etwas näher heran und dann wieder einen Schritt zurück, bis sie endlich sicher war: Diese Schrift hatte

mit ihrer eigenen Handschrift überhaupt nichts zu tun. Erleichtert legte sie den Lippenstift auf ihren Nachttisch und ließ sich aufs Bett fallen.

Als Menkhoff und Reithöfer das Gelände der Rossbach Maschinenbaubetriebe verließen, fiel eine Mischung aus Schnee und Regen aus dem bleigrauen Himmel und bildete einen schmierigen Film auf dem Asphalt. Das schmutzig wirkende Tageslicht begann sich zurückzuziehen, und die kurze Spätherbstdämmerung sorgte dafür, dass selbst das karge Pförtnerhäuschen mit seiner Beleuchtung wie eine wärmende Insel in dem düsteren Bild wirkte, durch das sie mit hochgeschlagenen Mantelkragen marschierten. Menkhoff hielt kurz beim Pförtner an und sagte: »Seien Sie doch bitte so nett und sagen Herrn Dr. Wiebking Bescheid, dass wir ein anderes Mal wiederkommen. Wir haben auf dem Weg zu ihm seinen Sohn getroffen und uns mit ihm unterhalten. Nun müssen wir leider wieder ins Präsidium. Danke.« Der Mann sah ihn irritiert an, griff dann aber doch zum Telefon.

Unterwegs spekulierten sie darüber, ob nun Oliver Glöckner oder eher Jörg Wiebking gelogen hatte und ob einer der beiden einen Vorteil von Inge Glöckners Tod haben könnte. Letztendlich hielten aber weder Reithöfer noch Menkhoff zu diesem Zeitpunkt einen von ihnen für tatverdächtig.

Im Präsidium ging Menkhoff in sein Büro und schloss die Tür hinter sich. Das kam selten vor, aber er hatte das dringende Bedürfnis, allein zu sein, um ungestört nachdenken zu können. Er zog den Mantel aus, warf ihn über eine Lehne und ließ sich auf seinen Bürostuhl fallen.

Dieser Wiebking junior war scharf auf die Stelle seines Vaters, die er aber auf regulärem Weg nicht bekommen würde. Aber wie weit würde er gehen, um sein Ziel zu erreichen? Und brachte ihn die Tatsache, dass Inge Glöckner tot war, seinem Ziel näher? Wohl kaum. Und Oliver Glöckner? War er der nichtskönnende Schönling, der

eine reiche Frau geheiratet hatte, um das süße Leben zu genießen? Aber spielten all diese Überlegungen überhaupt eine Rolle? Beide waren sicher auf ihren Vorteil bedacht, und vielleicht wären sie sogar dazu fähig, einen Mord zu begehen, um ihre Ziele zu erreichen. Aber auf diese Art? Jemanden lebendig zu begraben, war kein Mord aus Habgier, sondern entweder eine rituelle Tat oder das Werk eines Psychopathen. Und nicht nur Inge Glöckner war auf diese grausame Weise ums Leben gekommen, auch Mirjam Walther war so gestorben.

Menkhoff fiel die Liste mit Inge Glöckners Bekannten ein. Er stand auf und ging hinüber in das Büro, das Julia Reithöfer sich im Moment noch mit einem jungen Kollegen teilte. Bald würde sie mit Menkhoff zusammen in einen Raum ziehen. Sie sah von ihrem Monitor auf, als er hereinkam. »Ist jemand mit der Liste unterwegs, die Glöckner erstellt hat?«

Sie nickte. »Ja, zwei Teams sind damit draußen.«

»Haben wir auch schon die Aufstellung über Freunde und Bekannte von Mirjam Walther?«

»Ich denke schon. Riedel und Borens waren bei den Eltern.«

»Ausgerechnet ... Und? Weißt du schon was? Gibt es Überschneidungen?«

»Keine Ahnung. Ich glaube nicht, dass die beiden heute noch mal ins Präsidium kommen.«

Menkhoff sah auf die Uhr. Halb sechs. »Ja, das glaube ich allerdings auch nicht. Gut, danke.«

Wieder zurück in seinem Büro, lehnte er sich gegen die hohe Rückenlehne seines Stuhls, atmete tief durch und schloss die Augen. Er wollte über den Fall nachdenken, aber seine Gedanken entwickelten ein Eigenleben und verließen Wiebking, Glöckner und Co, rasten aus Köln heraus

und waren im nächsten Moment in Aachen bei einem kleinen Mädchen. Seinem kleinen Mädchen. Das Gefühl des Vermissens überkam ihn so plötzlich und so stark, dass er aufstöhnte. Er beugte sich vor, stütze die Ellbogen auf dem Schreibtisch ab und verbarg das Gesicht in den Händen. Er sah Luisa vor sich, ein hübsches Mädchen mit rötlichen Haaren, das ihn mit ihren wasserblauen Augen anstrahlte und genau so aussah, wie seine Mutter in diesem Alter ausgesehen haben musste. Er sah ihr unbeschwertes Lachen, während sie gutgelaunt herumhüpfte. Dann wechselte das Bild zu einer verängstigten Luisa, die sich zitternd an ihn drängte, weil sie seinerwegen Schlimmes hatte erleben müssen. Auch diese Szene verblasste und machte Platz für eine dritte Luisa, die weinend und mit hängenden Schultern dastand, an der Hand ihrer Mutter, eine Luisa, die verloren wirkte und ihm mit

unendlicher Traurigkeit nachsah, als er mit seinen wichtigsten Habseligkeiten auf dem Rücksitz und im Kofferraum Aachen verließ. Seine kleine Luisa ...

Menkhoff ließ die Hände sinken und griff zum Telefon. Es dauerte eine Weile, dann hob Teresa ab. »Ja, Teresa, ich bin's, Bernd. Entschuldige bitte, wenn ich dich störe, aber ... kann ich mit Luisa sprechen, bitte?«

»Bernd ... Das geht jetzt schlecht. Sie ... sie ist oben, in der Badewanne.«

»Kann ich sie trotzdem sprechen? Bitte? Wirklich nur kurz. Ich vermisse sie so sehr.«

Teresa antwortete erst nach kurzem Zögern. »Also gut, ich bringe ihr das Telefon ins Bad.« Menkhoff konnte im Hintergrund ihre Schritte hören. »Bernd, ich möchte nicht, dass du einfach so zwischendurch anrufst. Jedenfalls im Moment. Sie ist jedes Mal so traurig, wenn sie mit dir gesprochen hat.«

»Ja, ich weiß. Das hängt damit zusammen, dass ihr Vater so weit weg ist von ihr. Sie müsste ja nicht traurig ...«

»Bernd, nicht«, unterbrach sie ihn. »Es ist für alle Beteiligten im Moment das Beste, so, wie es jetzt ist. Ich gehe jetzt ins Bad.« Er hörte sie mit Luisa sprechen, und er hörte den Freudenschrei seiner Tochter, als Teresa ihr sagte, wer am Telefon war.

»Papaaa«, jauchzte sie in den Hörer. »Toll, dass du mich anrufst. Juhuu.«

»Hallo, mein Schatz, ich dachte mir, ich höre mal, wie es dir geht.«

»Mir geht es ganz gut. Aber es wäre noch viel mehr große Klasse, wenn du da wärst.«

»Ja, ich weiß. Du fehlst mir auch ganz schrecklich. Aber am kommenden Wochenende werden wir uns ja wiedersehen, in zwei Tagen schon, das ist doch toll, oder?« Er hatte ein komisches Gefühl, als er das sagte.

»Ja, ich freu mich schon ganz doll. Wann

kommst du?«

»Wahrscheinlich am Samstagvormittag. Das bespreche ich aber noch mit deiner Mama.«

»Ich war gestern in Rechnen als Erste fertig von der ganzen Klasse, und Frau Palzem hat mich früher gehen lassen zur Belohnung.«

»Hey, das ist ja toll. Dann kannst du wahrscheinlich auch schon schneller rechnen als ich.«

»Ja, bestimmt. Wir können ja um die Wette rechnen, wenn du mich abholen kommst.«

»Ja, mein Engel, das machen wir. Ich freue mich sehr auf dich.«

»Ich auch. Mama sagt, ich soll jetzt auflegen.«

»Ja, ist gut. Ich hab dich ganz, ganz lieb.«

»Ich dich auch. Tschühüüüs.«

»Tschüs, mein Schatz.«

Menkhoff behielt den Hörer in der Hand, konnte den Blick nicht davon abwenden. Es

war fast, als hielte er damit seine Tochter noch ein bisschen länger nah bei sich. Er zuckte zusammen, als sich eine Hand auf seine Schulter legte. Reithöfer stand hinter ihm und sah ihn besorgt an. Er hatte sie weder klopfen noch hereinkommen gehört.

»Alles in Ordnung?«, fragte sie.

»Ja, doch, ich war in Gedanken.«

»Der Fall?«

»Nein, ich ... ich habe gerade mit meiner Tochter telefoniert.«

Sie ging um den Schreibtisch herum und blieb davor stehen. »Oh, aber das ist doch schön.«

»Nein, Jutta, es ist nicht schön, wenn man seine kleine Tochter nur alle zwei Wochen sehen darf und freundlich darum betteln muss, mit ihr telefonieren zu dürfen, wenn man zwischendurch das Gefühl hat, man hält es nicht mehr ohne sie aus.«

Reithöfer machte ein betretenes Gesicht.
»Ja, entschuldige, das habe ich nicht

bedacht.« Sie ließ sich auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch sinken. »Bernd, erzählst du mir, was in Aachen passiert ist? Warum du nicht mehr bei deiner Familie bist?«

Eine Weile sahen sie sich in die Augen, und ohne sich selbst erklären zu können, warum es so war, hatte Menkhoff in diesem Moment das Gefühl, es wäre richtig, mit seiner Kollegin darüber zu reden. Außer dem Aachener Polizeipsychologen hatte er noch niemandem die ganze Geschichte erzählt. Er nickte und dachte eine Weile darüber nach, wie er anfangen sollte. Dann erzählte er von zwei Fällen in Aachen, die fünfzehn Jahre auseinanderlagen und die beide mit verschwundenen Kindern zu tun hatten. Fälle, die sich ganz entscheidend auf sein Leben ausgewirkt hatten. Er erzählte von seinem Aachener Partner Alexander Seifert und von seiner Liebe zu einer außergewöhnlichen Frau. Und er

erzählte ihr von einem Psychiater namens Joachim Lichner und über das Wesen.

Als Dr. Leienberg klingelte, war Eva gerade mit einem Kontrollgang fertig, bei dem sie alle Fenster und Türen auf Einbruchspuren überprüft hatte. Leienberg stand im Schein der Außenbeleuchtung in dem trockenen Halbkreis, der durch die Überdachung vor dem Schneeregen geschützt war, und sah ihr sorgenvoll entgegen. »Wie geht es Ihnen?«

»Jemand ist in mein Haus eingedrungen und war in meinem Schlafzimmer. Es geht mir nicht so gut.« Sie drehte sich um und wartete mit eng vor der Brust verschränkten Armen in der Diele auf ihn. Als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, zog er seine dunkle, vor Nässe glänzende Daunensteppjacke aus, hängte sie aber nicht an die Garderobe zu Evas Jacken und Mänteln, sondern legte sie über den Schirmständer, der auf einem Fußabtreter stand. Seine Brille war beschlagen, was ihm

eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Maulwurf verlieh. Er nahm sie ab, rieb sie mit einem sauberen Taschentuch trocken und setzte sie wieder auf. »Zeigen Sie mir die Nachricht?«

Sie nickte und ging ihm wortlos voraus ins Schlafzimmer. Leienberg betrachtete die Wörter auf dem Spiegel und runzelte die Stirn. »Warum steht die Nachricht zweimal da? Waren Sie das?« Eva nickte. »Sie halten es für möglich, dass Sie die Botschaft selbst geschrieben haben?«

»Ich weiß nicht. Ich ...« Evas Hände wollten nicht stillhalten, sie strichen an den Seiten der Jeans entlang, als führten sie ein Eigenleben, dann verschränkten sie sich vor ihrem Bauch krampfartig ineinander. »Ich konnte nirgendwo Spuren entdecken, weder an einer Tür, noch an einem der Fenster. Und weil ich doch manchmal diese Erinnerungslücken habe, dachte ich ...«

Wieder betrachtete Leienberg die Worte

auf der Spiegeltür. »Das sieht mir aber nicht danach aus, als gäbe es irgendwelche Gemeinsamkeiten im Schriftbild.«

»Ja, das habe ich auch gedacht, aber kann man die Handschrift nicht auch verstellen?«

»Man kann es versuchen, aber es wird einem nicht gelingen. Jede Handschrift hat bestimmte Eigenheiten wie besonders verschnörkelte Buchstaben oder den Neigungswinkel. Und diese Eigenheiten sind immer zu erkennen, egal wie sehr man sich anstrengt.« Wieder wanderte sein Blick zu der Nachricht. »Man müsste die Schriften genauer untersuchen, um ganz sicher gehen zu können. Aber ich habe auch so keinen Zweifel daran, dass nur eine der beiden Nachrichten von Ihnen stammt.«

»Dann bin ich wirklich erleichtert. Zumindest in dieser Hinsicht bin ich also nicht verrückt.«

»Ich halte Sie in keinerlei Hinsicht für verrückt, aber ein Grund zur Erleichterung ist

das nicht unbedingt.« Als sie ihn fragend ansah, machte er mit dem Kopf eine Bewegung in Richtung Spiegel. »Das bedeutet auch, dass definitiv jemand in Ihrem Schlafzimmer war. Und ich rate Ihnen dringend, den Vorfall der Polizei zu melden.«

»Auf keinen Fall.« Eva wandte sich abrupt ab und machte sich auf den Weg zum Wohnzimmer. Leienberg blieb noch eine Weile im Schlafzimmer und kam ihr dann nach. Er setzte sich ihr gegenüber und legte die Fingerspitzen gegeneinander. »Ich bin kein Polizist, aber für mich deutet alles darauf hin, dass es im günstigsten Fall jemand darauf anlegt, Sie dazu zu bringen, sich selbst für verrückt zu halten, oder wie Sie es auch nennen wollen.«

»Und im ungünstigsten Fall?«

Leienberg übergang die Frage. »Gehen wir doch mal logisch an die Sache heran. Sie erwachen plötzlich, eingeschlossen in einen

Sarg, und Sie wissen nicht, wie sie dort hineingekommen sind. Sie versuchen alles, um aus diesem Sarg zu entkommen, aber Sie schaffen es nicht. Und dann, ganz plötzlich, erwachen Sie wieder und sind wieder hier bei sich zu Hause, in Ihrem Bett. Sie müssen doch zugeben, dass das nur ein Traum sein kann, Eva.«

»Und die Verletzungen?«

»Gut, Sie haben Verletzungen, die so aussehen, als würden sie von Ihren Versuchen stammen, diesem Sarg zu entkommen. Aber es kann auch tausend andere Gründe dafür geben. Der wahrscheinlichste ist, dass Sie sich diese Blessuren tatsächlich während des Traums zugefügt haben, aber um dazu mehr sagen zu können, werden wir uns noch öfter in meiner Praxis unterhalten müssen.«

Eva kämpfte gegen die Tränen an, die ihr über die Wangen liefen. »Aber diese Nachricht ...«

Leienberg nickte. »Ja, und dann bekommen Sie diese Nachricht. Wer weiß von Ihrem Traum?«

Sie dachte angestrengt nach, obwohl sie die Antwort auch gleich hätte geben können.

»Nur Wiebke und Sie.«

»Sicher?«

Eva überlegte kurz. »Ja, ganz sicher.«

»Gut. Ich kann Ihnen versichern, ich war das nicht, und – mal ehrlich – halten Sie es ernsthaft für möglich, dass Wiebke etwas damit zu tun haben könnte?«

»Nein, das glaube ich nicht. Also muss es jemand anderen geben, der mir das antut. Aber wenn doch niemand anderer von dem Traum weiß ...«

»... dann ist es vielleicht gar nicht der Traum, der gemeint ist, sondern etwas anderes«, beendete Leienberg den Satz.

»Aber was?«, fragte Eva zaghaft und hatte im gleichen Moment Angst vor der Antwort.

»Ich denke, die Betonung der Botschaft

liegt nicht auf *beim nächsten Mal*, sondern auf dem *Du*. Dann wird die Bedeutung klar. Beim nächsten Mal wirst *du* vielleicht sterben. Ich befürchte, damit ist nicht das nächste Mal gemeint, das Sie in einem Sarg aufwachen, sondern der nächste Mord. Und das hieße, es gibt zwei Möglichkeiten: Entweder derjenige, der Ihnen diese Nachricht geschrieben hat, möchte Sie wirklich warnen, oder aber jemand versucht, Ihnen gezielt Angst zu machen.«

Eva senkte den Blick. »Aber ... was, wenn jemand irgendwie hier hereinkommt ... und ... und mich betäubt, während ich schlafe. Und mich dahin bringt, wo er den Sarg stehen hat und mich darin einschließt. Und ich kurz darauf aufwache und nicht weiß, wie ich dahin gekommen bin?«

»Und wie ist es möglich, dass Sie sich kurz danach wieder in Ihrem Bett befinden?«

»Er ... er könnte zum Beispiel ein

Betäubungsmittel in den Sarg einströmen lassen. Wenn ich dann wieder eingeschlafen bin, bringt er mich genau so zurück nach Hause, wie er mich zu dem Ort gebracht hat, an dem der Sarg steht. Ich wache wenig später auf und habe Verletzungen an den Händen.«

Leienberg schüttelte den Kopf. »Sie merken doch selbst, wie unwahrscheinlich das alles klingt. Nein, ich bin sicher, es handelt sich um einen Traum. Glauben Sie mir, dieser Sarg, in dem Sie aufwachen, existiert nicht. Wann genau hatten Sie diesen Traum eigentlich zum ersten Mal?«

»Warten Sie, heute ist Donnerstag ... Das war ... in der Nacht von Montag auf Dienstag.«

»Montag auf Dienstag ... Wenn ich mich nicht täusche, wurde am Dienstagmorgen Ihre Halbschwester gefunden.«

»Ja, ich glaube schon.«

Leienberg lehnte sich vor, stützte die

Unterarme auf den Oberschenkeln ab und legte die Hände zusammen. »Sie haben also wahrscheinlich in der Nacht, in der Ihre Halbschwester in einer Kiste begraben worden ist, geträumt, Sie seien in einem Sarg eingeschlossen. Ich muss gestehen, dieser Zusammenhang ist mir noch nicht ganz klar, aber es gibt zum Beispiel in der Fachliteratur Berichte von Geschwistern – oft eineiige Zwillinge –, die eine so enge Bindung zueinander haben, dass ein Teil selbst über große Entfernungen hinweg spürt, wenn dem anderen etwas zustößt.«

»Es gab nie irgendeine Bindung zwischen Inge und mir, und schon gar keine enge«, sagte Eva so leise, dass sie selbst ihre Stimme kaum hörte.

Leienberg nickte. »Ja, das sagten Sie bereits heute Morgen. Aber darüber muss man gesondert nachdenken. Fakt ist jedenfalls, dass jemand in Ihr Haus eingedrungen ist, und deshalb müssen Sie

die Polizei einschalten. Erstens, weil die Sie schützen können, und zweitens, weil das bei den Ermittlungen ...«

»Nein. Ich werde der Polizei nichts davon sagen, Herr Dr. Leienberg. Sogar Sie als Psychiater haben ja keine Erklärung für diese Dinge, was soll dann erst die Polizei denken? Nein, auf keinen Fall.«

Die Falten auf Leienbergs Stirn wurden tiefer. »Warum? Sie müssen doch noch einen anderen Grund dafür haben, sich der Gefahr schutzlos auszusetzen als den, dass Sie befürchten, man könne Sie für verrückt halten. Haben Sie vielleicht irgendeine Vermutung, wer dahinterstecken könnte?«

»Sind Sie verheiratet?«

Die Frage kam so unvermittelt, dass Leienberg sie vollkommen irritiert ansah. »Ich weiß zwar nicht, wie Sie jetzt darauf kommen, aber nein, ich bin nicht verheiratet. Nicht mehr. Aber ...«

»Leben Sie mit jemandem zusammen?«

Leienbergs Blick wurde noch fragender. »Das sind sehr private Fragen, Eva. Nein, ich lebe mit niemandem zusammen. Aber warum wollen Sie das wissen?«

»Würden Sie heute Nacht hier schlafen? Also, ich meine natürlich im Gästezimmer.« Bevor er etwas dazu sagen konnte, fügte sie schnell hinzu: »Ich möchte einfach eine Nacht ohne die Angst einschlafen können, dem Ganzen hilflos und allein ausgesetzt zu sein, verstehen Sie das? Wenn Sie hier wären, würde mich das sehr beruhigen. Nur eine Nacht. Ginge das?«

Es war offensichtlich, dass Leienberg mit einer solchen Frage überhaupt nicht gerechnet hatte. Eva konnte ihm ansehen, dass die Situation ihm unangenehm war. Er schien fieberhaft nachzudenken. »Ich weiß nicht, immerhin sind Sie eine neue Patientin, und ...«

»Und ich habe wahnsinnige Angst, heute Nacht wieder in einem Sarg aufzuwachen.

Und vielleicht nicht mehr rauszukommen.«

»Aber dieser Sarg existiert gar nicht, da bin ich ganz sicher. Eva, ich bin kein Polizist, sondern Arzt, und ...«

»Auch wenn es vielleicht nur ein Traum ist ... bitte«, flehte sie, und er sah sie lange an, bis er schließlich langsam nickte. »Also gut.«

»Danke«, sagte Eva erleichtert. »Ich danke Ihnen sehr.«

»Schon gut. Aber Sie haben meine Frage von eben noch nicht beantwortet. Haben Sie irgendeine Vermutung?«

»Nein.« Sie stand auf. »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie erleichtert ich bin. Möchten Sie etwas trinken?«

»Nein, danke, ich muss noch einmal für ein, zwei Stunden weg. Ist das für Sie in Ordnung?«

Eva hätte ihn am liebsten angefleht zu bleiben. Der Gedanke, gleich wieder allein zu sein, mit dieser Nachricht auf ihrem

Spiegel, machte ihr Angst. Schlimmer noch aber war die Vorstellung, Leienberg würde es sich vielleicht noch einmal anders überlegen. Deshalb sagte sie schnell: »Solange ich weiß, dass Sie bald wieder kommen, ist es kein Problem.«

»Versprochen«, sagte er und erhob sich. »Da fällt mir ein ... haben Sie eigentlich eine Haushaltshilfe oder eine Reinigungskraft?«

»Ja, Hildegard, sie war schon bei meinem Vater. Als er starb, habe ich sie übernommen. Sie macht sauber und kocht für mich.«

»Wie oft ist sie hier?«

»Eigentlich dreimal in der Woche, jeweils für sechs, sieben Stunden.«

»Was heißt eigentlich?«

»Na ja, diese Woche hat sie Urlaub, sie besucht ihre Schwester in Trier.«

»Gibt es für diese Zeit einen Ersatz oder machen Sie alles selbst?«

»Nein, sie ... Ich bin keine gute Köchin, wissen Sie. Hildegard kocht für mich vor, wenn sie ein paar Tage nicht da ist. Das Säubern erledige ich aber selbst.«

»Wie gut kennen Sie sie?«

»Ich ... Moment, denken Sie etwa, Hildegard könnte etwas damit zu tun haben? Auf gar keinen Fall! Sie ist sechzig und eine Seele von einem Mensch. Ich kenne sie seit meiner Kindheit.«

»Hm ... hat sie einen Hausschlüssel?«

»Natürlich. Sie kann kommen und gehen, wann immer sie möchte. Aber noch einmal: Ich würde für Hildegard meine Hand ins Feuer legen.«

»Aber vielleicht hat sich jemand den Schlüssel von ihr besorgt, ohne dass sie es bemerkt hat.«

Das war nicht vollkommen abwegig, wie Eva zugeben musste. »Ja, vielleicht. Aber sie kommt erst am Montag wieder.«

»Eva, ich bitte Sie noch einmal, die Polizei

zu informieren. Ich rate Ihnen wirklich dringend dazu. Denken Sie einfach noch einmal darüber nach, ja?« Damit wandte er sich ab und verließ das Wohnzimmer.

Als die Wohnungstür ins Schloss fiel, ging Eva in die Küche und schenkte sich ein Glas Apfelsaft ein. Während sie der goldenen Flüssigkeit dabei zusah, wie sie in das hohe Glas lief, dachte sie daran, dass Apfelsaft Manuels Lieblingsgetränk gewesen war.

Eva stand vor dem Spiegel und starrte auf die Nachricht, unfähig, die Hand zu heben, in der sie die Sprühflasche mit dem Glasreiniger hielt. Sie hatte den irrsinnigen Gedanken, der Verfasser würde es merken, wenn sie seine Botschaft zerstörte, und sie dafür bestrafen. Ein Gefühl der Beklemmung hatte von ihr Besitz ergriffen, ein Gefühl, das sich jeden Augenblick zu einer Panik steigern würde, wenn sie nichts unternahm. Sie zwang sich aus ihrer Starre und überzog die Botschaft mit mehreren schnellen Sprühstößen. Der Glasreiniger rann schaumig langsam am Spiegel herab, den Lippenstiftbuchstaben konnte er nichts anhaben.

Hastig griff sie nach dem Lappen, den sie bereitgelegt hatte, und wischte einmal quer über die Nachricht. Der Bann der Worte war gebrochen. Hektisch wischte sie weiter, kreuz und quer über den Spiegel, sprühte

die Stelle wieder und wieder mit Glasreiniger ein, wischte und wischte.

Nach einigen Minuten war keine Spur mehr von der ursprünglichen Nachricht zu sehen, und auch Evas Kopie war verschwunden. Sie trat einen Schritt zurück, betrachtete ihr Werk. Viel besser ging es ihr jedoch nicht.

Dr. Leienberg kam nach rund eineinhalb Stunden zurück und hatte eine Ledertasche dabei. Er erkundigte sich, wie es Eva ging, und sie erzählte ihm von ihrer Reinigungsaktion und dass sie ansonsten nur dagesessen und über die letzten Tage nachgedacht hatte. Sie zeigte ihm das geräumige Gästezimmer, das gleich am Eingang zwischen Garage und Diele lag und einen direkten Zugang zum Gästebad hatte. Nachdem Leienberg seine Sachen dort deponiert hatte, kam er ins Wohnzimmer, wo Eva auf ihn wartete. Sie hatte einen Saint Estephe Bordeaux und

eine Flasche Wasser auf den Tisch gestellt, die entsprechenden Gläser standen zwischen den Flaschen. »Möchten Sie jetzt vielleicht etwas trinken?«

»Ja, jetzt gerne«, sagte er und nahm ihr gegenüber Platz, während Eva den Rotwein öffnete. »Ich habe mir noch mal Gedanken gemacht und ...«, setzte er an, doch Eva unterbrach ihn. »Bitte, Dr. Leienberg, sagen Sie mir nicht wieder, dass ich die Polizei informieren soll!« Eva schenkte den Wein ein und stellte die Flasche auf einen hölzernen Untersetzer auf den Tisch. Dann griff sie die Wasserflasche und füllte auch die Wassergläser.

»Nein, das hatte ich nicht vor. Es geht vielmehr um Ihren Traum. Sagen Sie, leiden Sie unter Platzangst?«

Eva stieß ein kurzes, bitteres Lachen aus. »Ja, zumindest in einem Sarg.« Mit zittrigen Fingern griff sie sich ihr Weinglas und trank einen Schluck. Als sie es wieder absetzte,

wurde ihr bewusst, dass sie ihrem Gast nicht zugeprostet hatte. »Entschuldigen Sie«, sagte sie und deutete auf das Glas, woraufhin auch Leienberg einen Schluck nahm. »Erzählen Sie mir davon.«

Evas Blick war auf das Glas mit dem Wein darin gerichtet, der in dem gedämpften, weichen Licht, in das die Stehlampe neben der Couch diesen Teil des Zimmers tauchte, fast schwarz aussah. »Sie können sich nicht vorstellen, wie es ist, in völliger Dunkelheit aufzuwachen und nicht zu wissen, wo man ist. Ich habe keine Worte dafür. Innerhalb weniger Sekunden hatte ich solche Angst, dass ich fast verrückt geworden bin. Dann habe ich angefangen alles abzutasten, und obwohl meine Hände auf allen Seiten schon nach wenigen Zentimetern auf Widerstand stießen, hat es einige Zeit gedauert, bis ich verstanden hatte, dass ich in einem Sarg lag.« Sie stockte. Dieser furchtbare Moment war

plötzlich wieder so präsent, als wäre er gerade erst Minuten her. Eva zog die Beine an und verschränkte die Arme in ihrem Schoß. »Ich hatte noch nie solche Panik und solche Angst.« Ihre Stimme klang brüchig.

»Gab es früher schon einmal eine Situation, in der Sie irgendwo eingesperrt waren? In einem Fahrstuhl zum Beispiel?«

»Nein.« Noch während sie es sagte, tauchte ein schreckliches Bild vor ihr auf, eine Szene, vor vielen, vielen Jahren. Ein kleiner Junge, der von einer Frau mit bewegungsloser, wie erstarrter Miene hinter sich hergezogen wird. Er ist nackt, sein Körper überzogen mit blauen Flecken. Er hat sich auf den Boden geworfen, versucht sich in wahnsinniger, stummer Angst mit panisch weit aufgerissenen Augen gegen den erbarmungslosen Griff der Frau zu stemmen, sich irgendwo festzuhalten, doch er ist zu schwach. Als sie die Kellertreppe erreichen, erlahmt seine Gegenwehr, und

nach einer Sekunde gespenstischer Stille beginnt er zu wimmern und zu betteln. »Bitte, Mami, nicht, bitte, bitte ...« Eva hat sich neben dem Garderobenschrank versteckt. Sie ballt eine Hand zur Faust und presst sie sich auf den Mund, sie beißt auf die Knöchel, um nicht laut schreien zu müssen. Sie kennt die kleine Klappe unten im Keller. Und sie weiß, es wird dauern, bis sie ihren kleinen Bruder wiedersieht. »Nein, ich noch nie«, flüstert sie.

Leienberg hob eine Braue. »Hat es eine bestimmte Bedeutung, wenn Sie sagen: *Ich noch nie?*«

Eva hob den Kopf, sie sah den Psychiater nur verschwommen und wischte sich mit dem Handrücken über die Augen. »Ich ... Mein kleiner Bruder ist als Kind manchmal ... Er ... Er wurde manchmal bestraft. Körperlich. Und eingesperrt.«

»Ihr Bruder?«, fragte Leienberg hörbar überrascht. »Ich wusste bisher nicht, dass

Sie einen Bruder haben.«

»Hatten.«

»Wie?«

»Ich *hatte* einen Bruder.«

»Oh, entschuldigen Sie bitte. Er ist tot?«

Noch immer blitzte diese Szene vor Eva auf. Sie versuchte, an etwas anderes zu denken, sie *musste* an etwas anderes denken.

»Eva?«

»Meine Stiefmutter sagte, er sei bei einer Bootsfahrt ertrunken, da war er sechs. Können wir bitte von etwas anderem reden?«

Leienberg sah sie fragend an. »Was heißt das, Ihre Stiefmutter sagte, er sei ertrunken? Können Sie ...«

»Bitte, ich ... ich kann nicht, ich möchte jetzt über etwas anderes reden.«

»Ich verstehe, dass Ihnen das weh tut, Eva, aber vielleicht haben wir hier einen Schlüssel gefunden, eine mögliche

Erklärung. Wir sollten uns darüber unterhalten, wirklich.«

Eva griff nach ihrem Weinglas, trank es mit zwei großen Schlucken leer und stellte es wieder ab. »Können wir das bitte in Ihrer Praxis machen? Bei unserem nächsten Termin? Ja?«

Leienberg war enttäuscht, das sah sie ihm an, aber er erwiderte: »Sicher, ganz wie Sie möchten.«

Eine Weile saßen sie sich schweigend gegenüber, dann goss Eva in beide Gläser Wein nach, um ihre Gedanken von der Vergangenheit loszureißen.

»Hat Ihr Vater auch schon in diesem Haus gelebt?«, wechselte Leienberg schließlich das Thema.

»Ja, das ist sozusagen mein Elternhaus. Es ist die einzige Immobilie, die mein Vater mir vermacht hat. Alle anderen Häuser hat Inge geerbt.«

»Ah, verstehe. Und wo wohnt Ihre

Haushaltshilfe? Hat sie hier im Haus gewohnt, als sie noch bei Ihrem Vater war?«

»Hildegard? Nein, sie hat schon immer eine kleine Wohnung in Rodenkirchen gehabt.«

»Hm ... Auch nicht gerade eine günstige Wohngegend. Wenn Sie doch bei Ihrem Vater gearbeitet hat, wäre es da nicht naheliegend gewesen, hier nach Marienburg zu ziehen?«

Eva zuckte mit den Schultern. »Nein, ich glaube, das hat Hildegard nie in Erwägung gezogen. Wenn sie nur für mich arbeiten würde, hätte ich nichts dagegen, wenn sie hier wohnen würde. Aber sie ist nur in Teilzeit bei mir, nur drei Tage in der Woche. Die restliche Zeit arbeitet sie für Hubert Wiebking.«

»Hubert Wiebking?«

»Ja, er hat seit der Gründung der Firma für meinen Vater gearbeitet und leitet den

Betrieb jetzt als Geschäftsführer.«

Leienberg schien nachzudenken, und nach eine Weile, in denen beide schwiegen, fragte Eva: »Haben Sie eigentlich Hunger? Wir haben hier in der Nähe einen sehr guten Japaner, der nach Hause liefert, ich könnte uns etwas bestellen.«

Leienberg schien aus seinen Gedanken gerissen, er sah sie erst verständnislos an, als hätte er nicht verstanden, was sie gesagt hatte, doch dann nickte er und erwiderte: »Ja, warum nicht, das ist eine gute Idee. Für mich etwas mit Hühnchen, bitte.«

Bis das Essen geliefert wurde, machte Leienberg noch einige Versuche, mehr über Evas Vergangenheit zu erfahren, aber sie blockte ab. Sie wollte an diesem Abend nicht mehr darüber sprechen und dieses Thema auf ihre nächste Sitzung in seiner Praxis verschieben. Auch alles, was mit den

Träumen zu tun hatte, vermied sie bewusst, zu groß war ihre Angst, direkt wieder einem Albtraum ausgesetzt zu sein, wenn sie sich vor dem Schlafengehen damit beschäftigte. Leienberg zeigte auch dafür Verständnis, und so verlegten sie sich auf allgemeine Themen. Während des Essens erzählte er ihr, was bei seinen eigenen Kochversuchen schon alles schiefgegangen war. Eva ließ sich dankbar ablenken. Gegen elf hatten sie eine zweite Flasche Wein geleert, und Eva war so müde, dass ihr die Augen zufielen.

»Wenn heute Nacht etwas sein sollte, ganz egal was, wenn Sie wieder aus einem Traum aufwachen sollten oder Angst haben – rufen Sie einfach, ja? Ich lasse die Tür offen, damit ich Sie hören kann, in Ordnung?«

»Ja, in Ordnung.« Eva wollte schon gehen, stockte dann aber und sagte: »Danke, dass Sie das für mich tun.«

Ein Lächeln zog sich über sein Gesicht und

zeichnete eine Reihe kleiner, sympathischer Fältchen neben seine Augen. »Keine Ursache. Es war ein schöner Abend mit Ihnen. Gute Nacht, und schlafen Sie gut.«

»Gute Nacht.«

Zwanzig Minuten später lag Eva im Bett und wurde sich bewusst, wie gut es sich anfühlte, jemanden nur wenige Meter entfernt zu wissen. Dann schlief sie ein.

Er betrat die Kneipe in der Friesenstraße und blieb kurz am Eingang stehen, um sich zu orientieren. Er hatte sich wieder verkleidet, denn das Miststück, das er sich heute Abend aussuchen wollte, sollte aus freien Stücken mit ihm mitgehen. Er kannte die Kneipe, wusste, dass er hier leichtes Spiel haben würde. Hier war die Verderbtheit zu Hause.

Der Laden war ein langer Schlauch mit mehreren Theken hintereinander, und er war brechend voll. Die Musik war so laut, dass es fast unmöglich war, sich zu unterhalten. Aber er wollte auch keine Gespräche führen, sondern eines dieser verlogenen Miststücke im Schlepptau haben, wenn er den Laden wieder verließ. Zu seiner großen Genugtuung stellte er fest, dass der weitaus größere Anteil der Gäste weiblich war. Er bahnte sich einen Weg an der ersten Theke vorbei und bemerkte sofort, dass seine

Verkleidung Wirkung zeigte: Er wurde mit dem einen oder anderen langen Blick gemustert.

Kurz vor der zweiten Theke fand er eine Lücke, wo er stehen blieb. Er sah sich um und entdeckte rechts von sich zwei dieser schamlosen Weiber, die ihn ganz ungeniert angafften und ihm anzüglich zulächelten. Ihre Blicke waren ihm sofort zuwider wie alles an diesem sündigen Ort: Überall wurde gelacht und im Takt der Musik gewippt und geschunkelt, verdorbene, schmutzige Körper aneinander gerieben.

Die beiden neben ihm starrten ihn noch immer an. Er musterte sie offen von Kopf bis Fuß und entschied sich für die auf der rechten Seite – jung, stark geschminkt, wasserstoffblond gefärbtes Haar, Glitzerhose. Sie würde heulen und flehen und ihm in ihrer Feigheit alles anbieten, was er wollte. Sein Magen krampfte sich vor Übelkeit zusammen, wenn er nur daran

dachte.

Er bestellte sich an der Theke ein Wasser, zahlte und drückte sich dann an einer Gruppe vorbei auf die beiden zu.

In dem Moment, als er sie erreicht hatte, verstummte plötzlich die Musik. Doch nur für zwei, drei Sekunden, dann setzte ein neues Lied ein, mit noch größerer Lautstärke.

Maach noch ens die Tüt an, he is noch lang nit Schluss, ...

Die Gespräche ringsum hörten auf. Überall in diesem verdammten Laden umschlang man sich und bewegte sich gemeinsam hin und her. Er konnte es nicht mit ansehen und senkte den Blick.

Kumm, maach keine Ärjer, maach uns keine Stress

Mer sin uch ganz leis un maache keine Dress ...

Er wurde nervös, der Krach, dieses Gejohle, die Leute waren außer sich. Er ballte die Hände zu Fäusten, so fest, dass

seine Fingernägel sich schmerzhaft in die Handballen bohrten. Plötzlich war da ein Arm, der sich um seine Hüfte schlang, und als er auf sah, blickte er zwar nicht in das Gesicht der Wasserstoffblonden, dafür aber in das ihrer Freundin. Sie lächelte, senkte den Kopf zu seinem Ohr hin und schrie: »Wie heißt du?«

Er erfand einen Namen und schaffte es gerade noch, ihn ihr entgegenschreien, als das vollkommene Chaos rings um ihn herum ausbrach. Offenbar ohne Ausnahme schrien alle den Text mit:

Nä, wat wor dat dann fröher en superjeile Zick ...

Aus Leibeskräften wurde um sie herum gegrölt. Er sah ihr tief in die Augen, und sie erwiderte seinen Blick. Sie bewegte ihren Mund wieder zu seinem Ohr hin und verriet ihm, dass sie Bianca hieß.

Zwanzig Minuten später verließ er zusammen mit Bianca die Kneipe.

Als sie aufwachte, konnte sie die Augen nicht öffnen. Reflexartig wollte sie die Hand heben, wollte spüren, was sie daran hinderte, zog dabei aber erst ihre andere Hand ein Stück weit mit, bevor die Bewegung in Brusthöhe mit einem Ruck gestoppt wurde. *Nein*, wollte sie ausstoßen, aber es wurde nur ein »Mmmm« daraus, denn auch ihren Mund konnte sie nicht öffnen. Etwas, das straff über ihren Lippen lag, machte jede Bewegung unmöglich. Panisch versuchte sie, die geknebelten Hände zur Seite zu bewegen, und stieß nach wenigen Zentimetern auf gepolsterten Widerstand. Die Erkenntnis kam im gleichen Moment und raubte ihr fast die Sinne: Sie lag wieder im Sarg, aber dieses Mal war es anders. Schlimmer. Ihre Hände waren gefesselt, Augen und Mund offenbar zugeklebt. War es jetzt so weit? Erfüllte sich jetzt, was auf ihrem Schlafzimmerspiegel

gestanden hatte? Machte der, der ihr das antat, nun Ernst? Evas Atem ging schneller. *Du musst ruhig bleiben*, beschwor sie sich selbst. *Du hast nur die Nase frei zum atmen, du wirst ersticken, wenn du jetzt durchdrehst*. Sie konzentrierte sich auf ihren Atem, versuchte sich vorzustellen, wie der Sauerstoff in ihre Lunge strömte. Es dauerte eine Weile, dann konnte sie ihre Gedanken wieder einigermaßen kontrollieren.

Der Strick oder was auch immer es war, mit dem ihre Handgelenke zusammengebunden waren, war recht lang und erlaubte ihr, die Arme in einem Radius von etwa dreißig Zentimetern nach oben und zu den Seiten zu bewegen. Das andere Ende war offenbar irgendwo weiter unten in Höhe ihrer Beine festgemacht. Aber warum waren ihr in einem geschlossenen Sarg zusätzlich die Hände gefesselt worden? Sie hatte doch auch ohne diese Fesseln keine Chance, aus diesem Ding

herauszukommen. Und dass ihre Augen zugeklebt waren und der Mund ... Wollte derjenige, der das getan hatte dass sie wusste, dass es dieses Mal anders war? Dass er sie dieses Mal nicht mehr rausließ? Dass sie nun ... sterben würde?

Evas Beine begannen sich zu bewegen, ohne dass sie etwas dagegen tun konnte. Etwas schnürte ihr die Kehle zu, ihr Atem ging wieder schneller, stoßweise. Sie versuchte krampfhaft, zusätzlich durch den Mund zu atmen, die Lippen wenigstens ein kleinstes Stück weit auseinanderzubekommen, aber es war vergebens. *Ich werde ersticken!* Sie musste ... Sie ... *Ich muss an etwas anderes denken. Schnell ...*

Nachdenken ... durch die Nase atmen, das reichte aus, sie würde nicht ersticken, nein ... Was war mit Dr. Leienberg? Er musste doch gehört haben, wenn jemand sie aus ihrem Haus verschleppt hatte. Wenn die Tür

des Gästezimmers offen war, konnte doch niemand sie dort vorbeigetragen haben, ohne dass er es bemerkte. *Es sei denn ... Nein, weg, weg, schlechte Gedanken, du musst nachdenken, Eva, über deine Situation, über den Sarg.*

Warum hatte sie die Augen verbunden, warum war sie gefesselt? Wirklich nur, um dieses Mal einen Unterschied zu machen? Oder gab es einen anderen Grund? Welchen? *Los, denk nach, Eva, welchen Grund könnte es geben ... Halt! Was, wenn der Sarg dieses Mal vielleicht gar nicht verschlossen war? Das wäre doch die plausibelste Erklärung für die Fesseln. Vielleicht war ja ... Vielleicht, vielleicht. Wenn der Sarg wirklich nicht verschlossen ist, dann ist es ganz egal, warum.*

Sie hob die Hände, der Strick war lang genug, dass sie den Deckel erreichen konnte. Mit einem Ruck drückte sie dagegen, aber er rührte sich nicht. Noch

dreimal versuchte sie es, viermal, dann ließ sie die Arme sinken.

Sie musste versuchen, irgendwie diese Stelle an ihren Beinen zu erreichen, wo der Strick befestigt war. Eva presste die Fersen so fest gegen den Holzboden des Sargs, wie es ging, spannte die Beinmuskeln an und hangelte sich mit den Fingern an dem Strick, mit dem ihre Handgelenke gefesselt waren, nach unten. Der Strick spannte sich immer mehr, bis es schließlich nicht mehr weiter ging. Von einem Knoten oder Ähnlichem war an dieser Stelle aber nichts zu spüren, sie musste es noch einmal versuchen. Als sie wieder die Beine ausstrecken wollte, stieß sie mit den Füßen an der unteren Wand an, und ihr war klar, dass sie auf diese Weise nicht weiterkommen würde. Also versuchte sie es noch einmal mit den Fingern und bog dabei den Oberkörper so weit zur Seite, wie es ging, aber es nutzte nichts, sie kam einfach

nicht weit genug nach unten. Es war zum Verzweifeln. Es musste doch irgendeine Möglichkeit geben. *Streng dich an, Eva, los. Gib dir einmal im Leben wirklich Mühe.* Wieder verbog sie sich, drückte den Oberkörper zur Seite und gleichzeitig nach oben, streckte die Arme und die geknebelten Hände nach unten, spreizte die Finger und versuchte, begleitet von dumpfem Stöhnen, mit den Fingerspitzen die Stelle zu erreichen ...

Es war zwecklos, sie schaffte es nicht. Unvermittelt wollte sie einen verzweifelten Schrei ausstoßen, aber auch dieses Mal verhinderte das Ding vor ihrem Mund, dass ihre Lippen sich öffneten, und so wurde lediglich ein langgezogenes »Mmmmmmmm« daraus. Und weil die Luft nicht entweichen konnte, die sie hervorpresste, entstand ein Druck, der sich anfühlte, als würde er jeden Moment ihren Kopf zerplatzen lassen. Eva verstummte.

Atmete. Atmete. Sie spürte, wie etwas durch ihre Gliedmaßen zog, das sie zwingen wollte, sich zu bewegen, ein Drang, ein Zwang, dem sie sich nicht mehr lange würde widersetzen können. *Bitte lass mich einschlafen und in meinem Bett wieder aufwachen ... Jetzt ... O bitte ...*

Mit wem sprach sie da? Von wem erwartete sie Hilfe? Von Gott etwa? Eva glaubte an keinen Gott. Nein, anders, sie *hoffte*, dass es keinen Gott gab, denn falls es ihn doch geben sollte, war er ein zynischer Bastard, der sich offenbar am Leid seines Spielzeugs Mensch ergötzte. Wie sonst wäre das, was ihr in diesem Moment widerfuhr, zu erklären? Oder Menschen wie ihre Stiefmutter. Wer, der auch nur einen kleinsten, göttlichen Funken in sich hatte, würde zulassen, was diese Frau ihrem kleinen Bruder Manuel angetan hatte? Nein, es durfte keinen Gott geben, wenn man erlebt hatte, was sie hatte

erleben müssen.

Sie wünschte sich nichts sehnlicher, als endlich wieder aufzuwachen, zu Hause, in ihrem Bett. Jetzt. Hatte es schon einmal so lange gedauert, bis dieser Albtraum vorüber war? Aber es war ganz sicher längst kein Traum mehr, sondern furchtbare Realität.

Auf Leienberg brauchte sie nicht zu zählen, er hatte nicht verhindern können, dass jemand ihr das erneut antat. Wahrscheinlich schlief er entspannt und hatte nichts bemerkt. Wenn jemand sich ins Haus geschlichen und sie im Schlaf betäubt hatte

...

Der Druck auf ihre Augen wurde schmerzhaft. Wenn sie nur diese Fesseln los wäre! Da wurde ihr bewusst, dass es ihr in den letzten Minuten gelungen war, sich abzulenken. Aber im gleichen Moment war es auch schon vorbei mit der Ablenkung, und dieses Gefühl, dieser Zwang, sich bewegen zu müssen, kehrte mit aller Macht

zurück. Erst hoben und senkten sich ihre Knie, wobei ihre nackten Fersen sich geräuschvoll über die Unterlage schoben. Dann begannen ihre zusammengebundenen Hände, sich kreisförmig zu bewegen. Eva registrierte es, doch es war, als würde sich nicht ihr eigener, sondern ein fremder Körper bewegen, auf den sie keinen Einfluss hatte. Immer schneller fuhren ihre Hände hin und her, immer ruckartiger und hektischer wurden die Bewegungen, immer öfter stießen ihre nach oben schnellenden Knie gegen den Sargdeckel.

Ich muss damit aufhören, ich ... Sie konnte es einfach nicht steuern, ihr Kopf drehte sich nach links, nach rechts, hob sich. Sie schlug mit der Stirn an, und schließlich verlor sie komplett die Kontrolle, versank in einem Chaos aus wilden Bewegungen, die immer wieder abrupt und schmerzhaft an den Wänden und dem

Deckel des Sargs endeten, bis sie schließlich in einem schwarzen Strudel versank.

Als sie wieder zu sich kam, war das erste Gefühl, dessen sie sich noch im Dämmerzustand zwischen Schlaf und Wirklichkeit bewusst wurde, die Erleichterung darüber, dass es vorbei war. Sie wollte die Augen öffnen und ... sie konnte es wieder nicht. Sie hob die Hände und stieß gegen Holz. *Nein. Das kann nicht ... das darf nicht sein.* Sie lag nicht in ihrem Bett. Weder ihre Augen noch ihr Mund ließen sich öffnen, die Hände waren gefesselt.

Es gab keinen Zweifel, sie befand sich noch immer in dem Sarg. Und sie würde bald sterben. Diese Erkenntnis raubte ihr mit einem Schlag alle Kraft. Sie spürte ihre Arme nicht mehr, konnte nicht einschätzen, wie ihre Beine lagen, war durchdrungen von einem Gefühl der Körperlosigkeit. War das

das Sterben? Hatte sie diesen Körper schon verlassen, den sie nicht mehr fühlen konnte, der gefesselt war? Was würde jetzt kommen? Würde es weh tun oder war es einfach nur wie Einschlafen? Es war ihr egal. Eva hatte das Gefühl, die geschlossenen Augen noch einmal zu schließen, sie ließ sich fallen, ihr Bewusstsein zog sich immer mehr zurück, verschwamm ...

Sie riss die Augen auf, ihr Oberkörper schnellte hoch, japsend sog sie Luft ein, es war, als sei sie ganz kurz vor dem Ertrinken aus einem kalten See aufgetaucht. Sie saß in ihrem Bett, und ihre Gedanken, ihr ganzes Sein war beherrscht von dem Einzigem, das zu denken sie fähig war: *Ich lebe und ich bin zu Hause.*

Es brauchte einige Zeit, bis sie ihre Umgebung wahrnahm, und mit pochendem Herzen registrierte sie, dass draußen wohl gerade die spätherbstliche

Morgendämmerung begonnen hatte. Es musste also etwa halb acht am Morgen sein.

Dr. Leienberg fiel ihr ein. Der Psychiater hatte ihr versichert, er würde seine Zimmertür offen lassen. Er schlief wahrscheinlich noch, und Eva fragte sich erneut, wie es jemand geschafft hatte, sie aus ihrem Haus zu entführen, ohne dass Leienberg etwas davon bemerkt hatte. Hatte er seine Tür aus Versehen doch geschlossen? Oder hatte er so fest geschlafen, dass er nichts mitbekommen hatte? Eva schob die Beine aus dem Bett und achtete dabei nicht auf ihre schmerzenden Knie. Sie musste nach Leienberg sehen. Sie schlüpfte in ihren Morgenmantel und verließ das Schlafzimmer. Einen Moment lang blieb sie im Flur stehen und lauschte. Im Haus war es absolut ruhig, Dr. Leienberg war also offenbar noch nicht aufgestanden. Sie

tastete nach dem Lichtschalter und bemerkte erst jetzt, dass ihre Hand höllisch schmerzte. Sie warf einen Blick auf ihre Hände und hätte beinahe aufgeschrien. Die Haut war an mehreren Stellen abgeschürft, die Handgelenke wiesen rote Striemen auf. *Von dem Strick, mit dem ich gefesselt war* ... Die Erkenntnis überraschte sie nicht. Der Sarg war kein Traum, das war ihr mittlerweile vollkommen klar. Barfuß ging sie durch den Flur zur Diele. Noch bevor sie das Gästezimmer erreicht hatte, sah Eva, dass die Tür geschlossen war. *Also doch*, dachte sie und war enttäuscht, weil der Psychiater ihr am Abend zuvor noch mehrfach versichert hatte, sie offen zu lassen, damit er hören konnte, wenn sie etwas brauchte.

Sie klopfte vorsichtig an und wartete auf eine Reaktion. Als die nicht kam, versuchte sie es ein weiteres Mal, beherzter, fordernder. Als daraufhin wieder nichts

geschah, nahm Eva allen Mut zusammen, drückte die Klinke herunter und öffnete vorsichtig die Tür. Ein eigenartig süßlicher Geruch kam ihr entgegen. Sie machte einen Schritt ins Zimmer, und blieb erschrocken stehen.

Dr. Leienberg lag im Bett, auf dem Bauch. Seine Hände waren hinter dem Rücken gefesselt, die Beine angewinkelt, so dass die ebenfalls gefesselten Füße nach oben standen. Fuß- und Handgelenke waren mit einem Stück Seil verbunden, das von dort weiter nach oben lief und als Schlinge um Leienbergs Hals endete. Das machte es ihm unmöglich sich zu rühren, geschweige denn aufzustehen. Sein Mund und seine Augen waren mit breitem Klebeband verschlossen.

»O Gott«, stieß Eva hervor und war mit schnellen Schritten bei ihm. Leienberg bewegte sich, er war also bei Bewusstsein. Mit fahrigen Bewegungen löste Eva das

Klebeband erst von den Augen, dann vom Mund. Als sie es abzog, atmete er stöhnend durch, dann sah er sie blinzeln mit geröteten Augen an. »Danke, ich habe schon fast keine Luft mehr bekommen«, sagte er stockend. »Der Kerl hat mich wohl im Schlaf überrascht ... Und mich offenbar betäubt, mit Äther, so wie es hier riecht. Als ich dann wieder zu mir kam, lag ich so da. Ich weiß nicht, wie lange das her ist ... Ist mit Ihnen alles in Ordnung?«

»Das erzähle ich ihnen gleich«, sagte Eva. »Erst mache ich Sie mal los.« Als sie an den Handgelenken anfang, wunderte sie sich, wie leicht sich die Knoten lösen ließen. Das Gleiche an den Füßen. »Die Knoten sitzen nicht sehr fest.«

»Das mussten sie auch nicht«, erwiderte Leienberg, setzte sich langsam auf und befreite sich von der letzten Schlinge.

»Sie waren so angebracht, dass sie sich bei jeder Bewegung zuziehen, vor allem am

Hals. Aber ist mit Ihnen wirklich alles in Ordnung?«

Eva schüttelte den Kopf und setzte sich neben Leienberg aufs Bett. Dann erzählte sie ihm, was ihr in der Nacht widerfahren war.

Der Anruf erreichte Menkhoff auf dem Weg zum Präsidium und kam von einem Kollegen, der schon im Büro saß. »Morgen, Bernd. Gerade hat ein Dr. Leienberg hier angerufen. Er sagte, er sei im Haus von Eva Rossbach, und sie wären heute Nacht dort überfallen worden.«

»Was? Bei der Rossbach? Und? Jemand verletzt?«

»Offenbar nichts Schlimmes, aber er sagt, er sei im Schlaf betäubt und gefesselt worden. Ich habe einen Streifenwagen hingeschickt.«

»Was ist mit Frau Rossbach?«

»Dieser Leienberg sagt, man habe sie verschleppt, sie sei jetzt aber wieder zurück.«

»Wie, sie wurde entführt, ist jetzt aber wieder zu Hause? Was ist das denn für eine Scheiße? Ist Jutta schon im Büro?«

»Ja, gerade reingekommen.«

»Ich bin in drei Minuten da, sie soll zum Eingang kommen.«

Mit einem Fluch auf den Lippen gab Menkhoff Gas, und während er grimmig den letzten Kilometer zum Präsidium zurücklegte, fiel ihm auf, dass er gerade zum ersten Mal seit langer Zeit geflucht hatte, und es war ihm egal.

Etwas mehr als eine halbe Stunde später kamen Sie an der Rossbach-Villa an. Der Streifenwagen hielt in der Einfahrt, also parkte Menkhoff draußen auf der Straße. Eva Rossbach öffnete ihnen sofort die Tür. Sie trug einen bequem aussehenden Hausanzug, war blass und sah sehr müde aus. In der Diele kamen ihnen die beiden uniformierten Kollegen entgegen, Menkhoff kannte sie nicht.

»Guten Morgen«, sagte der Ältere der beiden, ein Oberkommissar. »Keine nennenswerten Verletzungen, kein Diebstahl oder Vandalismus. Die beiden

haben sich recht bedeckt gehalten und wollten nur mit Ihnen reden. Ich lasse Ihnen den Bericht schnellstmöglich zukommen.« Menkhoff bedankte sich, und die beiden Kollegen verabschiedeten sich und verließen das Haus.

Eva Rossbach führte Menkhoff und Reithöfer ins Wohnzimmer, wo ein Mann auf der Couch saß, der augenblicklich aufstand, als sie auf ihn zingingen, und ihnen die Hand reichte.

»Guten Morgen, mein Name ist Burghard Leienberg, ich habe angerufen.«

»Darf ich fragen, in welchem Verhältnis Sie zu Frau Rossbach stehen und warum Sie heute Nacht hier waren?«, hakte Menkhoff direkt ein, während Reithöfer und er in den Sesseln gegenüber der Couch Platz nahmen.

Leienberg nickte. »Frau Rossbach ist meine Patientin. Sie fühlte sich gestern Abend nicht wohl, und so habe ich heute

Nacht auf ihren Wunsch hin hier im Gästezimmer übernachtet.«

Menkhoff zog die Brauen hoch und sah Eva Rossbach an, die nun neben Leienberg auf der Couch saß. »Haben Sie gesundheitliche Probleme?«

»Ich bin Psychiater«, erklärte Leienberg, als sie nicht gleich antwortete.

Ein Psychiater. Menkhoff spürte sofort einen deutlichen Druck in der Magengegend. Das hatte ihm gerade noch gefehlt.

»Ich habe Frau Rossbach gestern Abend einen Besuch abgestattet, weil ich sehen wollte, wie es ihr geht nach dieser schlimmen Geschichte mit ihrer Schwester.«

»Halbschwester«, korrigierte Menkhoff ihn mit einem Seitenblick auf Eva Rossbach.

»Ja, Halbschwester. Frau Rossbach fühlte sich nicht wohl, sie hatte ... Angstzustände und bat mich, im Gästezimmer zu

übernachten.«

»Aha, gut. Und was ist dann letzte Nacht hier geschehen?«

Eva Rossbach sah den Psychiater an wie ein Kind seinen Vater ansieht, der jemandem erklären soll, warum seine Tochter etwas angestellt hat. Leienberg warf ihr einen kurzen, aufmunternden Blick zu, dann wandte er sich Menkhoff zu. »Also, es ist so, dass Frau Rossbach seit ein paar Tagen immer wieder den gleichen Albtraum hat. Wie sich aber letzte Nacht herausgestellt hat, handelt es sich nicht um einen Traum, sondern das, was ihr widerfährt, ist real.« Er machte eine Pause und sah wieder seine Patientin an.

»Gut, und was genau widerfährt Frau Rossbach?«, wollte Menkhoff zunehmend ungeduldiger wissen. »Und wie hängt das damit zusammen, dass Frau Rossbach letzte Nacht aus ihrem eigenen Haus entführt wurde?«

Leienberg sah zur Seite. »Eva, vielleicht erzählen Sie am besten selbst, was Sie erlebt haben.« Als sie keine Anstalten machte, etwas zu sagen, beugte er sich ein Stück nach vorne, um sie besser ansehen zu können, und fügte sanft hinzu: »Haben Sie keine Angst.«

Schließlich fand Eva Rossbach ihre Stimme wieder und schilderte in knappen Worten, was ihr zugestoßen war. Sie berichtete von ihrem ersten vermeintlichen Traum in der Nacht, bevor ihre Halbschwester tot aufgefunden worden war. Von den Verletzungen nach dem Aufwachen und der Ungewissheit, die sie verspürt hatte, weil sie nicht wusste, ob sie das alles geträumt oder wirklich erlebt hatte. Von der Nachricht auf der Tageszeitung. Wie sie kurz darauf wieder in dem Sarg gelegen hatte, von der Botschaft auf dem Spiegel in ihrem Schlafzimmer. Und schließlich von der vergangenen Nacht, wie ihr klar geworden

war, dass sie nicht träumte, sondern dass sie ein drittes Mal in diesem Sarg gelegen hatte. Weder Menkhoff noch Reithöfer unterbrachen sie ein einziges Mal. Als Eva Rossbach verstummte und die Hände im Schoß faltete, fragte Menkhoff schließlich: »Und diese Nachricht an ihrem Kleiderschrank haben Sie gestern Abend noch abgewischt? Das ist wirklich schade, vielleicht hätte uns das weitergeholfen.«

»Ich ... ich hatte furchtbare Angst, ich konnte sie einfach nicht mehr vor mir sehen, verstehen Sie das nicht?«

»Sie hätten wenigstens ein Foto davon machen können, sozusagen als Beweis.«

»Sie vergessen die extreme psychische Belastungssituation, unter der Frau Rossbach gestanden hat«, schaltete Dr. Leienberg sich ein.

»Hm ...«, entgegnete Menkhoff und spürte, dass ihn das Psychogeschwafel zu nerven begann. »Haben Sie denn die Zeitung

noch? Das wäre sogar noch wichtiger.«

Eva Rossbach überlegte kurz, dann nickte sie. »Ja, bestimmt. Ich sammle die Tageszeitungen immer eine Weile in einem Korb, bevor ich sie zum Altpapiercontainer bringe. Moment, ich schaue mal nach.«

»Falls Sie sie finden, seien Sie doch bitte so nett und fassen sie nur vorsichtig an und nicht an der Stelle mit der handschriftlichen Nachricht. Nur für den Fall, dass es da noch Spuren gibt.« Sie nickte und verließ das Wohnzimmer. Menkhoff wandte sich dem Psychiater zu. »Und Sie als Frau Rossbachs Arzt gehen davon aus, dass es sich bei dem, was Ihre Patientin erlebt hat, *nicht* um Träume handelt, habe ich das richtig verstanden?«

»Ja, nach der letzten Nacht schon. Es war jemand hier im Haus und hat mich im Schlaf mit Äther betäubt. Dann hat ...«

»Woher wissen Sie, dass man Sie mit Äther betäubt hat, wenn Sie geschlafen

haben?«, wollte Reithöfer wissen.

»Ich kenne den Geruch, er lag noch deutlich im Raum, als ich wieder zu mir gekommen bin. Also, man hat mich betäubt und gefesselt, so dass ich keine Chance hatte, Eva zu Hilfe zu kommen, als man sie verschleppt hat. Heute Morgen, nachdem sie wieder hier im Haus war und schließlich aufgewacht ist, hat sie mich gefunden und befreit. Ich gehe davon aus, dass auch sie im Schlaf betäubt wurde, bevor man sie in diesen Sarg gesteckt hat.«

Menkhoff ließ sich schraubend im Sessel nach hinten fallen und schüttelte den Kopf. »Entschuldigen Sie, aber das ist mit Abstand die ... seltsamste Geschichte, die ich je gehört habe.« Er griff in seinen Mantel, suchte eine Weile darin herum und zog schließlich sein Mobiltelefon heraus. Er drückte ein paar Tasten und hatte schnell die Nummer, die er suchte. Als sich der Kollege am anderen Ende meldete, nannte

Menkhoff ihm die Adresse und forderte ein Team der Spurensicherung an. »Und schicken Sie mir noch zwei Kollegen zusätzlich vorbei, am besten Riedel, danke.« Während er das Telefon wieder im Mantel verstaute, kam Eva Rossbach mit einer Zeitung in der Hand zurück. Sie hatte sie am oberen Rand gepackt und legte sie so vor Menkhoff auf dem Tisch ab, dass er die Nachricht am Rand lesen konnte.

»*Wach endlich auf.* Sagt Ihnen das irgendetwas? Haben Sie eine Vorstellung, wovon Sie aufwachen sollen?« Sie schüttelte den Kopf. Menkhoff griff sich die Zeitung und zog den Innenteil heraus. Die Titelseite mit der Nachricht legte er ein Stück zur Seite, so dass Reithöfer einen Blick darauf werfen konnte. Den Innenteil hielt er Eva Rossbach hin. »Würden Sie für uns bitte den gleichen Satz ein paarmal untereinander auf diese Seite der Zeitung schreiben? Ich glaube, das ist mit einem

Filzstift geschrieben worden. Haben Sie einen solchen Stift im Haus?«

»Ich glaube schon. Aber wahrscheinlich nur in Schwarz.«

»Das geht auch.«

Sie stand auf, zögerte jedoch einen Moment. »Ich habe das gestern Abend schon im Schlafzimmer ausprobiert, nur für alle Fälle. Ich habe die gleiche Nachricht direkt unter die andere auf den Spiegel geschrieben. Das ist nicht meine Schrift.« Es klang so emotionslos, als hätte man sie nach der Uhrzeit gefragt, was Menkhoff wunderte.

»Moment«, hakte Reithöfer nach. »Das heißt, Sie haben es für möglich gehalten, dass Sie das selbst auf Ihren Spiegel geschrieben haben? Aber warum würden Sie sich dann nicht mehr daran erinnern?«

Wieder blickte Eva Rossbach zu ihrem Psychiater, und es sah für Menkhoff wie eine stumme Frage aus. Als Leienberg sie

aber nur ansah und keinerlei Anstalten machte, ihr zu helfen, hob sie die Schultern. »Ich weiß es nicht. Sie können sich wahrscheinlich gar nicht vorstellen, was einem in einer solchen Situation alles durch den Kopf geht. Ich hatte große Angst ...«

»Ja, doch, dass Sie Angst hatten, verstehe ich gut.«

»Dann ... gehe ich jetzt mal einen Stift suchen.«

Sie war schnell zurück und brachte einen schwarzen Filzstift mit. Als sie wieder Platz genommen hatte, zog sie die Verschlusskappe ab, rückte sich die Zeitung zurecht und schrieb etwa in der gleichen Größe, in der die Originalnachricht verfasst war, *Wach endlich auf* an den Rand. Dann reichte sie Menkhoff die Zeitung herüber, doch der schüttelte den Kopf. »Nein, bitte, ich brauche es noch ein paarmal.«

Ohne Kommentar legte sie die Seite

wieder vor sich und schrieb die Worte noch weitere dreimal auf. Anschließend legte Menkhoff die beiden Teile so, dass er die Schriften vergleichen konnte, und sah sofort, dass sie auf den ersten Blick komplett unterschiedlich waren. Aber ein Schriftexperte würde sich das ansehen müssen, um mit absoluter Sicherheit sagen zu können, ob auch die erste Nachricht von Eva Rossbach stammte oder nicht. »Danke«, sagte er knapp, legte die Titelseite in den anderen Teil, damit sie geschützt war, und reichte alles zusammen an Reithöfer herüber. Dann wandte er sich wieder Eva Rossbach zu. »Sagen Sie, hatten Sie früher schon einmal ähnliche Erlebnisse?«

»N ... Nein.«

»Hm ... Können Sie mir diesen Sarg beschreiben?«

Sie sah zum wiederholten Mal zu Leienberg, als wolle sie seine Erlaubnis

abwarten. Menkhoff fragte sich, in welchem Verhältnis die beiden tatsächlich zueinander standen.

»Ich konnte nichts sehen, nur fühlen.« Ihre Stimme war leise und klang brüchig. »Ich hatte panische Angst, weil ich dachte, ich würde dieses Mal nicht mehr da rauskommen. Ich dachte, ich würde in diesem Sarg sterben.« Sie schluckte mehrmals. »Meine Augen und auch der Mund waren zugeklebt, und meine Hände waren gefesselt.«

»Was? Davon haben Sie eben nichts erwähnt.«

Sie sah Menkhoff irritiert an. »Nein? Entschuldigen Sie bitte, ich bin so durcheinander. Es war ja auch nur in der vergangenen Nacht so. Die beiden Male zuvor war ich nicht gefesselt, und die Augen und den Mund hatte man mir auch nicht zugeklebt.«

»Wie genau waren ihre Hände gefesselt?«

Menkhoffs Puls beschleunigte sich. Wenn sie jetzt das antwortete, was er vermutete, waren sie zumindest in einem Punkt einen Schritt weiter.

»Ganz seltsam, locker irgendwie, also so, dass ich die Hände zusammen ein Stück seitwärts und nach oben bewegen konnte. Unten waren sie mit einem Seil irgendwo an meinem Bein festgemacht, so, dass ich nicht drankommen konnte.«

Menkhoff warf Reithöfer einen Blick zu und war sich sicher, dass sie in diesem Moment das Gleiche dachte wie er. Eva Rossbach konnte nicht wissen, wie die beiden Opfer gefunden worden waren, vor allem, auf welche Art der Täter ihre Hände gefesselt hatte. Es war nicht öffentlich gemacht worden, und gesagt hatten sie es ihr auch nicht. Das bedeutete, sie hatte tatsächlich erlebt, was sie beschrieben hatte. Warum aber war ihr das schreckliche Schicksal erspart geblieben, das Inge Glöckner und

Mirjam Walther widerfahren war? Menkhoff verstand die Zusammenhänge nicht, und das ärgerte ihn. »Und Sie sind sicher, dass es ein Sarg war, in dem Sie da gelegen haben?«

»Ja, es war ... es fühlte sich weich und glatt an den Seiten und auch am Deckel. Er war innen ausgeschlagen. Und die Größe stimmte auch.«

Ein weiterer Unterschied zu den beiden anderen Fällen, dachte Menkhoff. »Gut, nehmen wir mal an, es handelte sich um einen Sarg. Haben Sie selbst irgendeine Erklärung dafür, warum Sie dort mehrfach eingesperrt wurden? Und vor allem wie das vonstatten ging? Sie schlafen in Ihrem Bett ein und werden dort auch wieder wach, dazwischen aber liegen Sie in einem Sarg. Es gibt keinerlei Einbruchsspuren, das bedeutet, der Täter müsste einen Schlüssel haben. Theoretisch könnten es sogar zwei verschiedene Täter mit Schlüsseln zu Ihrem

Haus sein, wenn wir mal voraussetzen, dass derjenige, der Ihnen diese Nachrichten schreibt, nicht gleichzeitig auch der ist, vor dem Sie gewarnt werden. Gibt es sonst noch einen Zugang zum Haus, der vielleicht unverschlossen ist?«

»Nein ... Ich weiß doch auch nicht, wie das alles gehen kann. Ich weiß nur, dass ich mittlerweile Angst habe einzuschlafen.« Sie sah Menkhoff an, und ihr Blick war voller Hilflosigkeit und Verzweiflung.

»Warum haben Sie uns eigentlich nichts von diesem Sarg erzählt, als wir wegen des Mordes an Ihrer Halbschwester bei Ihnen waren? Immerhin wurde sie auch in einem Sarg gefunden.«

»Ich dachte, ich hätte lebhafte Alpträume und hätte mir die Verletzungen selbst zugefügt, als ich im Schlaf um mich geschlagen habe.«

»Seit wann kennen Sie Dr. Leienberg?«, schaltete sich Reithöfer ein und nahm damit

Menkhoff die Frage vorweg, die auch ihm auf der Zunge gelegen hatte.

»Ich kenne ihn fast gar nicht. Ich war erst einmal bei ihm in seiner Praxis.«

»Aber Sie wollten, dass er letzte Nacht in Ihrem Gästezimmer schläft? Obwohl Sie ihn nicht kennen?«

Eva Rossbach knetete nervös die Finger. »Er kam vorbei, um nach mir zu sehen. Erst war ich überrascht, aber dann war ich erleichtert, nicht allein zu sein. Ich hatte solche Angst, und ich dachte, wenn er da ist, wird nichts passieren.«

»Was, wie wir ja nun wissen, ein Trugschluss war«, bemerkte Menkhoff und konnte sich einen leicht zynischen Unterton nicht verkneifen. Im gleichen Moment nahm er sich vor, sich zusammenzureißen. Der Türgong unterbrach seine Gedanken. Als Eva Rossbach aufstand, hatte er das Gefühl, dass sie für die Unterbrechung dankbar war.

Die Kollegen der Spurensicherung waren da.

Eva fühlte sich ziemlich überfordert von der plötzlichen Betriebsamkeit in ihrem Haus.

»Wir werden Ihr Haus auf Spuren überprüfen, die auf ein fremdes Eindringen hindeuten«, erklärte dieser Menkhoff ihr, während seine vier Kollegen ihr Equipment im Wohnzimmer abstellten und sich weiße Anzüge überstreiften, die aussahen, als seien sie aus Papier. Dr. Leienberg hatte sich verabschiedet, nachdem er den Polizisten seine Adresse gegeben hatte. Er musste in seine Praxis, wie er erklärte, wo sicher schon die ersten Patienten vor der Tür warten würden.

»Die Kollegen nehmen sich vor allem das Schlafzimmer auf der Suche nach DNA-Material vor«, fuhr Menkhoff fort.

Zwei weitere Männer in Zivil kamen herein, einer davon war kräftig und hatte ein auffallend rotes Gesicht. Eva überlegte, ob der Mann wohl an hohem Blutdruck litt,

fragte sich im gleichen Moment aber, ob es keine wichtigeren Dinge gab, über die sie nachdenken musste. Der zweite Mann war einen Kopf kleiner und hager.

Eva fröstelte. »Wären Sie so nett, die Tür zu schließen?«, bat sie den Hageren, was der kommentarlos tat.

Menkhoff stellte die Männer als seine Kollegen Riedel und Borens vor. Eva fand die beiden nicht gerade sympathisch, vor allem dieser Riedel hatte einen Ausdruck im Gesicht, der ihr Unbehagen verursachte.

»Schaut euch im ganzen Haus um«, instruierte Menkhoff die beiden. »Wir suchen nach einer großen Kiste oder einem Sarg.«

»Einem was?«, fragte der Rotgesichtige, der sich rechts neben Menkhoff postiert hatte. »Ja, Udo, wir suchen einen Sarg. Frau Rossbach ist der Meinung, dass sie in der letzten Nacht und auch schon zweimal davor in einem Sarg eingeschlossen war.

Also, auf geht's.«

Eva registrierte nicht nur die Formulierung, mit der Menkhoff seine Kollegen instruierte, sondern auch die Blicke, mit denen die Männer daraufhin erst sie und dann ihren Kollegen bedachten. *Frau Rossbach ist der Meinung ...*

Als die beiden Beamten sich abgewandt hatten, sagte sie an Menkhoff gewandt: »Sie glauben mir nicht. Sie denken wahrscheinlich, ich wäre verrückt und würde mir irgendwelche Geschichten ausdenken, nicht wahr?«

»Natürlich glauben wir Ihnen«, beeilte sich Menkhoffs Kollegin zu versichern, die sich zuvor mit einem der Männer in den weißen Anzügen unterhalten hatte. »Das zeigt Ihnen doch schon die Tatsache, dass wir nach einem Sarg suchen lassen, Frau Rossbach. Aber manchmal sind die Dinge anders, als sie uns zunächst erscheinen.«

Eva wusste langsam selbst nicht mehr, was

sie glauben sollte. »Ich weiß nicht, was Sie damit meinen, aber eines weiß ich genau: Das, was ich erlebt habe, war kein Traum und auch keine Einbildung.« Wie zum Beweis hielt sie ihre wundgescheuerten Handgelenke hoch. »Für die blauen Flecken habe ich ja noch Erklärungen gefunden, aber glauben Sie, das hier habe ich mir selbst angetan?«

»Nein, wir glauben nicht, dass Sie sich bewusst selbst verletzt haben, Frau Rossbach«, erklärte Menkhoff, was Eva als Bestätigung wertete, dass die Polizei dachte, sie hätte sich selbst *unbewusst* verletzt. Das machte ihre Situation eher schlimmer als besser. Aber daran würde sie nun nichts ändern können.

»Denken Sie wirklich, dieser Sarg befindet sich hier im Haus? Wie soll er denn hierher gekommen sein?«

»Frau Rossbach, wir versuchen einfach, alle Möglichkeiten in Betracht zu ziehen«,

erklärte Menkhoff ihr, und Eva konnte in diesem Moment in seiner Stimme nichts entdecken, das ihren Eindruck von gerade bestätigt hätte. Es klang aufrichtig. »Wenn wir in Betracht ziehen, was Sie uns über Ihre Erlebnisse erzählt haben, dann ist der Gedanke, dass dieser Sarg sich hier im Haus befindet, doch gar nicht so weit hergeholt, oder?«

»Ja, vielleicht. Aber wo in meinem Haus könnte ein Sarg stehen, ohne dass es mir aufgefallen wäre?« Eva sah einem der Männer in Weiß nach, der an ihnen vorbei zur Haustür ging.

»Ich weiß es nicht«, gab Menkhoff zu. »Wir werden sehen.«

Etwa eine dreiviertel Stunde später kamen sowohl Menkhoff und seine Kollegin als auch der Rotgesichtige mit seinem Partner zu Eva ins Wohnzimmer, das die Männer der Spurensicherung gerade mit ihren Taschen und Koffern verließen. Menkhoff

sprach noch ein paar Worte mit einem der Männer und gab ihm die Zeitung mit der Nachricht des Unbekannten und Evas Schriftproben. Der Mann steckte sie behutsam in eine große Tüte und verließ dann ebenfalls den Raum. Ihre Aufforderung, Platz zu nehmen, verneinten die Beamten, also stand auch Eva auf.

»Die Kollegen konnten keine Spuren eines gewaltsamen Eindringens feststellen«, erklärte Menkhoff ihr sachlich. »In Ihrem Schlafzimmer und im Gästezimmer haben sie Haare, Hautschuppen und eine Menge Fingerabdrücke gesichert, vor allem am Kleiderschrank, am Gästebett, in dem Dr. Leienberg geschlafen hat, und an den Türen. Wir werden sehen, ob es sich ausschließlich um Ihre und die von Dr. Leienberg handelt oder ob auch fremde Abdrücke darunter sind.«

»Werden noch andere Abdrücke darunter sein, Frau Rossbach?«, fragte der Mann mit

dem roten Gesicht, und es klang nicht sehr freundlich.

Eva verstand nicht. »Wie meinen Sie das? Ich weiß es doch nicht. Wenn der, der heute Nacht hier im Haus war, vielleicht Handschuhe ...«

»Ach kommen Sie, Frau Rossbach, Sie wissen doch genau, wie ich das meine. Gibt es sonst noch jemanden außer Ihnen, der sich in Ihrem Schlafzimmer aufhält?«

Es dauerte einen Moment, bis Eva schließlich begriff, auf was der unfreundliche Kerl anspielte. »Nein, den gibt es nicht«, antwortete sie knapp.

»Sind Sie ...«, setzte der Mann wieder an, wurde aber von Menkhoff unterbrochen. »Frau Rossbach, ich denke, das war's für den Moment. Ich werde dafür sorgen, dass zwei Kollegen sich draußen vor Ihrem Haus postieren und darauf achten, wer hier rein möchte.«

»Also entschuldige mal, Bernd, ich ...«

»Wir sind hier erst mal fertig«, schnitt Menkhoff seinem unsympathischen Kollegen erneut das Wort ab, was Eva als kleine Genugtuung empfand. Sie begleitete die vier in die Diele, wo erst die Polizistin und dann Menkhoff sich von ihr verabschiedeten. Der Rotgesichtige marschierte ohne ein weiteres Wort zur Haustür, doch als er sie öffnete, gab er einen überraschten Laut von sich. Auch Wiebke, die gerade im Begriff zu klingeln war, zuckte zusammen, als die Tür so plötzlich aufgerissen wurde.

»Wiebke«, sagte Eva, während ihre Freundin sichtlich irritiert von ihr zu Menkhoff und seiner Kollegin blickte, bis sie schließlich ihre erste Überraschung überwunden zu haben schien. »Was ist denn hier los?«

»Kommen Sie doch herein, Frau Pfeiffer«, sagte Menkhoff, was Eva vollends verwirrte. »Sie ... kennen sich?«

»Ja, wir haben uns gestern bei Herrn Wiebking junior in Ihrer Firma getroffen«, erklärte Menkhoff ihr, was die Situation für Eva allerdings nicht gerade klarer machte.

»Bei Jörg? Ich verstehe nicht ...« Sie sah zu Wiebke, die nun auf sie zukam, nachdem die beiden Polizisten an ihr vorbei nach draußen gegangen waren. »Du warst bei Jörg ... im Betrieb? Warum? Ich meine, was hast du dort gemacht? Ich wusste nicht, dass ihr euch überhaupt trifft.« Täuschte Eva sich, oder wirkte ihre Freundin plötzlich nervös?

»Ach, Jörg hat mich angerufen, weil er ein neues Apartment für sich sucht. Da bin ich bei ihm vorbeigefahren, um die Einzelheiten mit ihm zu besprechen.«

Eva bemerkte den Blick, mit dem Menkhoff Wiebke musterte. Sie hatte ein eigenartiges Gefühl dabei, schob es aber zur Seite. Gerade jetzt konnte sie eine Freundin gut brauchen. »Ah, verstehe«, sagte sie

deshalb nur. »Ich wusste nicht, dass er eine neue Wohnung sucht.«

»Ja, aber jetzt sag mir doch bitte, was hier los ist?«

»Haben Sie denn schon eine geeignete Wohnung für Herrn Wiebking gefunden, Frau Pfeiffer?«, schaltete Menkhoff sich ein, und lenkte damit Wiebkes Aufmerksamkeit wieder auf sich.

»Nein ... So schnell geht das nicht, er hat mir ja gerade erst den Auftrag gegeben. Aber ich verstehe nicht, was das hiermit ...«

»Eine Frage noch, Frau Pfeiffer: Herr Wiebking hat angegeben, vorgestern Abend bei Ihnen gewesen zu sein, und zwar nicht nur den Abend über, sondern die ganze Nacht, stimmt das?«

Eva starrte ihre Freundin an, die ihr einen schnellen, unsicheren Blick zuwarf, als wolle sie sich bei ihr entschuldigen. Dann nickte sie langsam. »Ja ... Ja, das stimmt.«

Evas Verwirrung wurde immer größer.

Wiebke und Jörg? Die ganze Nacht?

»Von wann bis wann genau war Herr Wiebking bei Ihnen?«

»Er kam so gegen neunzehn Uhr und war da bis gestern Morgen, ich glaube, er ist gegen halb acht gefahren.«

»Gut, danke, das war's fürs Erste.« Menkhoff wollte sich schon abwenden, drehte sich dann aber doch noch einmal um.

»Frau Rossbach, verlassen Sie das Haus bitte nur, wenn es unbedingt nötig ist. Solange wir nicht wissen, was da letzte Nacht vorgefallen ist, sind Sie in Gefahr. Warten Sie auf jeden Fall auf die Kollegen, die Ihr Haus im Auge behalten werden. Wenn Sie danach weg müssen, sagen Sie ihnen bitte Bescheid.« Damit nickte er Eva und Wiebke zu und verließ das Haus, gefolgt von seiner Kollegin, die die Tür hinter sich zuzog.

»Ich werde dir alles erklären, Eva«, sagte Wiebke, und ihre Stimme klang nun müde,

fast resigniert, so gar nicht nach der Wiebke, die Eva bisher zu kennen geglaubt hatte. »Kann ich bitte einen Kaffee haben?«

Als sie sich Minuten später in der Küche gegenübermaßen, fragte Eva: »Warum hast du mir nicht gesagt, dass du und Jörg ... dass ihr zusammen seid?«

Wiebke schüttelte den Kopf. »Wir sind nicht zusammen, Eva. Wir haben uns ewig nicht gesehen, wir kannten uns ja bisher auch kaum. Vor ein paar Tagen rief Jörg mich an und sagte, er würde eine neue Wohnung suchen und bräuchte dabei meine Hilfe. Ich habe mich gefreut, und wir haben uns vorgestern Abend bei mir getroffen und durchgesprochen, was er sich vorstellt. Dann haben wir ein paar Gläser Wein getrunken und uns gut unterhalten. Es war ein netter Abend, wir haben viel zusammen gelacht, und irgendwann ... Na ja, er hat halt bei mir übernachtet. Aber da ist nichts Großartiges zwischen uns, vor allem nicht

von meiner Seite aus. Bei ihm war ich mir da nicht so sicher, und das hat mir keine Ruhe gelassen. Ich wollte das schnellstmöglich klären. Deshalb war ich gestern noch bei ihm im Büro, um klarzustellen, dass das eine einmalige Sache war. Dort habe ich dann auch die Polizisten getroffen. Das war alles.«

Eva war erleichtert, als sie das hörte. Eigentlich hätte es ihr egal sein können, ob die beiden zusammen waren oder nicht, aber sie war nicht sicher, ob sie Wiebke weiterhin hätte vertrauen können, wenn sie damit rechnen musste, dass Jörg vielleicht von den Dingen erfuhr, die sie ihr erzählte. Aber da war ja noch etwas anderes. »Ich muss dich noch etwas fragen, Wiebke. Warum hast du Dr. Leienberg von der Sache mit dem Sarg erzählt, obwohl du mir versprochen hast, keinem Menschen etwas davon zu sagen?«

Überraschung machte sich auf Wiebkes

Gesicht breit. »Ich ... Ich verstehe nicht. Du hast doch gesagt, ich soll einen Termin für dich machen, Eva. Ich musste Burghard doch sagen, worum es geht.«

»Aber musstest du ihm deshalb gleich das mit dem Sarg erzählen? Was, wenn ich jetzt doch nicht mit ihm gesprochen hätte? Wahrscheinlich hätte er mich direkt zwangseinweisen lassen, nach dem, was er von dir gehört hat.«

Wiebke sah sie auf eine Art an, die Eva nicht deuten konnte. »Tut mir leid, Eva, ich wusste nicht, dass du das so siehst. Burghard hat mich nach dem genauen Grund gefragt, warum du zu ihm kommen wolltest, da dachte ich, es ist wichtig, dass er das weiß. Und er hätte natürlich nichts unternommen, wenn du nicht mit ihm hättest sprechen wollen. Ich würde aber niemals jemandem gegenüber ein Wort über Dinge verlieren, die du mir im Vertrauen erzählt hast, und das solltest du eigentlich wissen.

Aber sagst du mir jetzt bitte, was hier los war? Als ich eben ankam, zogen sich draußen gerade ein paar Männer um. Sie hatten weiße Overalls an, wie diese Polizisten im Fernsehen, die Tatorte untersuchen.«

»Ja, das waren die Beamten von der Spurensicherung. Heute Nacht ist hier wieder etwas passiert, wieder mit diesem Sarg, und Dr. Leienberg war hier.«

»Wie? Ich verstehe nicht, Burghard war dabei? Heute Nacht? Hier?«

Eva nickte, dann erzählte sie Wiebke, was in der vergangenen Nacht vorgefallen war. Während sie redete, schüttelte Wiebke immer wieder fassungslos den Kopf. Als Eva mit ihren Schilderungen fertig war, hatte Wiebke Tränen in den Augen. Über den Tisch hinweg ergriff sie Evas Hände, hielt sie und streichelte ihr mit den Daumen über den Handrücken. »Mein Gott, wie furchtbar, du Arme, du musst doch vor Angst fast

gestorben sein! Und Burghard hatte wohl Glück, dass er nur gefesselt worden ist. Aber warum tut man dir so was an? Und wer? Ich verstehe das alles nicht!«

»Ich verstehe es auch nicht«, erwiderte Eva und sah Wiebke in die Augen. In diesem Moment wünschte sie sich mehr als alles andere, ihre Freundin würde aufstehen, zu ihr kommen und sie einfach in die Arme nehmen. Sie erschrak bei dem Gedanken, denn er war neu für sie. Sie mochte es überhaupt nicht, angefasst zu werden, von niemandem. An dieser ... Abneigung war bisher auch jeder Versuch einer Beziehung gescheitert.

»Und du hast überhaupt keine Idee, wer das gewesen sein könnte?«

Etwas schnürte Eva die Kehle zu. Bilder entstanden in ihrem Kopf, Erinnerungen waren mit einem Mal wieder da. Was sollte sie Wiebke auf diese Frage antworten? Die Wahrheit? Und dann? Das ging nicht. Aber

anlügen wollte sie ihre Freundin auch nicht. »Doch, ich ... ich habe eine Idee, aber die ist so ... ich kann das niemandem sagen, Wiebke.« Doch noch während sie sprach, überlegte Eva es sich anders. Sie hatte das dringende Bedürfnis, die Gedanken, die sie schon so lange quälten, mit jemandem zu teilen, sie wollte, dass ihre einzige Freundin verstand, wie groß ihre Angst wirklich war und woher sie kam. Und deshalb erzählte sie Wiebke alles.

»Was hältst du von dieser Geschichte?«
Reithöfer bog von der Straße, in der Eva Rossbachs Villa lag, auf die Hauptstraße ein.

»Ach, ich habe keine Ahnung, das ist alles mehr als merkwürdig. Außerdem hasse ich es, dass jetzt ausgerechnet auch noch ein Psychiater ins Spiel kommt.«

Reithöfer warf ihm einen kurzen Blick zu, sagte aber nichts.

»Als die gute Frau Rossbach uns diese Geschichte erzählt hat, dachte ich zuerst, sie tischt uns irgendwelche Phantasien auf. Aber erstens erklärt das nicht, warum dieser Psychiater gefesselt im Gästebett lag, und zweitens stellt sich die Frage, woher sie wissen sollte, auf welche Art die Opfer gefesselt wurden, wenn sie es nicht tatsächlich selbst erlebt hat. Es sei denn ...«, er zuckte mit den Schultern.

»Es sei denn, sie hätte selbst was damit zu

tun«, ergänzte Reithöfer, und Menkhoff nickte. »Ja, das wäre theoretisch eine Möglichkeit, aber ich traue es ihr nicht zu. Mein Gefühl müsste mich schon sehr täuschen, wenn sie dazu fähig wäre, jemanden lebendig zu begraben. Vielleicht hängt ja dieser Psychiater irgendwie mit drin. Wir werden ihn mal durchleuchten. Vielleicht findet sich was, das uns weiterhilft.«

»Offensichtlich war Frau Rossbach eben ziemlich überrascht, als sie hörte, dass Jörg Wiebking vorgestern bei Wiebke Pfeiffer übernachtet hat.«

»Ja, und der guten Frau Pfeiffer war es auch nicht gerade angenehm, dass ihre Freundin davon erfahren hat. Aber ich musste ja schließlich Wiebkings Alibi überprüfen.«

»Was denkst du, könnte er doch was damit zu tun haben?«

Menkhoff hob die Hände und ließ sie auf

die Schenkel fallen. »Ach, die könnten doch theoretisch alle was damit zu tun haben. Ich blicke nicht durch, wie die Konstellationen tatsächlich sind, aber im Dunstkreis der Rossbachs scheint es niemanden zu geben, der so ist, wie er sich darstellt. Alles Schauspieler, und jeder mauschelt hinter dem Rücken der anderen rum. Das geht mir langsam gehörig auf die Nerven.«

»Aber würde einer von ihnen tatsächlich so weit gehen?«

»Ich frage mich vor allem, was diese Sargspiele mit Eva Rossbach sollen. Wenn sie selbst nichts damit zu tun hat und hat das alles tatsächlich so erlebt ... das ist doch Wahnsinn!«

»Ja, wer weiß, vielleicht legt es ja jemand darauf an, sie regelrecht in den Wahnsinn zu treiben?«

Menkhoff dachte einen Moment darüber nach. »Um dann vielleicht einfacher an die Firma ranzukommen, meinst du? Wie Herr

Wiebking zum Beispiel? Oder wer weiß, vielleicht auch Herr Glöckner?« Reithöfer hob die Schultern, und Menkhoff schüttelte den Kopf. »Weißt du, was mir dabei Probleme macht? Die Art und Weise. Das passt nicht zu einem Täter, der ein eigennütziges, vielleicht materielles Ziel verfolgt. Das Vergraben vielleicht noch, um Eva Rossbach so richtig Angst einzujagen. Aber diese Sache mit den verbundenen Augen und dem verbundenen Mund und die seltsame Art der Fesselung, obwohl in den Kisten weder das eine noch das andere nötig wäre ... das hat schon was Pathologisches.«

Reithöfer sah kurz zu ihm herüber, konzentrierte sich aber sofort wieder auf den Verkehr. »Was aber nicht bedeutet, dass die Kandidaten aus Eva Rossbachs Umfeld damit raus sind.«

»Nein, das bedeutet es nicht«, stimmte Menkhoff ihr zu. »Diesen Psychiater sollten

wir uns in jedem Fall vorknöpfen. Ich möchte wissen, was er so zu erzählen hat, wenn seine Patientin nicht dabei ist.«

»Sollen wir jetzt zu ihm ...«

»Ja, wir fahren sofort hin«, fiel Menkhoff ihr schroff ins Wort, und als er aus den Augenwinkeln bemerkte, dass sie ihn wieder ansah, wandte er sich ihr zu und sagte: »Was?«

»Ich habe nur gerade überlegt, ob es für Dr. Leienberg vielleicht ein Nachteil ist, Psychiater zu sein, was deine Ermittlungen angeht. Ich weiß ja, dass du ...«

»Das ist Quatsch, Jutta. Dieser Leienberg war letzte Nacht dabei, das ist alles.«

»Ich glaube nicht, dass das Quatsch ist. Du hast mich jetzt zweimal hintereinander unterbrochen, und zwar recht barsch. Ist dir das aufgefallen? Das tust du sonst nicht. Seit wir auf Dr. Leienberg getroffen sind, hast du dich verändert, du wirkst auf mich plötzlich so ... ich weiß gar nicht, wie ich es

beschreiben soll.«

Menkhoff war versucht aufzubrausen, besann sich aber. Er ließ einige Sekunden verstreichen, dann sagte er mit kontrolliert ruhiger Stimme: »Leienberg war in der vergangenen Nacht als Einziger im Haus, als Eva Rossbach in diesen Sarg gesperrt wurde, oder was auch immer es war. Dass er zudem Psychiater ist, rückt ihn für den Fall natürlich in ein anderes Licht, das gebe ich ja zu. Aber nicht etwa, weil ich grundsätzlich alle Psychiater hasse, sondern wegen der Art, mit der diese Verbrechen ausgeführt worden sind. Wie ich eben schon sagte, dieses Zukleben der Augen und des Mundes, das Fesseln der Hände in einem geschlossenen Sarg ... das deutet auf einen pathologischen Täter hin. Oder auf jemanden, der sich mit den Verhaltensweisen dieser Menschen auskennt und nur vortäuscht, die Taten wären von jemandem verübt worden, der

psychisch krank ist.«

»Ich verstehe, was du meinst, aber welches Motiv sollte Dr. Leienberg für das alles haben?«

Menkhoff wandte sich schnaubend ab und sah sich durch das Seitenfenster die schnell vorbeiziehenden Häuser an. »Ich habe keinen blassen Schimmer, aber ich habe vor, es herauszufinden.«

Dr. Leienberg hatte eine Patientin, als sie in seiner Praxis ankamen. Nachdem Menkhoff ihm erklärte, dass sie noch einmal mit ihm über die Geschehnisse der vergangenen Nacht reden wollten, bat er sie, sich noch einen Moment ins Wartezimmer zu setzen. Wenige Minuten später kam eine etwas füllige, schwarzhaarige Frau Mitte vierzig aus dem Behandlungszimmer und nickte ihnen zu, während sie ihren Mantel anzog.

Als sie kurz danach dem Psychiater in

gemütlichen Sesseln gegenüber saßen, kam Menkhoff ohne Umschweife zur Sache. »Herr Dr. Leienberg, was halten Sie eigentlich von dieser Geschichte?«

Leienberg sah ihn fragend an. »Wie meinen Sie das?«

»Na ja, es ist ja nicht gerade alltäglich, dass eine Frau mehrfach in einen Sarg eingeschlossen wird und kurz danach in ihrem Bett wieder aufwacht, als sei nichts geschehen. Ich möchte von Ihnen wissen, was Sie davon halten. Glauben Sie die Geschichte, die Frau Rossbach erzählt? Und wenn Sie das tun – was ist der Täter Ihrer Meinung nach für ein Mensch?«

Leienberg wiegte den Kopf hin und her. »Es ist sehr schwer, etwas über die Persönlichkeit eines Menschen zu sagen, von dem man nichts weiß und den man noch nicht einmal gesehen hat.«

»Nun, Profiler tun das doch pausenlos«, warf Menkhoff ein. »Ich dachte, als

Psychiater könnte man bei einer so außergewöhnlichen Vorgehensweise einen Täter zumindest grob einschätzen. Aber wie ist das, glauben Sie die Geschichte denn, die Frau Rossbach erzählt hat?«

»Nach dem, was ich letzte Nacht erlebt habe, deutet zumindest alles daraufhin, dass es stimmt, was sie sagt.«

»Ja, aber könnte sie das nicht auch selbst getan haben?«

»Sie meinen, ob Eva Rossbach mich vielleicht betäubt und gefesselt hat? Aber warum sollte sie das tun?«

»Sagen Sie es mir, Sie sind der Fachmann. Vielleicht, um ihre Geschichte zu untermauern?«

Leienberg schüttelte den Kopf. »Davon abgesehen, dass ich das für höchst unwahrscheinlich halte, bliebe immer noch die Frage, warum sie diese Geschichten erfinden sollte.«

»Mein Gott, um sich wichtig zu machen,

zum Beispiel. Ein übersteigertes Geltungsbedürfnis, nun tun Sie doch nicht so, als gäbe es so was nicht, Herr Dr. Leienberg.« Menkhoff merkte, dass er seinen aufkommenden Ärger nur schlecht verbergen konnte. Diese Psychiater waren sich in vielerlei Hinsicht alle sehr ähnlich. Sie schienen fest davon überzeugt zu sein, sie könnten andere mit ihrem Psychogehabe täuschen und lenken, wie sie wollten.

»Das habe ich auch nicht behauptet«, fuhr Leienberg ruhig und sachlich fort. »Natürlich kommen solche Dinge vor, aber ich halte es für unwahrscheinlich, dass das auf Eva Rossbach zutrifft. Ich kann nicht allzu viel dazu sagen, ohne meine Schweigepflicht zu verletzen, aber ein übersteigertes Geltungsbedürfnis hat Eva Rossbach definitiv nicht, ganz im Gegenteil. Nein, Herr ... Menkhoff? ... Ich bin überzeugt, dass jemand anderes mich gefesselt hat und Eva

Roszbach dann – wie auch immer er es gemacht hat – in einen Sarg einsperrte. Er spielt vielleicht mit ihr, er zeigt ihr, was er mit ihr vorhat, damit sie vor Angst vergeht.«

»Oder selbst an ihrem Verstand zweifelt«, schaltete Reithöfer sich zum ersten Mal in das Gespräch ein, woraufhin Leienberg zustimmend nickte. »Ja, das wäre möglich. Jedenfalls hat sie entsetzliche Angst, das steht fest.«

»Es gab keine Spuren eines Einbruchs. Was glauben Sie, wie der oder die Täter ins Haus gelangt sein könnten?« Menkhoff bemerkte, dass sich die Augen des Psychiaters verengten.

»Was wollen Sie damit sagen?«

Menkhoff hob die Schultern. »Ich wollte damit nichts sagen, sondern von Ihnen wissen, ob Sie vielleicht eine Theorie haben, wie jemand ohne Spuren zu hinterlassen in ein abgeschlossenes Haus eindringen, die Eigentümerin entführen und

in einen Sarg einsperren kann, um sie dann – vielleicht Stunden später – wieder in das abgeschlossene Haus zurückzubringen und zu verschwinden.«

Eine Weile sahen Sie sich an als versuche jeder herauszufinden, was der andere gerade dachte, dann sagte der Psychiater: »Ja, ich habe tatsächlich eine Theorie. Frau Rossbach hat eine Haushaltshilfe, Hildegard, wenn mich nicht alles täuscht. Die Frau hat einen Schlüssel.«

»Ach, davon wusste ich bisher nichts.«

»Haben Sie Frau Rossbach denn danach gefragt?«

Menkhoff war sicher, einen süffisanten Unterton herauszuhören, und hatte Mühe, nicht direkt darauf einzusteigen. »Ihre Theorie ist es also, dass Frau Rossbachs Haushälterin sich letzte Nacht ins Haus geschlichen hat, wo sie erst Sie betäubte und fesselte, dann Frau Rossbach ...«

»Meine Theorie würde ich Ihnen gerne

erklären, wenn Sie mich ausreden lassen würden«, unterbrach Leienberg ihn, und seine Stimme klang nun geradezu provokant ruhig.

Menkhoff lehnte sich zurück. »Gut, ich höre.«

»Frau Rossbach sagte mir, dass diese Hildegard noch eine zweite Arbeitsstelle hat, sie ist auch mehrmals in der Woche im Haus des Geschäftsführers der Rossbach Maschinenbaubetriebe. Ich glaube, er heißt Wiebkind oder so ähnlich. Vielleicht hatte dort jemand Zugang zu dem Schlüssel und hat sich einen Zweitschlüssel anfertigen lassen?«

Menkhoffs Gedanken rasten. Ein Name kam ihm sofort in den Sinn, und ein Seitenblick zeigte ihm, dass Reithöfer ganz offensichtlich wieder einmal den gleichen Gedanken hatte. »Wissen Sie, wie wir diese Haushälterin erreichen können?«

»Ich weiß nur, dass sie eine Wohnung in

Rodenkirchen hat und im Moment bei ihrer Schwester in Trier ist.«

Menkhoff nickte. Das machte die Sache nicht eben einfacher, aber an die Frau sollte heranzukommen sein. »Also gut, dann erzählen Sie doch bitte noch einmal genau, was Sie von dem mitbekommen haben, was in der letzten Nacht passiert ist.«

»Noch mal das Gleiche?«

»Ja, Herr Dr. Leienberg. Vielleicht haben Sie bei Ihrer ersten Schilderung ja etwas vergessen.« Menkhoff nickte Reithöfer zu zum Zeichen, dass sie mitschreiben sollte, und wandte sich wieder an den Psychiater.
»Also ...«

Britta war so wütend, dass sie vor sich hin fluchte, während sie die Halle des Hauptbahnhofs in Richtung Dom durchquerte. Immer wieder blickte sie sich nach allen Seiten um, durchpflügte mit ihren Blicken die Menschenmassen, die mit Koffern, Taschen oder Tüten beladen aufeinander zuliefen, im letzten Moment auswichen, vor Geschäften stehen blieben oder hektisch noch schnell irgendwelche Dinge kauften, bevor sie zu den Bahnsteigen hetzten.

Britta befürchtete, verfolgt zu werden, und sie wusste, dass er daran schuld war, falls es stimmte. Als sie an einer Buchhandlung vorbeikam, in der ein ganzer Pulk Menschen sich aneinander vorbeiquetschte, bog sie ab und mischte sich unter die Leute. Als sie auf der anderen Seite der breiten Ladenfront wieder herauskam, ging sie ohne Zögern weiter zum Ausgang in

Richtung Domplatz.

Draußen zog sie ihren Mantel enger und schlug den Kragen hoch. Es nieselte schon wieder. Dieses Schmuddelwetter ging ihr auf die Nerven. Während sie auf die Treppe zuing, die zur Domplatte hochführte, fragte sie sich, wo sie eigentlich hinwollte, stellte im gleichen Augenblick aber fest, dass es ihr egal war. Hauptsache, sie war erst mal unterwegs und niemand folgte ihr. Sie stieg die Stufen nach oben und blickte dabei auf den Dom, der wieder einmal zu großen Teilen eingerüstet war. *Irgendwann bricht die Bude sowieso zusammen*, dachte sie grimmig und musste bei dem Gedanken lächeln, wie groß der Jammer der Kölner wäre, wenn ihr geliebter Dom in Schutt und Asche liegen würde. Die Melodie des Bläck Föös Songs »Mer losse d'r Dom en Kölle« spukte ihr plötzlich im Kopf herum. *Dämlicher Quatsch*, dachte sie und konzentrierte sich wieder auf die wichtigen

Dinge. Dieser Mistkerl versaute alles, und es würde wahrscheinlich nicht mehr lange dauern, bis er so weit war, dass er sich zu erkennen geben konnte. Dann war für sie alles vorbei. »Blödes Arschloch«, entfuhr es ihr, und sie erschrak, als direkt neben ihr jemand sagte: »Ich hoffe, du meinst nicht mich.«

Britta blieb stehen. Der Kerl, der das eben gesagt hatte, grinste sie breit an. Er war groß, sie schätzte ihn auf mindestens eins neunzig. Die dunkelbraunen, leicht gelockten Haare fielen ihm bis auf die breiten Schultern und bildeten einen auffälligen Kontrast zu den Augen, die von klarem Blau waren. Er trug eine abgewetzte schwarze Lederjacke und eine Motorradkutte darüber, auf deren Vorderseite unzählige Abzeichen aufgenäht waren. Sein Alter konnte sie nicht schätzen.

»Hi, wir kennen uns doch«, sagte er, noch immer grinsend.

Britta musterte ihn noch einmal von oben bis unten und erwiderte: »Ein dämlicherer Spruch ist dir nicht eingefallen, was?«

»Nein, wirklich, ich weiß genau, dass wir uns kennen. Ich hab ein super Gedächtnis für Gesichter, und dein Gesicht kenne ich, das ist sicher. Aber irgendwie ... irgendwas ist anders.«

»Du kannst mir viel erzählen.« Sie ging weiter, aber der Kerl gab noch nicht auf.

»Hey, ich bin Dagger«, sagte er und lief neben ihr her. »Kommt dir das nicht bekannt vor? Deinen Namen hab ich vergessen, aber du siehst aus wie eine Tanja.«

»Ach, verpiss dich«, antwortete sie und starrte angestrengt in die andere Richtung.

»Okay, ich seh schon, keine Tanja. Schade, dass mein Namensgedächtnis nicht so super funktioniert wie das für Gesichter. Manuela vielleicht?«

Mittlerweile hatten sie die Mitte der Domplatte erreicht. Britta sah ein, dass sie

den Kerl so nicht loswurde, und blieb abrupt stehen. »Welchen Teil von verpiss dich hast du nicht verstanden? Und was ist das überhaupt für ein dämlicher Name – Dagger? Denkst wohl, du bist was Besonderes, wie?«

»Klar bin ich was Besonderes. Und den Namen hab ich, weil ich ganz gut mit 'nem Messer umgehen kann. Und außerdem bin ich ein richtig netter Kerl. Komm mit mir was trinken, dann wirst du schon sehen. Mir wird bestimmt gleich einfallen, woher ich dich kenne.«

Er grinste immer noch breit, und Britta dachte darüber nach, dass es eigentlich egal war, wenn sie mit dem Kerl irgendwo was trank. Sie hatte eh nichts vor, und es konnte nicht schaden, wenn sie mal für ein paar Minuten nicht über die ganze Sache nachdachte. Außerdem war sie gespannt darauf, woher der Kerl sie angeblich kennen wollte. Sie sah sich noch einmal nach allen

Seiten um, es schien ihr wirklich niemand zu folgen. »Na gut, Dagger«, sagte sie unfreundlich. Der brauchte sich gar nicht erst was einzubilden. »Aber wehe, du bist ein Arsch.«

Sie fanden einen Platz in einer Kneipe ganz in der Nähe, unweit des Domforums, wo die meisten Tische mit Paaren oder Familien besetzt waren, die zu Mittag aßen. Der Wirt, ein kleiner, untersetzter Mittfünfziger, musterte sie erst abschätzend, als sie im Eingangsbereich stehen blieben und sich nach einem freien Platz umsahen, winkte ihnen dann aber zu und zeigte auf einen freien Tisch in unmittelbarer Nähe des Tresens. »Kölsch?«, rief er, als sie sich setzten. Britta nickte, und Dagger gab dem Wirt ein Zeichen. Dann legte er wieder sein breites Grinsen auf. »Ist ja auch echt viel zu spät für Kaffee.«

»Dass du gleich Bescheid weißt, ich lass mich nicht anbaggern, klar?«, sagte Britta,

als er sich ihr zuwandte, woraufhin Dagger die Hände hob. »Keine Angst, ich bagger dich nicht an.«

»Ach, und warum nicht? Bin ich dir vielleicht nicht gut genug, oder was?«

Dagger sah sie eine Weile an und schüttelte dann lachend den Kopf. »Du bist mir ja vielleicht mal 'ne Nummer. Woher zum Teufel kenn ich dich nur? Also, mein richtiger Name ist Frank Schmidt.« Er streckte ihr seine riesige Hand über den Tisch hinweg entgegen. »Nun sag schon, wie heißt du?«

»Britta«, antwortete sie knapp und ignorierte das Angebot eines Handschlags. »Ah, keine Manuela. Du redest wie eine Kölnerin. Verrat mir mal, wo du wohnst, vielleicht weiß ich dann, wieso du mir bekannt vorkommst.«

»Das geht dich nichts an«, sagte sie, während der Wirt sich hinter dem Tresen hervorschob und die Kölschgläser vor ihnen

abstellte. »Nachher hungerst du noch vor meinem Fenster rum. Vergiss es.«

»Hey, ich hungere nicht vor Fenstern rum, aus dem Alter bin ich raus.«

Britta griff entnervt nach ihrem Glas und trank es in einem Zug leer. Dagger-Frank tat es ihr gleich und wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab. »Was tust du so, Britta aus dem Niemandsland?«

Musste dieser Kerl eine Frage nach der anderen stellen? »Was bist du denn für einer? Willst meine Lebensgeschichte wissen, oder was?«

Das Grinsen in Daggers Gesicht verschwand zum ersten Mal, aber nur für einen Moment, dann war es wieder da. »Hey, ich hab dich eben da draußen gesehen, und mir war klar, dass ich dich kenne. Ich weiß echt nicht mehr, woher, aber ich dachte, dass du nett bist. Anders als die meisten aufgedonnerten Tanten, die hier auf ihren Stöckelschuhen rumtickeln. Na ja, und

jetzt möchte ich ein bisschen mit dir quatschen um rauszufinden, ob das stimmt mit dem nett. Und warum du mir so bekannt vorkommst. Das ist alles.«

»Nett ist die kleine Schwester vom Arschloch. Ich bin nicht nett. Und ich will auch nicht nett sein, klar?«

»Glasklar«, bestätigte Dagger und nickte dem Wirt zu, der mit zwei frisch gezapften Kölsch neben ihrem Tisch auftauchte. Er wartete, bis der Mann sich wieder abwandte, dann legte er die Unterarme auf den Tisch und sah Britta in die Augen. »Was is'n mit dir los, nicht-nette Britta? Wer hat dich so stinksauer gemacht? Ich doch nicht, oder?«

»Bist du 'n Rocker?«, fragte sie, ohne auch nur daran zu denken, auf seine Frage einzugehen.

Dagger lachte. »Ich bin in 'nem Motorradclub, falls du das meinst.«

»Aha. Und du bist verheiratet und baggerst

fremde Frauen an.« Britta deutete mit dem Kinn zu seiner Hand, an deren Ringfinger ein schmaler, goldener Ehering glänzte. Wie kurz zuvor verschwand das Lächeln für einen Moment aus Daggers Gesicht, um Sekunden später wieder zurückzukehren, dieses Mal vielleicht etwas verhaltener. »Ich war super glücklich verheiratet und ich habe nie fremde Frauen angebaggert.« Sogar Britta fiel auf, dass seine Stimme einen anderen Klang bekommen hatte, sie war weicher geworden. »Conny ist vor fünf Jahren gestorben, Flugzeugabsturz in Frankreich. Hat 'nen Schaden an der Maschine gehabt, das Ding, und peng.«

»Ah«, machte Britta. »Tja.«

»Bist du verheiratet?«

»Pff ... Sehe ich vielleicht so bescheuert aus?«

»Du siehst sauer aus. Warum?«

»Das geht dich nichts an. Ich frage dich ja auch nicht allen möglichen Scheiß.«

»Och, kein Problem. Was willst'n von mir wissen?«

»Nichts.«

»Ich sag dir trotzdem was. Ich bin von Beruf Konditor. Und meine Spezialität sind Torten. Und ganz besonders Hochzeitstorten.«

Britta war tatsächlich überrascht. Auch wenn es ihr eigentlich ziemlich egal war, was dieser Dagger beruflich machte, damit hatte sie nicht gerechnet. »Du verscheißerst mich.«

»Nee, tu ich nicht. Ich mach garantiert die besten Torten weit und breit. Ich hab 'nen riesigen Kundenstamm.«

»Ich geh jetzt.«

»Hey, warum?« Der Kerl lächelte schon wieder. Britta fragte sich, was das für ein dämlicher Rocker war, der Torten backte und tausend Fragen stellte und ohne Unterbrechung grinste oder lachte. Sie verdrehte die Augen. »Kannst du auch was anderes als Fragen stellen, Mann?«

»Klar, ich kann prima zuhören, ist aber schwierig, wenn du nichts sagst.«

Britta sah zu Dagger herüber und wollte sofort wieder wegsehen, als er ihren Blick erwiderte, aber sie schaffte es nicht. Irgendwas an diesem Kerl war seltsam. Plötzlich hob er die Hand und streckte sie ihr wieder entgegen. »Sollen wir's noch mal versuchen? Hallo, ich bin Frank, aber meine Kumpels nennen mich Dagger.«

Britta zögerte noch einen Moment, doch dann bemerkte sie erstaunt, wie sich ihre rechte Hand hob und in die Pranke dieses Kerls legte. »Britta«, mehr konnte sie nicht sagen, doch es genügte offenbar, sein Grinsen noch breiter zu machen. »Freut mich, Britta«, sagte er. »Noch 'n Kölsch?«

»Mach mal.« Auch wenn Britta es nicht für möglich gehalten hätte, sein Grinsen wurde noch breiter. »Willst du wissen, warum ich dich angequatscht hab, Britta?«

»Kommt jetzt wieder die Ich-kenn-dich-

Nummer?«

»Klar, und ich werde auch noch rausfinden, woher ich dich kenne. So was macht mich nämlich total fertig, und wenn mich was fertig macht, dann bin ich hartnäckig. Nein, echt jetzt, ich weiß ja, dass du mir nicht glaubst. Und deswegen muss ich ja erst recht darauf kommen, wo ich dir schon mal begegnet bin. Damit du nicht mehr denkst, ich wär blöd oder so was. Aber das war nicht der einzige Grund, warum ich dich angesprochen hab. Ich hab auch gleich gesehen, dass du anders bist.«

»Ach. Und wie? Steht bei mir *ANDERS* auf der Stirn?«

»Quatsch, man sieht's einfach. Du machst auf mich den Eindruck, als ob dir ziemlich egal ist, was andere Leute so von dir denken. Das find ich gut. Und ich hab deine Wut gesehen und wollte wissen, wieso du so wütend bist. Und? Verrätst du's mir jetzt?«

»Tzzz ... Meine Wut gesehen. Na und? Willst du wissen, was mich wütend macht, ja? Ich sag's dir: Das Scheißleben macht mich wütend. Sauwütend. Weil es uns jeden Tag verarscht. Jetzt zufrieden? Dagger?«

»Hm ... Zumindest was, das ich kapieren kann. Mich macht das Leben auch manchmal wütend.«

»Ach ja?«

»Klar, ich bin dann immer froh, wenn ich jemanden hab, dem ich von der Wut erzählen kann. Hilft mir immer.«

»Ich brauche niemanden.«

»Denkst du. Hey, man braucht immer jemanden. Allein sein ist Mist, lass dir das vom alten Dagger gesagt sein.«

»Blödsinn. Ich sage dir, ich brauche niemanden.«

Daggers Augen waren weiterhin auf sie gerichtet, aber es schien, als schaue er durch sie hindurch und sei mit seinen Gedanken weit weg.

»Ey, was ist los?«

»Ach, ich hab gerade noch mal darüber nachgedacht, woher ich dich kenne. Das macht mich echt fertig, so was. Ich weiß genau, ich bin dir schon mal begegnet.«

Britta winkte ab. »Ja, ja, ja. Es wird langweilig. Lass dir mal was Neues einfallen.«

»Ich frage mich ja immer noch, warum du so sauer bist. Ich hab noch nie 'ne Frau getroffen, die so wütend war wie du.«

»Ach, ich dachte, du hättest mich schon mal getroffen. War wohl doch nichts, oder wie?«

Dagger ließ die flache Hand auf den Tisch fallen. »Das ist es ja, was mich so kirre macht, Mensch. Ich weiß, ich hab dich schon mal getroffen, aber da warst du anders.«

Britta stand auf. »Blödsinn. Ich gehe jetzt.«

»Schade. Kein Kölsch mehr?«

»Nein, ich gehe.«

»Sehen wir uns wieder?«

Britta hob möglichst gleichgültig die Schultern. »Keine Ahnung.«

Dagger rieb sich die Hand an der Seite der Jeans ab und streckte sie ihr entgegen. »Dann vielleicht bis bald mal, Britta.«

Dieses Mal gab sie ihm die Hand. »Mal sehen.«

»Hm ... Schätze, nach deiner Telefonnummer brauche ich nicht zu fragen?«

»Vergiss es.«

»Hey, wie wäre es, wenn wir uns heute Abend wieder genau hier an der gleichen Stelle treffen? Auf ein, zwei Kölsch? Ich muss doch noch rausfinden, wo wir uns schon mal begegnet sind. Unbedingt. Komm, sag ja, okay?«

Sie sagte nichts, sondern wandte sich ab. Kurz bevor sie den Ausgang erreicht hatte, rief Dagger ihr hinterher: »Ich bin heute Abend hier und warte!«

Britta verließ die Kneipe, ohne sich noch

einmal nach ihm umzusehen.

Menkhoff war seit einer knappen Stunde wieder im Büro, als er einen Anruf von dem Schriftgutachter erhielt, der die Handschriften auf Eva Rossbachs Zeitung vorliegen hatte.

»Guten Tag, Herr Menkhoff, Grundhöfer hier«, meldete er sich. Seine Stimme klang wie immer heiser, was wohl von den vierzig filterlosen Zigaretten herrührte, die der Diplompyschologe am Tag qualmte. »Es geht um diese Nachricht auf der Zeitung. Ich konnte natürlich auf die Schnelle noch keine detaillierten Untersuchungen vornehmen, aber aufgrund der Prüfung und Gegenüberstellung hinsichtlich der typischen graphischen Grundkomponenten wie Strichbeschaffenheit, Bewegungsführung, Druckgebung et cetera, et cetera, kann ich mit ziemlich hoher Sicherheit ausschließen, dass die Handschriften von ein und derselben Person

stammen. Was ich damit sagen möchte, ist: Die Originalnachricht wurde mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht von der Person geschrieben, die anschließend die Schriftproben auf dem anderen Teil der Tageszeitung abgegeben hat.«

»Okay, danke. Das habe ich mir fast gedacht.«

»Gern geschehen. Aus graphologischer Sicht ist die Originalnachricht übrigens äußerst interessant, allein schon hinsichtlich des Formniveaus. Sie zeigt einen extrem unruhigen Ablauf bis hin zur Formaflösung, was auf eine unfertige Persönlichkeit hindeutet. Selbstverständlich folgt noch ein detaillierter schriftlicher Bericht, in dem dann auch weiterführende Tests wie spektralselektive Untersuchungen et cetera, et cetera aufgeführt sein werden, die ich, wie ich schon sagte, in der Kürze der Zeit bisher noch nicht anwenden konnte.

Allerdings denke ich, in diesem speziellen Fall wird das Hauptaugenmerk auch weniger auf den Untersuchungen hinsichtlich Vorzeichnungsspuren wie zum Beispiel bei indirekten Pausfälschungen liegen, weshalb mein vorläufiges Gutachten quasi auch das endgültige sein wird.«

Menkhoff bedankte sich erneut und legte schnell auf, bevor Grundhöfer zu einem neuen Wortschwall ansetzen konnte. Er war in Sachen forensischer Schriftgutachten ein anerkannter Fachmann, aber er redete einfach zu viel. Und drückte sich meistens so aus, dass man nur die Hälfte verstand. Menkhoff hatte kaum den Hörer aufgelegt, als das Telefon erneut läutete. Es war einer der beiden Beamten, die sich vor Eva Rossbachs Haus postiert hatten.

»Wir haben gerade bei Frau Rossbach geklingelt, um ihr zu sagen, dass wir da sind«, erklärte er. »Es öffnet niemand. Was sollen wir tun?«

»Seltsam. Schaut euch mal die Fenster an, und geht ums Haus herum, vielleicht könnt ihr durch das Glaselement von der Terrasse aus was sehen. Und checkt mal die Garage. Meldet euch wieder, wenn ihr nachgesehen habt.« Menkhoff legte auf und starrte eine Weile vor sich hin. Es widerstrebte ihm zu glauben, dass Eva Rossbach das Haus verlassen hatte, obwohl er sie ausdrücklich darauf hingewiesen hatte, wie gefährlich das für sie werden konnte.

Er hatte von Anfang an nicht geglaubt, dass sie etwas mit der Sache zu tun hatte, da sie schlicht nicht in der Lage war, diese Frauen zu begraben und qualvoll ersticken zu lassen. Der Schriftexperte hatte ihm nun zudem bestätigt, dass sie auch nichts mit der Nachricht auf der Zeitung und damit höchstwahrscheinlich auch nichts mit der auf ihrem Spiegel zu tun hatte. Damit zählte Eva Rossbach nicht länger zum Kreis der Verdächtigen. Die Tatsache, dass sie nun

nicht zu Hause sein sollte, ließ ihn unruhig werden. Er hoffte nur, dass der Täter nicht vor den Kollegen wieder bei ihr gewesen war. Wiebke Pfeiffer fiel ihm ein, und dass sie vielleicht wissen konnte, wo ihre Freundin sich aufhielt. Sie war ja gerade gekommen, als er zusammen mit Jutta Eva Rossbachs Haus verlassen hatte.

Er brauchte eine Minute, um über das Internet die Nummer der Rossbach Maschinenbaubetriebe herauszubekommen, und eine weitere, bis er dort Jörg Wiebking am Apparat hatte.

»Guten Tag, Menkhoff hier«, meldete er sich. »Können Sie mir bitte Frau Pfeiffers Telefonnummer geben?«

»Oh, ja, natürlich, Moment, ich muss mal nachsehen, wo ich sie habe ...«

Der Kerl schläft mit einer Frau und weiß nicht mal, wo er ihre Telefonnummer hat, dachte Menkhoff, während er den erst raschelnden, dann klickenden Geräuschen

am anderen Ende der Leitung lauschte.

»Haben Sie Fragen an Frau Pfeiffer wegen des Mordes an Inge?«

»Ja, ich habe ein paar Fragen an Frau Pfeiffer.«

»Sie möchten sich sicherlich auch mein Alibi von ihr bestätigen lassen, stimmt's?«

»Das habe ich schon längst getan. Wie ist es nun mit der Telefonnummer?«

»Ah, da ist sie ja, also: ...« Er nannte die Mobilnummer, und Menkhoff wiederholte sie, um sicher zu gehen, dass er sie richtig notiert hatte. Als Wiebking bestätigte, bedankte er sich und legte auf. Kurz darauf hatte er Wiebke Pfeiffer am Telefon und kam ohne Umschweife zur Sache. »Sagen Sie, wie lange waren Sie eben noch bei Frau Rossbach?«

»Wie lange? Hm ... ich denke, als Sie gegangen sind, war ich noch etwa eine Dreiviertelstunde bei ihr. Warum?«

»Sie ist nicht zu Hause, und ich wüsste

gerne, wo sie sich im Moment aufhält. Hat sie Ihnen gegenüber erwähnt, dass sie noch aus dem Haus wollte? Zum Einkaufen vielleicht?«

»Nein, davon hat sie nichts gesagt. Ich weiß nicht, wo sie sein könnte.«

»Worüber haben Sie mit ihr gesprochen, während Sie bei ihr waren?«

»Ja, also ... sie hat mir erzählt, was in der letzten Nacht passiert ist. Furchtbar.«

Sie sagte es eher zögerlich, was Menkhoff veranlasste, nachzuhaken. »Hat Sie Ihnen irgendetwas gesagt, das für uns interessant sein könnte? Oder das Rückschlüsse darauf zulässt, wo sie sich jetzt aufhält?«

»N ... Nein.«

Menkhoff spürte, dass sie ihm etwas verheimlichte. »Frau Pfeiffer, wenn die Geschichte stimmt, die Frau Rossbach uns erzählt hat – und im Moment deutet alles darauf hin, dass sie stimmt –, kann es sein, dass sie gerade in großer Gefahr ist. Wenn

es also vielleicht doch etwas gibt, das ich wissen sollte, dann sagen Sie es mir bitte. Ich möchte nicht, dass wir bald wieder irgendwo eine Kiste mit einer Leiche darin ausgraben müssen.«

»Tut mir leid, ich weiß sonst nichts.«

»Na gut, ich melde mich wieder bei Ihnen«, entgegnete Menkhoff und legte auf. Er war sicher, dass Wiebke Pfeiffer ihm nicht alles gesagt hatte, was sie wusste. Nur Sekunden später klingelte das Telefon erneut. »Mossner hier«, meldete sich der Kollege vor Eva Rossbachs Villa wieder. »Sieht nicht so aus, als ob Frau Rossbach weggefahren wäre. Wir haben durch ein Fenster gesehen, dass in der Garage ein Auto steht.«

»Ein schwarzer X5?«

»Ja, genau. Im Haus ist allerdings alles ruhig.«

»Okay, seht zu, dass ihr da reinkommt. Macht eine Tür oder ein Fenster auf,

durchsucht das ganze Haus. Wir kommen rüber.«

Ohne eine Antwort abzuwarten legte Menkhoff auf und machte sich auf den Weg zum Büro seines Chefs. Nach kurzem Anklopfen öffnete er die Tür einen Spalt und streckte den Kopf in den Raum. Menkhoff hatte Gerd Brosius zum letzten Mal am Vortag gesehen und bemerkte sofort, dass der Leiter des KK11 müde aussah. »Hast du einen Moment?«, fragte er, und als Brosius nickte, trat er ein und setzte sich.

»Na, gibt's endlich was Neues?« Brosius' Stimme klang genauso müde, wie er wirkte.

»Ich weiß es nicht, die Kollegen haben gerade von Eva Rossbachs Haus angerufen. Sieht so aus, als ob sie verschwunden ist, obwohl ihr Wagen in der Garage steht. Ich habe ihr ausdrücklich gesagt, dass es gefährlich für sie ist, das Haus zu verlassen, und ihr geraten, auf jeden Fall so lange zu Hause zu bleiben, bis

die Kollegen vor Ort sind. In Anbetracht dessen und der Tatsache, was da in der letzten Nacht los war, habe ich die Kollegen angewiesen reinzugehen.«

»In Ordnung. Hältst du es für möglich, dass ihr was passiert ist?«

»Ich hoffe es nicht, aber möglich ist es. Ihre Geschichte klingt zwar total verrückt, aber andererseits ... was sie erzählt hat, deckt sich zum größten Teil damit, wie wir die beiden Opfer aufgefunden haben.«

Brosius schob einen Stapel Papiere zurück, der vor ihm auf dem Schreibtisch lag, und legte die Hände nebeneinander auf die freie Stelle. »Was, glaubst du, bezweckt der Täter mit diesem Szenario?«

»Ich halte es durchaus für möglich, dass die beiden ersten Opfer nur das Vorspiel waren und es dem Täter eigentlich um Eva Rossbach geht. Er möchte, dass sie vor Angst nicht mehr ein noch aus weiß, was er auch bald erreicht hat.«

»Hm ... Und hast du auch eine Idee, warum?«

»Geld, Macht ... es könnte vielleicht um ihre Firma gehen. Sowohl dieser Jörg Wiebking als auch der Mann des ersten Opfers scheinen ein Interesse an der Firma zu haben. Es gibt da eine Haushälterin mit einem Hausschlüssel. Sie ist zurzeit bei ihrer Schwester in Trier. Ich rufe dort nachher mal an. Theoretisch könnte jemand von ihrem Schlüssel eine Kopie anfertigen haben lassen.«

»Wie kommst du mit Udo Riedel klar?«

»Es geht schon. Ich kümmere mich mit Jutta um die Familie Rossbach, Riedel und die anderen Kollegen sind für alle anderen Hinweise und Spuren verantwortlich. So kommen wir uns kaum ins Gehege.«

»Gut. Bernd ... Wir müssen bald irgendwas vorweisen können. Man beobachtet diesen Fall und auch dich ganz genau.«

Menkhoff stand auf. »Ja, ja, ich weiß. Die

Sesselfurzer verlangen Ergebnisse und haben keinen blassen Schimmer, wie Polizeiarbeit überhaupt aussieht. Manchmal könnte ich kotzen.«

Bevor er das Büro seines Chefs verließ, drehte er sich noch einmal um. »Tut mir leid, Gerd. Ich weiß ja, dass du viel riskierst, indem du mir den Fall gegeben hast. Ich tue mein Bestes.«

Als Jutta Reithöfer den Wagen in die Einfahrt von Eva Rossbachs Haus lenkte, sagte Menkhoff: »Was zum Teufel ...«, und verstummte.

Unmittelbar vor dem Eingang stand in Mantel und Schal gehüllt Eva Rossbach und redete mit Dominik Mossner, dem Kommissar, mit dem Menkhoff kurz zuvor noch telefonierte. »Jetzt bin ich aber mal gespannt, wo die herkommt.«

Reithöfer stellte den Wagen ab, und sie stiegen aus. Als sie auf die beiden zugen, rief Mossner ihnen entgegen: »Frau Rossbach ist vor zwei Minuten mit einem Taxi hier angekommen. Sie sagt, sie war in der Stadt.«

Menkhoff musterte Eva Rossbach, die einen verwirrten Eindruck auf ihn machte, und versuchte erst gar nicht, seine Laune zu verbergen. »Frau Rossbach, sie machen es uns nicht gerade einfach! Warum haben Sie

nicht auf meine Kollegen gewartet, wie ich es Ihnen geraten habe? Und vor allem, was haben Sie in der Stadt gemacht. Und warum ohne Auto?»

»Ich wollte einfach ein bisschen raus, mir ist im Haus die Decke auf den Kopf gefallen. Und weil ich wegen der letzten Nacht noch etwas zittrig bin, dachte ich, es ist besser, wenn ich mich nicht hinters Steuer setze.«

»Hätten Sie nicht ein wenig im Garten spazieren gehen können? Wir mussten annehmen, dass Ihnen etwas zugestoßen ist, deshalb haben meine Kollegen sich Zugang zu Ihrem Haus verschafft.«

Sie nickte und warf einen Blick zur Haustür, als wolle sie sich den Schaden ansehen, der durch das gewaltsame Eindringen entstanden war. »Können wir vielleicht ins Haus gehen? Ich würde mich gerne setzen.«

Im Wohnzimmer angekommen wartete Menkhoff, bis sie auf einem der Sessel Platz genommen hatte, bevor er sich neben

Reithöfer auf der Couch niederließ. »Können Sie mir bitte genau sagen, wo Sie waren, Frau Rossbach?«, fragte er und beobachtete sie dabei genau. Sein Eindruck, dass sie verwirrt war, verstärkte sich noch, als ihr Blick nervös zwischen ihm und Reithöfer hin und her sprang. »Ich war in der Stadt.«

»Wo genau?«

»Na, mitten in der Stadt, in der Nähe des Doms.«

»Und was haben Sie da gemacht?«

»Nichts, einfach nur so, ich ... ich war spazieren.«

»Und zum Spaziergehen fahren Sie extra mit dem Taxi in die Stadt? Und das, nachdem ich Sie gebeten habe, auf die Kollegen zu warten.« Menkhoff beobachtete, wie sie ihre Finger nervös knetete.

»Ach, ich weiß es doch nicht. Es geht mir nicht gut, ich bin völlig verwirrt. Das ist alles

zu viel für mich.«

»Wie sind Sie denn von hier weggekommen, Frau Rossbach?«, fragte Reithöfer.

»Mit dem Taxi.« Es klang nicht sehr überzeugt.

»Aha, und mit welchem Unternehmen?«

Einige Sekunden verstrichen, dann senkte sie den Kopf. »Das ... weiß ich nicht mehr.«

»Moment, Sie wissen nicht mehr, wen Sie angerufen haben, um sich ein Taxi zu bestellen?« Menkhoff spürte, dass ihn dieses ständige »ich weiß dies nicht«, »ich weiß das nicht« auf die Palme brachte.

»Nein.«

»Also gut, das führt jetzt zu nichts. Haben Sie vor, heute noch einmal das Haus zu verlassen, Frau Rossbach?«

»Nein, ich werde mich gleich hinlegen.«

»Gut. Wie wir hörten, ist ihre Haushälterin zurzeit bei ihrer Schwester in Trier. Können Sie uns sagen, wie wir sie dort erreichen?«

»Nein, tut mir leid, das weiß ich nicht. Aber Hubert Wiebking hat bestimmt die Telefonnummer. Hubert ist in solchen Dingen sehr gewissenhaft.«

»Danke.« Menkhoff stand auf. »Sie sollten sich wirklich hinlegen, Frau Rossbach. Meine beiden Kollegen werden draußen vor Ihrer Einfahrt aufpassen, dass niemand Sie belästigt. Sollten Sie doch noch irgendwohin wollen, stimmen Sie sich bitte mit ihnen ab, in Ordnung?«

Sie nickte zaghaft und erhob sich ebenfalls.
»Ja, ist gut.«

Auf dem Weg zurück zum Präsidium besorgte Menkhoff sich bei Hubert Wiebking Adresse und Telefonnummer, unter der die Haushälterin in Trier zu erreichen war. Von Wiebking erfuhr er auch, dass Hildegard mit Nachnamen Gerling hieß und nie verheiratet gewesen war. Gleich danach rief er in Trier an. Nachdem

er ihrer Schwester erklärt hatte, wer er war, hatte er die Frau kurze Zeit später am Telefon.

»Guten Tag, Menkhoff, Kripo Köln. Bitte nicht erschrecken, ich habe nur ein paar Fragen zu Ihrer Tätigkeit bei Eva Rossbach. Haben Sie schon aus der Zeitung oder den Nachrichten erfahren, was passiert ist?«

»Um Gottes willen, ist etwas mit Eva? Was ist geschehen«

»Nein, nicht mit Eva, sondern mit ihrer Schwester Inge. Sie ist ermordet worden.«

Stille, mehrere Sekunden lang, die Menkhoff der Frau auch gab, um diese Nachricht zu verdauen.

»Inge ... ermordet? O mein Gott. Aber wie ist das passiert? Ich ... das ist ja schrecklich!«

»Sie wurde am Dienstagmorgen gefunden.«

»Weiß man, wer es war? Und Eva geht es gut?«

»Nein, wir wissen noch nicht, wer das getan hat. Und Frau Rossbach geht es den Umständen entsprechend. Sie ist sehr verwirrt, die Situation macht ihr zu schaffen.«

»Die armen Mädchen ...«, sagte sie so leise, dass Menkhoff es fast nicht verstanden hätte.

»Was sagten Sie?«

»Ach, entschuldigen Sie, nichts.«

»Nein, bitte, sagten Sie gerade *die armen Mädchen?*«

»Ja, das ist mir so rausgerutscht.«

»Was soll das heißen? Welche Mädchen meinen Sie?«

Wieder verstrich eine Weile, bis sie sagte:
»Ich meinte Eva und Inge. Ganz besonders Eva. Diese unglückselige Familie ...«

»Was ist mit dieser Familie?«

»Nichts, das ... Sie sagten, Sie haben Fragen an mich.«

Menkhoff traf eine spontane Entscheidung.

»Ja, ich bin mit meiner Kollegin auf dem Weg nach Trier. Wir sind in etwa zweieinhalb Stunden dort. Dann können wir uns unterhalten.«

»Sie kommen nach Trier? Meinetwegen?«

»Ja, wir müssen wirklich dringend mit Ihnen sprechen.«

»Gut, ich warte dann hier auf Sie.«

Als Menkhoff das Telefon sinken ließ, sah Reithöfer ihn an. »Wir fahren nach Trier? Was ist los?«

Menkhoffs Gedanken überschlugen sich. Im Grunde hatte die Haushälterin das angedeutet, was er auch die ganze Zeit über schon gedacht hatte: Dass mit dieser Familie Rossbach etwas ganz und gar nicht stimmte.

»Die gute Hildegard hat gerade ein paar Andeutungen gemacht ... kann sein, dass sie uns einige entscheidende Dinge über die Rossbachs erzählen kann.«

»Gut, dann also nach Trier.«

Menkhoff gab die Adresse in das Navigationssystem ein, dann rief er auf dem Präsidium an und informierte die Kollegen.

Er lag auf dem Rücken und starrte gegen die Decke. Seine Gedanken waren nur schwer zu kontrollieren, immer wieder drifteten sie ab in Szenarien, die mit einem roten Schleier aus Hass und Gewalt überzogen waren. Es wurde Zeit, das spürte er. Sie war fast verrückt vor Angst und würde leicht zu überwältigen sein. Sein Gesicht verzog sich zu einem Grinsen. Die andere wurde auch fast verrückt, aber vor Wut. Sie wusste, was kommen würde, und war gezwungen, hilflos zuzusehen. Sie konnte der kleinen dummen Gans noch nicht einmal sagen, was auf sie zukommen würde, denn damit würde sie ihm in die Karten spielen.

Ja, es war so weit. Es gab nur noch letzte Vorbereitungen zu treffen, dann endlich konnte er die Maske ablegen und sich zu erkennen geben. Ab diesem Moment würde das Versteckspiel ein Ende haben, dann

würde er endlich er selbst sein können.

Verzerrte Bilder tauchten vor ihm auf.
Grausame Szenen.

Er als Kind.

Diese verdammte Stümperin damals.

Wie weit war sie von seinen Fähigkeiten entfernt gewesen. Und das würde er allen beweisen. Er schüttelte die Gedanken ab, er musste sich konzentrieren. Einmal noch würde er einen Streifzug unternehmen, mit einem letzten, feigen, kleinen Miststück würde er sein Werk vollenden.

Er stand auf, ging zum Schrank und nahm ein in Leder eingebundenes Buch heraus. Damit setzte er sich wieder aufs Bett, schlug das Buch auf und zog den integrierten Stift aus der Halterung.

Dann schrieb er die letzten Sätze.

Hildegard Gerlings Schwester wohnte Am Kastell, einer gemütlich anmutenden Sackgasse unweit der Kaiserthermen in Trier. Menkhoff schätzte die Frau, die auf sein Klingeln hin geöffnet hatte, auf Ende fünfzig. In ihrem Blick lag eine Mischung aus Unsicherheit und Skepsis, die Menkhoff schon hundertfach gesehen hatte, wenn ihm eine Tür geöffnet wurde. Er stellte sich und seine Kollegin kurz vor, und Margot Bellmann bat sie freundlich herein und ging ihnen durch einen schmalen Flur voraus ins Wohnzimmer, das in einen geräumigen Wintergarten überging. Dort am Tisch saß Eva Rossbachs Haushälterin, vor ihr auf der pastellgelben Tischdecke stand eine Tasse, daneben lagen eine zusammengefaltete Zeitung und eine Brille. Menkhoff konnte Frauen in diesem Alter schwer schätzen, aber sie musste wohl um die sechzig sein. Die kurzen, rotbraun gefärbten Haare

rahmten ihr rundliches Gesicht mit den geröteten Wangen ein. Sie war etwas korpulent, und doch sah man ihr an, dass sie sich viel bewegte und körperliche Arbeit gewohnt war. Menkhoff und Reithöfer begrüßten sie und setzten sich auf die Korbstühle, nachdem Margot Bellmann sie gebeten hatte, Platz zu nehmen. »Darf ich Ihnen eine Tasse Kaffee anbieten? Die wird Ihnen sicher guttun nach der Fahrt.«

Menkhoff nahm das Angebot gerne an, und auch Reithöfer neben ihm nickte der Frau dankbar lächelnd zu. Als sie den Raum verließ, fragte Menkhoff: »Gibt es auch einen Herrn Bellmann?«

Hildegard Gerling schüttelte den Kopf. »Nicht mehr, er ist letztes Jahr gestorben. Herzinfarkt. Können Sie mir sagen, wie Inge gestorben ist? Ich meine, wie hat man sie ...«

Menkhoff sah zu Reithöfer, die seinen Blick verstand und die Erklärung übernahm.

Dabei ging sie nicht zu sehr ins Detail, verschwieg aber auch keine wichtigen Einzelheiten. Als sie fertig war, tupfte sich Hildegard Gerling mit einem spitzenbesetzten Taschentuch die Tränen aus den Augen. »Mein Gott, wer ist nur zu so etwas Grausamem fähig?«

»Frau Gerling, Sie haben doch einen Schlüssel zu Eva Rossbachs Wohnung, nicht wahr?«

Die Frau sah Menkhoff verständnislos an. »Ja, natürlich, aber was hat das denn jetzt damit ...«

»Wo bewahren Sie diesen Schlüssel normalerweise auf?«

»Na, an meinem Schlüsselbund, und der ist immer in meiner Handtasche.«

»Wie ist das an den Tagen, an denen Sie bei der Familie Wiebking sind, wo haben Sie da Ihre Handtasche mit dem Schlüsselbund?«

Man sah ihr an, dass sie immer weniger

verstand, was die Fragen sollten. »Ich stelle sie auf ein Schränkchen neben der Garderobe.«

»Es könnte also jeder an Ihre Tasche, der sich im Haus der Wiebkings aufhält, richtig?«

»Ja, so gesehen schon, aber ...«

»Eine andere Frage: Wer hat sich in den letzten Wochen dort aufgehalten, während Sie da waren? Bitte denken Sie genau nach, ich möchte auch die Namen der Gäste wissen, von jedem, der theoretisch an Ihre Tasche hätte herankommen können.«

»Ich verstehe nicht, was Sie wollen, ich ... also gut, warten Sie ...« Sie starrte an Menkhoff vorbei, bewegte ab und an die Lippen, nickte dazu, wie um sich selbst dafür zu loben, dass ihr ein weiterer Name eingefallen war. Schließlich blickte sie Menkhoff wieder an. »Also, da wäre das Ehepaar Wiebking natürlich, und Jörg.

Zweimal in den letzten Wochen war vormittags eine Freundin von Frau Wiebking da, deren Name ich nicht kenne, und einmal die Nachbarin, Frau Fellner. An andere kann ich mich nicht erinnern.«

»Hm ... war Jörg Wiebking öfter da?«

»Ja, natürlich, er ist fast jeden Tag da. Der Herr Ingenieur lässt sich seine Wäsche noch von seiner Mutter waschen, wissen Sie, und zum Essen kommt er auch öfter vorbei, vor allem am Wochenende.«

»Haben Sie den Schlüssel ...«, setzte Reithöfer an, wurde aber von Hildegard Gerling unterbrochen.

»Ach, Moment, ich habe noch jemanden vergessen. Herr Glöckner war auch einmal da, am späten Nachmittag, als Herr Wiebking gerade von der Arbeit nach Hause gekommen war.«

»Was?«, entfuhr es Menkhoff, und es klang für ihn selbst fast wie ein Bellen. »Oliver Glöckner? Der Mann von Evas

Halbschwester Inge?«

»Ja, ich glaube, er heißt Oliver mit Vornamen.«

»Das ist ja ein Ding. Wann war das?«

Hildegard Gerling dachte angestrengt nach.

»Das muss vorletzte Woche gewesen sein, aber an den genauen Tag kann ich mich wirklich nicht mehr erinnern.«

»War er denn öfter bei der Familie Wiebking zu Besuch?«

»Nein, ich habe ihn nur dieses eine Mal dort gesehen. Ich habe ihn ja überhaupt nur erkannt, weil ich ihn auf Inges Hochzeit kennengelernt habe.«

»Ah, Sie waren dort. Sagen Sie, wissen Sie zufällig, was der Grund von Herrn Glöckners Besuch war?«

Sie schürzte die Unterlippe und zuckte gleichzeitig mit den Schultern. »Nein. Ich bin bei der Familie Wiebking angestellt, ich schnüffle nicht hinter ihrem Besuch her.«

»Ja, das verstehen wir«, sagte Reithöfer,

und Menkhoff fügte hinzu: »Wir werden Herrn Wiebking fragen, der wird es uns sicher sagen können.«

Hildegard Gerling machte eine besorgte Miene. »Hoffentlich bekomme ich dann keinen Ärger mit Herrn Wiebking, weil ich so geschwätzig war.«

»Keine Angst, Frau Gerling«, sagte Reithöfer beruhigend. »Wir werden ihm klarmachen, dass Sie gar nicht anders konnten, als uns unsere Fragen zu beantworten. Wir ermitteln schließlich in einem Mordfall.«

»Haben Sie den Schlüssel zu Frau Rossbachs Haus zu irgendeinem Zeitpunkt mal vermisst?«, fragte Menkhoff.

»Nein, natürlich nicht, ich achte gut auf Dinge, die mir anvertraut werden. Aber nun sagen Sie mir doch bitte mal, warum interessieren Sie sich für meinen Schlüssel zu Evas Haus? Und was hat das mit Inges Tod zu tun? Ich verstehe das alles nicht.«

Wieder sah Menkhoff seine Kollegin auffordernd an. »Würdest du bitte ...«

Jutta Reithöfer skizzierte grob die Ereignisse der vergangenen Tage, und Hildegard Gerling hörte fassungslos zu. Als Reithöfer fertig war, nickte die Haushälterin mehrmals und atmete tief aus. »Ach, das ist alles so schrecklich. Aber wen wundert es? Dass diese Kinder nie ein normales Leben führen würden, war vorauszusehen, und dazu brauchte man keine hellseherischen Fähigkeiten. Arme Eva. Und arme Inge. Sie konnte doch auch nichts dafür.«

»Frau Gerling, könnten Sie bitte etwas genauer werden? Wer konnte für was nichts?« Menkhoff konnte seine Ungeduld nur schwer in Zaum halten.

Hildegard Gerling legte die Hände vor sich auf den Tisch und starrte darauf, während sie den Rand des Taschentuchs Stückchen für Stückchen durch ihre Finger wandern ließen. »Inge. Für ihre Kindheit und ihre

Jugend. Dafür, dass sie von ihrer Mutter immer bevorzugt wurde. Und dafür, dass die beiden anderen so ... so schlecht behandelt wurden.«

»Mit den beiden anderen meinen Sie Eva und Manuel?«, hakte Menkhoff nach.

Sie nickte, ohne dabei den Blick von ihren Händen zu nehmen. »Ja. Vielleicht hat sie die beiden so gequält, weil sie sich so ähnlich waren. Manuel hat Eva sehr ähnlich gesehen, wissen Sie. Die gleiche Haarfarbe, das gleiche Gesicht, obwohl sie verschiedene Mütter hatten.«

»Können Sie uns das bitte näher erklären? Was heißt das, sie wurden schlecht behandelt?« Reithöfer sah Frau Gerling erwartungsvoll an.

In dem Moment betrat Frau Bellmann den Raum, brachte auf einem Tablett eine Kanne, Tassen und ein Schälchen mit Gebäck herein und stellte alles vor ihnen ab. »So, bitte schön. Ich lasse Sie dann jetzt

allein, damit Sie in Ruhe alles besprechen können.«

»Also noch mal, Frau Gerling«, griff Menkhoff den Gesprächsfaden wieder auf, als Frau Bellmann die Tür hinter sich geschlossen hatte. »Was meinen Sie damit, dass Eva und Manuel Rossbach schlecht behandelt wurden?«

»Ihre Mutter, also Inges Mutter ... sie war eine eiskalte Frau, auch Inge gegenüber, aber Eva und Manuel haben richtig unter ihr gelitten. Sie hat sie sehr viel geschlagen. Nie, wenn ich dabei war, aber ich habe es den Kindern angesehen. Die vielen Verletzungen und blauen Flecken, geprellte und verstauchte Arme, die Rücken voller blauer Striemen, manchmal hatten sie so schlimme Verletzungen, dass sie dringend in ein Krankenhaus gemusst hätten, aber das kam natürlich nur in Frage, wenn es gar nicht anders ging.«

»Und was haben Sie getan?«, fragte

Reithöfer, worauf Hildegard Gerling sie mit glänzenden Augen ansah.

»Nichts. Und bevor Sie jetzt schlecht über mich denken, kann ich Ihnen sagen, ich habe in den letzten dreißig Jahren sehr oft darüber nachgedacht, ob ich etwas hätte ändern können. Das hätte ich nicht. Ich konnte doch nichts beweisen, weil ich nie gesehen habe, wie die beiden misshandelt wurden. Ich sah immer nur die Auswirkungen, und ...«

»Jeder Polizeibeamte und jeder Arzt werden bei häufigerem Auftreten von gewissen Verletzungsarten bei Kindern sofort hellhörig. Man muss nicht zwingend dabei gewesen sein, wenn ein Kind misshandelt wurde, es genügt vollkommen, wenn man die Auswirkungen sieht, Frau Gerling. Sie hätten sich einfach nur an eine entsprechende Stelle wenden müssen.«

Sie sah Menkhoff mit einem Blick an, den er fast als mitleidig empfand. »Heute mag

das so sein, Herr Menkhoff. Aber vor dreißig Jahren? Wenn ich als kleine Hausangestellte damals mit einem solchen Vorwurf gegen meinen Arbeitgeber und Eigentümer der Rossbach Maschinenbaubetriebe gekommen wäre, hätte ich nicht nur meine Anstellung verloren, sondern mich in Köln nirgendwo mehr sehen lassen können. Und es wäre trotzdem nichts passiert. Nein, jede Einmischung hätte bedeutet, dass ich sofort entlassen worden wäre. Und dann wären die beiden ganz allein gewesen. Verstehen Sie das? Solange ich mich ruhig verhalten habe, konnte ich mich zumindest heimlich ein wenig um die beiden kümmern.«

Menkhoff nickte etwas besänftigt. Er verstand sogar, was die Frau meinte. »Und wie war das mit Manuels Tod?«

»Ich erinnere mich gut an diesen Tag im Juli. Als ich morgens die Tür aufschloss, hockte Eva neben der Kommode im Flur auf

dem Boden. Sie hatte auf mich gewartet und zog mich gleich in ihr Zimmer. Sie erzählte mir, dass sie nachts Manuels Schreie gehört hatte, und als sie am Morgen nach ihm sehen wollte, sei sein Bett leer gewesen. Eva sollte an diesem Tag zu Hause bleiben, weil ihre Stiefmutter Geburtstag hatte und etwas mit ihren beiden leiblichen Kindern unternehmen wollte.« Sie sah zu Jutta Reithöfer auf. »Wie kann man so etwas nur sagen, zu einem Kind?« Dann senkte sie den Blick wieder auf ihre Hände. »Jedenfalls hatte Eva große Angst um Manuel, weil er allein mit seiner Mutter und Inge unterwegs war.«

»Wusste denn Inge damals, was ihre Mutter ihren Geschwistern antat?«, wollte Menkhoff wissen.

»Ich weiß es nicht, sie war ja auch noch relativ klein, aber ... na ja, ich denke schon, dass ihr bewusst war, was da um sie herum passierte. Eva ist jedenfalls davon

überzeugt, dass Inge nicht nur alles wusste, sondern ihre Mutter mit falschen Anschuldigungen noch zusätzlich dazu angestachelt hat, Manuel und sie immer wieder zu misshandeln.«

»Wissen Sie, was mich wundert?«, warf Reithöfer ein. »Frau Rossbach hat uns gegenüber nie etwas von Misshandlungen erwähnt, auch nicht, als wir sie gefragt haben, wie sie sich mit Ihrer Stiefmutter verstanden hat.«

Hildegard Gerling nickte. »Ich weiß. Sie hat es auch mir gegenüber noch nie zugegeben. Es ging ihr immer nur um Manuel. Aber ich habe es gesehen. Sie hat manchmal schlimmer ausgesehen als ihr Bruder. Ich darf mir gar nicht vorstellen, was diese Frau dem Mädchen alles angetan hat. Und heute, als Erwachsene? Wundert sie das wirklich? Ich weiß nicht, ob man Lust hat jemandem zu erzählen, dass man als Kind körperlich schwer misshandelt wurde. Ich

denke, sie hat es verdrängt und möchte einfach nicht daran erinnert werden. Sie schämt sich wohl dafür. Ebenso wie für ihre Theorie, was Manuel betrifft.«

»Von welcher Theorie sprechen Sie?«
Reithöfer warf Menkhoff einen schnellen Blick zu.

Hildegard Gerling stockte einen Moment, dachte offensichtlich darüber nach, ob sie den Polizisten erzählen konnte, was sie wusste. Dann aber kam sie wohl zu dem Ergebnis, dass sie sowieso schon zu viel gesagt hatte, um jetzt noch einen Rückzieher zu machen, und entgegnete:
»Evas Theorie, dass Manuel gar nicht tot ist.«

Eva gab die Hoffnung auf, wenigstens für einen kurzen Moment zur Ruhe zu kommen. Ein Blick auf den Radiowecker zeigte ihr, dass sie seit zwei Stunden im Bett lag. Sie war zwar zwischendurch eingenickt, aber von Erholung konnte nicht die Rede sein, ganz im Gegenteil, sie fühlte sich eher noch ausgelaugter als zuvor. Grundsätzlich war dieser Zustand nichts Neues für sie, und sie war auch schon häufiger deswegen deprimiert und verzweifelt gewesen. Aber dieses Mal hatte sie das Gefühl, das alles allein nicht mehr bewältigen zu können. Zum ersten Mal, seit sie erwachsen war, gestand sie sich selbst ein, dass sie Hilfe brauchte. Es war die unbeschreibliche Angst, die diese Situation so entscheidend schlimmer machte als alles, was sie jemals zuvor als Erwachsene erlebt hatte. Vor der Tür standen zwei Polizisten, aber was konnten die ausrichten, wo es nicht einmal etwas

genutzt hatte, dass jemand nur wenige Meter von ihr entfernt im Haus gewesen war, als man sie entführt und in den Sarg gesperrt hatte. Diese Polizisten hatten alle keine Ahnung davon, was es hieß, Angst zu haben vor Dingen, die nicht greifbar waren, die man nicht beweisen, sondern nur vermuten konnte. Auch dieser Menkhoff nicht.

Eva stellte sich die Frage, ob Dr. Leienberg es schaffen würde, ihr zu helfen. Vielleicht sogar nicht nur aus dieser Situation heraus, sondern grundsätzlich. Ihr war klar, dass er überhaupt nur eine Chance hatte, wenn sie ihm wirklich alles von sich erzählte. Aber wollte sie das? Und vor allem: Konnte sie das?

Sie schwang die Beine aus dem Bett und stand auf. Sie wollte es zumindest versuchen. Zudem fühlte sie sich merkwürdigerweise in Dr. Leienbergs Nähe sicherer als mit zwei Polizisten vor ihrer

Haustür, und das, obwohl die vergangene Nacht gezeigt hatte, dass er sie nicht beschützen konnte.

Seine Nummer hatte sie auf einen Zettel notiert, der an der Pinnwand in der Küche hing. Als sie danach greifen wollte, erstarrte sie. Gleich über dem gelben Zettel mit der Telefonnummer hing ein DIN-A4-Blatt, darauf stand ein Satz in einer Schrift, die sie sofort erkannte:

Erkenne, dass du nicht
allein bist, sonst bist
du verloren.

Er wird dich töten!

Mit klopfendem Herzen las sie die Botschaft wieder und wieder. Sie taumelte rückwärts und stieß gegen die Arbeitsplatte. Was sollte das heißen, *Erkenne, dass du nicht allein bist*? Wen meinte der Schreiber damit? Sollte sie erkennen, dass sie die ganze Zeit recht gehabt hatte mit ihrer Vermutung? Dass er gekommen war, um

sich zu rächen? *Er wird dich töten!* So deutlich war bisher noch keine Botschaft zuvor gewesen. Aber von wem stammte sie bloß? Wer konnte wissen, was er vorhatte? Was sollte sie tun? Hinauslaufen zu den Polizisten und ihnen erzählen, was sie gerade gefunden hatte? Und dann? Dann würden wieder diese Leute auftauchen und ihr Haus durchsuchen und alles durchwühlen und ihre Nasen in all ihre privaten Dinge stecken. Irgendwann würden sie wieder abziehen und ... Nein, sie würde die Nachricht niemandem zeigen. Niemandem außer Dr. Leienberg.

Der Psychiater hob nach dem zweiten Klingeln ab. Als sie ihm sagte, sie müsse schnellstmöglich zu ihm in die Praxis kommen, hatte sie erst das Gefühl, er reagiere etwas verhalten. Als sie dann jedoch die neue Nachricht erwähnte, erklärte er ihr, er erwarte jeden Moment seinen letzten Patienten für diesen Tag, und

sie könne in einer Stunde zu ihm kommen. Eva bedankte sich und legte erleichtert auf. Sie fühlte sich verschwitzt und irgendwie schmutzig, ging ins Badezimmer, zog sich aus und stellte sich unter die Dusche. Das Wasser drehte sie dabei so heiß, dass sie es noch gerade eben aushalten konnte. Das Brennen auf ihrer Haut empfand sie als reinigend, es war, als weiche das heiße Wasser die Kruste der Verzweiflung ein wenig auf, die sie fest umschlossen hatte. Als sie schließlich das Wasser abstellte, stand im ganzen Badezimmer eine dichte Wand aus waberndem Dampf. Nachdem sie sich abgetrocknet und in ein großes Badetuch eingewickelt hatte, musste sie sich auf dem Rand des Waschbeckens abstützen, weil ihr schwindlig wurde. Ihr Kreislauf machte ihr offensichtlich Schwierigkeiten, was bei den Temperaturen und der Feuchtigkeit im Badezimmer auch kein Wunder war. Sie schloss mit

gesenktem Kopf die Augen und atmete ein paarmal tief durch. Plötzlich, im Bruchteil einer Sekunde, ohne Übergang, ging es ihr wieder besser. Die Veränderung war schneller gekommen, als ihr Verstand folgen konnte, sie war verwirrt, hob den Kopf und betrachtete sich im Spiegel, der schon nicht mehr beschlagen war. Ihre Wangen wirkten eingefallen, um die Augen zeichneten sich dunkle Ringe ab, ihr Mund kam ihr fremd vor, so schmallippig, so ... egal. Sie musste sich anziehen, sonst kam sie zu spät zu Dr. Leienberg. Zwanzig Minuten später verließ sie das Haus. Sie hatte sich einen Handschuh übergezogen, um das Blatt aus der Küche mit der unheimlichen Nachricht darauf anfassen zu können. Sie hatte ihre Meinung geändert und wollte es nun doch den beiden Beamten zeigen, die in einem dunkelblauen Wagen auf der gegenüberliegenden Straßenseite parkten. Als sie das Fahrzeug fast erreicht

hatte, glitt das Fenster der Fahrertür nach unten. Sie hielt dem verblüfft dreinschauenden Polizisten das Blatt entgegen und sagte: »Können Sie das bitte nehmen? Das ... das habe ich in meiner Küche gefunden. Ich weiß nicht, seit wann es schon da hängt, ich habe es erst vorhin bemerkt. Ich werde jetzt zu Dr. Leienberg in die Praxis fahren, ich kann jetzt nicht zu Hause bleiben.«

»Wo haben Sie das gefunden?«, fragte der Mann, während Eva hörte, wie sein Kollege auf der Beifahrerseite im Handschuhfach herumkramte.

»In der Küche, an meiner Pinnwand.«

Eine Hand tauchte neben der Schulter des Mannes auf und hielt ihm einen Gummihandschuh hin. Er streifte ihn über seine Linke und nahm ihr das Blatt dann aus der Hand. »Warten Sie bitte noch einen Moment, ich muss erst Hauptkommissar Menkhoff über diese Nachricht

informieren.«

Menkhoff informieren? Das Letzte, was sie jetzt gebrauchen konnte, war dieser Menkhoff, der sie wieder mit seinen Fragen löchern würde. Dem schien es doch sowieso völlig egal zu sein, dass sie Todesängste ausstand. Eva schüttelte den Kopf. »Nein, ich ... das geht nicht. Ich habe einen Termin.« Damit wandte sie sich ab und ging zurück auf ihr Grundstück. Keine drei Minuten später fuhr sie mit ihrem X5 an den beiden Polizisten vorbei und sah im Rückspiegel, dass sie ihr folgten. Zumindest war sie auf diese Weise während der Fahrt halbwegs sicher. *Erkenne, dass du nicht allein bist. Er wird dich töten!* Die Nachricht ging ihr nicht aus dem Kopf. Plötzlich war keine Rede mehr von *vielleicht*. Was sollte das bedeuten? Zum wiederholten Mal fragte sie sich, wer ihr diese Botschaften schrieb und wieso derjenige zu wissen glaubte, was geschehen würde. War es der Täter selbst,

der sie warnte? Aber weshalb sollte er sie vor sich selbst warnen, und warum sollte er dann in der dritten Person schreiben? Nein, es musste jemand anderes sein. Nur wer? Eva hoffte inständig, dass Dr. Leienberg ihr helfen konnte.

Sie parkte fast an der gleichen Stelle, an der sie auch bei ihrem letzten Besuch gestanden hatte. Die Tür vom Wartezimmer zu Leienbergs Therapieraum stand offen, als Eva hereinkam. »Kommen Sie gleich durch, Eva«, rief er ihr zu, ohne dass sie ihn sehen konnte. Als sie das Zimmer betrat, forderte er sie auf, die Tür hinter sich zu schließen. Er saß nicht an seinem Schreibtisch, sondern auf dem Stuhl schräg neben der Ledercouch. Nun stand er auf, kam auf sie zu und reichte ihr die Hand. »Guten Tag, Eva. Haben Sie sich von dem Schrecken der letzten Nacht erholt? Ich noch nicht.« Er sagte es freundlich, aber ohne dabei zu lächeln.

»Nein, das ... ich habe eben schon wieder so eine Nachricht erhalten. Ich habe mittlerweile Angst, zu Hause zu sein, obwohl Polizisten vor meiner Tür stehen.«

Leienberg nickte und zeigte auf die Couch. »Machen Sie es sich bequem, dann redet es sich leichter.« Unsicher setzte sie sich hin und legte die Hände in den Schoß, doch er schüttelte den Kopf. »Nein, das ist nicht bequem genug. Legen Sie sich bitte hin, nur keine Angst.«

»Aber meine Schuhe ...«

»Ziehen Sie sie einfach aus. Stellen Sie sich vor, Sie liegen zu Hause auf Ihrer eigenen Couch.«

Sie streifte die Sneakers ab, zog die Beine der Jeans gerade und legte sich dann auf den Rücken. Die Couch war wirklich sehr bequem, ein eingearbeiteter Wulst schmiegte sich angenehm um ihren Nacken. Sie sah zu Leienberg herüber, der mit übereinandergeschlagenen Beinen

wieder auf dem Stuhl Platz genommen hatte. »Nein, sehen Sie nicht mich an, Eva, legen Sie den Kopf bitte gerade hin, und schließen Sie am besten die Augen.« Sie tat auch das.

»Dass Sie sich in Ihrem eigenen Haus nicht mehr wohl fühlen, ist vollkommen normal«, begann Leienberg mit sanfter Stimme. »Ein Haus oder eine Wohnung ist die sichere Burg, in die man sich zurückzieht, wenn man Schutz vor allem und jedem sucht oder auch einfach nur seine Ruhe haben möchte. Es ist ein sehr intimer Bereich, in dem wir unsere persönlichsten Dinge aufbewahren. Und der intimste Bereich darin ist das Schlafzimmer. Jemand ist in Ihr Haus und Ihr Schlafzimmer eingedrungen, ohne dass Sie etwas dagegen tun konnten. Damit hat er diesen intimen Bereich entweiht und Sie sehr verletzt und gedemütigt. Sie fühlen sich nun in Ihrem Haus nicht mehr geschützt, sondern wie auf einem Präsentierteller.«

Leienberg machte eine Pause, in der Eva Papier rascheln hörte. »Gibt es etwas Bestimmtes, worüber Sie mit mir reden möchten, Eva? Über die letzte Nacht vielleicht?«

»Ja. Nein. Ich meine, ich möchte über etwas mit Ihnen reden, aber nicht über die letzte Nacht.«

»Sondern?«

Nun öffnete sie die Augen doch wieder, sah ihn aber nicht an, sondern fixierte eine Stelle an der Decke, einen dünnen Riss, der auf einer Länge von vielleicht einem halben Meter direkt über ihr in gezackter Linie die weiße Farbe durchbrach. »Ich möchte über meinen Bruder Manuel reden. Ich glaube, dass er noch lebt.«

»Sie denkt, ihr Bruder ist nicht tot?«
Menkhoff sah zur Seite und fing den verständnislosen Blick seiner Kollegin auf.
»Wie kommt sie denn darauf?«

Hildegard Gerling zuckte mit den Schultern.
»Ich weiß es auch nicht so genau, aber als Manuels Leiche nicht gefunden wurde, dachte Eva, seine Mutter hätte ihn bei einem ihrer Wutanfälle totgeprügelt und dann verschwinden lassen. Später aber war sie sicher, dass ihre Stiefmutter Manuel weggegeben hatte, vielleicht sogar verkauft, an irgendeinen Kinderschänder. Jedenfalls ist Eva der Überzeugung, dass Manuel auf keinen Fall ertrunken ist.« Sie schob ihre Tasse ein Stück zurück und ließ die Hand auf dem Tisch liegen.

»Hat sie denn auch eine Idee, wo er sich aufhalten könnte? Oder glaubt sie ihn vielleicht sogar gesehen zu haben?«

»Nein, davon weiß ich nichts, aber ich

denke, sie ist überzeugt, dass er irgendwo in der Nähe ist und sie beobachtet. Sie und Inge.«

Menkhoff und Reithöfer unterhielten sich noch eine knappe Viertelstunde mit Hildegard Gerling. Beim Verabschieden erfuhren sie, dass Frau Gerling am kommenden Sonntag zurück nach Köln fahren würde. Menkhoff gab ihr seine Karte und bat sie, noch einmal gründlich nachzudenken und sich bei ihm zu melden, falls ihr noch etwas einfiele, das wichtig sein könnte.

»Diese Wiebkings werde ich mir vornehmen, das kann ich dir sagen«, schnaufte Menkhoff, nachdem er sich auf den Beifahrersitz fallen gelassen hatte. Er schnallte sich an, zog dann sofort sein Telefon aus der Tasche und wählte Brosius' Nummer. Er hatte Glück, sein Chef war am Platz. Nachdem er ihm einen kurzen Bericht

über das Gespräch mit Hildegard Gerling gegeben hatte, sagte er: »Schick bitte Riedel zu diesem Glöckner, er soll ihm auf den Zahn fühlen, was er vorletzte Woche bei den Wiebkings zu suchen hatte, und vor allem, warum er uns nichts davon gesagt hat.«

»Warum gerade Udo? Denkst du nicht, es wäre besser ...«

»Ich möchte, dass Riedel das macht.«

»Also gut«, lenkte Brosius ein. »Es ist dein Fall, und du wirst wissen, was du tust. Ich schicke ihn gleich los.«

»Danke. Da ist noch was. Frau Rossbach scheint der Überzeugung zu sein, dass ihr Bruder Manuel, der damals im Alter von sechs Jahren angeblich ertrunken ist, noch lebt. Keine Ahnung, wie sie darauf kommt, aber lass doch bitte die Akten von damals überprüfen. Setz jemanden dran, der alles mal genau durchgeht, vielleicht finden wir ja einen Anhaltspunkt, irgendwas, das seltsam

ist und darauf hindeuten könnte, dass an dieser Vermutung was dran ist.«

»Wie kommt Frau Rossbach denn auf diese Idee?«

»Keine Ahnung, aber ich möchte nichts übergehen.«

»Gut, ich kümmere mich darum. Bernd ... Hast du noch gar nichts?«

»Nichts Konkretes, aber wir sind dran, das weißt du.«

»Also gut.«

»Danke, bis später.« Er steckte das Telefon weg und sah zu Reithöfer. »Gib Gas, ich kann's kaum erwarten, mich mit Hubert Wiebking zu unterhalten.«

Ziemlich genau zweieinhalb Stunden später betraten Sie Hubert Wiebking's Büro. Er blickte ihnen ernst entgegen. »Guten Tag, ich bin schon sehr gespannt zu hören, wie weit Sie mit Ihren Ermittlungen gekommen sind.«

Menkhoff setzte sich ohne Aufforderung hin und sah Wiebking an. »Wir sind nicht hierhergekommen, um Ihnen einen Bericht über den Stand unserer Ermittlungen zu geben, sondern um Sie zu fragen, warum Sie uns angelogen haben.«

Wiebkings Oberkörper straffte sich. »Was? Wie kommen Sie darauf, ich hätte Sie angelogen? Ich lüge nicht.«

»Haben Sie nicht gesagt, Sie hätten seit Jahren keinen Kontakt mehr zu Inge Glöckner gehabt und seien nicht mal auf ihre Hochzeit eingeladen gewesen?«

»Aber ja, und das stimmt auch. Ich verstehe nicht ...«

»Weshalb war dann Oliver Glöckner vorletzte Woche bei Ihnen zu Hause, Herr Wiebking?«

»Ach, das meinen Sie!« Man sah ihm an, dass er sich ertappt fühlte. »Ja, er war da, aber wie kommen Sie darauf, ich hätte Sie angelogen? Nach ihm haben Sie mich nie

gefragt.«

»Jetzt hören Sie auf mit diesen Spitzfindigkeiten! Natürlich haben wir Sie nicht nach ihm gefragt. Aber wir wollten wissen, wie Ihr Kontakt zu Inge Glöckner ist, und Sie erklärten uns, den gäbe es schon seit Jahren nicht mehr. Wäre es da nicht normal gewesen zu erwähnen, dass ihr Mann vor einigen Tagen bei Ihnen war und was der Grund für seinen Besuch war?«

»Nein, tut mir leid, aber das sehe ich nicht so. Sie haben mir ganz konkrete Fragen gestellt, die ich nach bestem Wissen und Gewissen beantwortet habe.«

Menkhoff schnaufte. »Also gut. Dann frage ich Sie jetzt: War das der einzige Besuch von Herrn Glöckner bei Ihnen? Wenn nicht, wie oft war er da und was genau wollte er von Ihnen?«

»Ja, es war der einzige Besuch, und ich habe mich sehr darüber gewundert. Ich kannte ihn bis dahin ja nicht einmal.«

Menkhoff wartete eine Weile, und als Wiebking keine Anstalten machte weiterzureden, stützte er die Hände auf den Oberschenkeln ab, sah ihn an und sagte so ruhig wie möglich: »Herr Wiebking, wir scheinen ein Kommunikationsproblem zu haben. Sie haben mich eben noch auf explizite Fragestellungen hingewiesen. Ich war der Meinung, Ihnen gerade eine explizite Frage gestellt zu haben. Was war der Grund für Oliver Glöckners Besuch bei Ihnen? Wären Sie so freundlich, mir darauf jetzt eine Antwort zu geben?«

In Wiebking's Gesicht war keine Regung zu erkennen, nur seine Stimme hatte ein wenig an Festigkeit und Nachdruck verloren, als er antwortete: »Er war da, weil er mir erzählen wollte, dass mein Sohn hinter meinem Rücken irgendwelche Intrigen gegen mich schmiedet.«

»Welche Art von Intrigen?«, mischte sich Reithöfer in das Gespräch ein, woraufhin

Wiebking sich ihr zuwandte. »Laut Herrn Glöckner hat Jörg versucht, Inge dazu zu überreden, Eva die Rossbach Maschinenbaubetriebe abzukaufen und ihn dann als Geschäftsführer einzusetzen.«

Noch immer konnte man im Gesicht des Mannes auch nicht ansatzweise ablesen, was bei dem Gedanken in ihm vor sich ging, und Menkhoff stellte fest, dass Hubert Wiebking sicher ein harter Verhandlungspartner war, wenn es um geschäftliche Dinge ging.

»Wie haben Sie auf diese Eröffnung reagiert?«, wollte Menkhoff wissen.

»Ich habe mich bei Herrn Glöckner für die Information bedankt und ihn dann gebeten, mein Haus zu verlassen. Danach hatte ich ein ausführliches Gespräch mit meinem Sohn.«

»Mit welchem Inhalt?«

Wiebking's Mundwinkel zuckten kurz. »Sie werden, so hoffe ich, Verständnis dafür

haben, dass ich familieninterne Diskussionen auch ausschließlich familienintern behandle, Herr Menkhoff. Ich glaube nicht, dass der Inhalt eines Gesprächs, das ich mit meinem Sohn geführt habe, von polizeilichem Interesse ist.«

Menkhoff war mit seiner Geduld am Ende. Er sprang auf, baute sich vor Wiebking auf und fuhr ihn an: »Überlassen Sie die Einschätzung, was von polizeilichem Interesse ist und was nicht, gefälligst der Polizei. Es mag ja sein, dass Sie in Frau Rossbachs Firma die Entscheidungen treffen, bei der Aufklärung von Morden tun Sie das definitiv nicht, Herr Dr. Wiebking. Hier geht es um den grausamen Mord an zwei Frauen, und wer weiß, ob das die einzigen Opfer bleiben, wenn wir diesen Wahnsinnigen nicht bald fassen. Aber anstatt dass Sie uns bei unserer Arbeit helfen, wird von Anfang an gelogen,

verschwiegen, gemauschelt und beschuldigt, was das Zeug hält. Jeder erzählt was anderes, aber keiner die Wahrheit. Und davon habe ich jetzt genug. Entweder Sie beantworten jetzt sofort unsere Fragen, oder wir nehmen Sie mit aufs Präsidium und klären die Sache dort. Ihren Sohn und Ihre Frau werden wir auch gleich mitnehmen, und wir werden es nicht versteckt tun.«

Schwer atmend blieb er stehen und wurde sich bewusst, dass er gerade komplett die Beherrschung verloren hatte. Zum ersten Mal seit ... Jutta Reithöfer stand plötzlich neben ihm und sah ihn ernst an, und sofort stellte sich das schlechte Gewissen bei ihm ein. Er wollte sich gerade an Wiebking wenden, um etwas Abschwächendes, Erklärendes anzufügen, als Reithöfer einen Schritt nach vorne machte, so dass sie fast zwischen ihm und Wiebking stand, und mit fester Stimme sagte: »Also, Herr Wiebking,

Sie haben gehört, was Hauptkommissar Menkhoff gesagt hat. Gehen wir.«

Hubert Wiebking saß da und sah fassungslos von Reithöfer zu Menkhoff und wieder zu ihr. Es dauerte eine Weile, bis er sich so weit gefangen hatte, dass er etwas erwidern konnte. »Ich ... also, nein, ich sehe es ja ein. Ich werde Ihnen alles sagen, was Sie wissen möchten. Auch was das Gespräch mit meinem Sohn angeht. Bitte ...«, er deutete auf die Stühle. »Setzen Sie sich doch bitte wieder.«

Menkhoff sah erneut zu Reithöfer, und als sie seinen Blick mit einem kaum sichtbaren Lächeln erwiderte, hätte er sie am liebsten umarmt.

»Also, das Gespräch mit Jörg ...«, begann Wiebking, kam aber nicht weiter, weil Menkhoffs Telefon klingelte. »Entschuldigung«, sagte er, was ihm im gleichen Moment angesichts seines vorangegangenen Ausbruchs geradezu

lächerlich vorkam, und nahm das Gespräch an.

»Mossner hier, wir haben ein Problem. Dr. Leienberg, der Psychiater, ist schwer verletzt. Er ist mit einer Statue niedergeschlagen worden.«

»Was zum Teufel ist passiert? Und was ist mit Eva Rossbach?«

»Sie ist verschwunden.«

Als sie in der Praxis von Dr. Leienberg ankamen, standen einige Streifenwagen vor der Tür und die Fahrzeuge der Kollegen von der Spurensicherung. Der Psychiater war schon mit einem Krankenwagen abtransportiert worden. Dominik Mossner ging mit ihnen in Dr. Leienbergs Therapieraum, wo ein ziemliches Durcheinander herrschte. Eines der drei großen Fenster war zerbrochen, Stühle waren ebenso umgekippt wie eine Stehlampe mit einem Glasschirm, dessen Scherben sich großflächig auf dem Boden verteilten. Dazwischen bewegten sich vorsichtig zwei Kollegen auf der Suche nach verwendbaren Spuren. Etwa in der Mitte des Raums lag eine Statue aus Glas auf dem Boden, an die Menkhoff sich erinnern konnte. Es war ein Golfspieler auf einem Marmorsockel, an dem nun getrocknetes, fast schwarzes Blut klebte. Die Statue war

ihm schon bei ihrem ersten Besuch auf dem Schreibtisch des Psychiaters aufgefallen.

»Ein Wunder, dass er nach einem Schlag auf den Kopf mit diesem Ding überhaupt noch lebt«, sagte Mossner. »Aber ob er durchkommt, ist noch nicht sicher.«

»Schon eine Ahnung, was passiert ist?«

»Nein, leider nicht. Wir sind hinter Frau Rossbach hergefahren und haben draußen gewartet, als sie hier reingegangen ist. Nach etwa zwanzig Minuten gab es plötzlich einen Knall und ein Klirren, und wir sahen, dass eine Fensterscheibe im Erdgeschoss des Hauses zerbrochen war. Wir sind dann gleich raus und haben auf der Straße eine demolierte Tischlampe liegen sehen, die jemand durch die Scheibe geschmissen haben muss. Wir sind ins Haus und durch den Flur ins Wartezimmer. Diese Tür hier zum Behandlungszimmer stand offen, und als ich ein Stück weit darauf zuing, sah ich gleich, dass etwas nicht stimmte. Ich bin

dann rein, und da lag der Doktor reglos auf dem Boden mit blutüberströmtem Kopf.«

»Und von Eva Rossbach keine Spur?«

»Nein, nichts, außer denen da.« Mossner machte noch einen Schritt nach vorne und zeigte auf ein Paar Schuhe, das unterhalb der Ledercouch lag. Es waren Damen-Sneakers, und Menkhoff glaubte sich zu erinnern, sie schon an Eva Rossbach gesehen zu haben. Auf einem Sessel neben der Couch lag ein Schal, der ihr ebenfalls gehörte, da war er sicher.

»Hm ... sieht aus, als hätte sie den Raum nicht ganz freiwillig verlassen. Und ihr habt nicht gesehen, dass jemand die Praxis nach ihr betreten hat?«

»Nein. Aber wir haben eine Zeugin, die jemanden gesehen haben will, der auf der gegenüberliegenden Straßenseite gestanden und das Gebäude angestarrt hat.«

»Was? Welche Zeugin?«, fragte Menkhoff.

»Was genau hat sie gesehen?«

»Sie wohnt direkt über der Praxis im ersten Stock. Ihr Küchenfenster geht zur Straße raus. Sie sagt, der Kerl hatte schulterlange Haare, und er trug eine Lederjacke mit einer Jeansweste darüber. Könnte von der Beschreibung her die Kutte eines Motorradclubs sein.«

»Und warum habt ihr diesen Kerl nicht gesehen?«

»Na ja, wir haben uns auf das Gebäude konzentriert, in dem Frau Rossbach war.«

»Kann es sein, dass dieser Mann das Haus betreten hat, ohne dass ihr es mitbekommen habt?«

Mossner zuckte mit den Schultern. »Das kann ich nicht vollkommen ausschließen.«

Menkhoff nickte, nicht gerade begeistert. »Wo ist die Zeugin?«

»Oben, in Ihrer Wohnung.«

»Ist die Fahndung nach Eva Rossbach schon raus?«

»Klar, läuft schon.«

Menkhoff gab Reithöfer ein Zeichen. »Jutta, komm mit, ich will hören, was die Zeugin gesehen hat.«

Die Tür zur Wohnung im ersten Stock stand offen. Menkhoff klopfte zweimal gegen den Rahmen und trat dann ein. Die Frau saß mit einer Polizistin in der Küche, die sich direkt rechts neben dem Eingang befand. Sie trug eine bunte Schürze und eine Brille mit Goldrand, die weißen Haare lagen ihr in Wellen eng am Kopf. Die Haut an den Wangen hing schlaff herunter, der Mund war eingebettet in ein Tal aus tiefen Furchen. Sie musste mindestens achtzig sein, überlegte Menkhoff. Die Frau nahm ihn erst wahr, als er fast vor ihr stand.

»Guten Tag«, sagte er und nickte kurz der Polizistin zu. »Mein Name ist Bernd Menkhoff, das ist meine Kollegin Jutta Reithöfer. Wir gehören zur Kripo Köln. Würden Sie mir Ihren Namen sagen, bitte?«

»Köhler«, antwortete sie. »Berta Köhler.«

»Gut, Frau Köhler, wir versuchen herauszufinden, was in der Praxis von Dr. Leienberg unter Ihnen geschehen ist. Wie Sie wissen, wurde er niedergeschlagen und eine seiner Patientinnen aller Wahrscheinlichkeit nach entführt. Man sagte mir, sie hätten einen Mann gesehen, der auf der anderen Straßenseite gestanden und das Haus beobachtet hat?«

»Ja, das stimmt. Ich habe der jungen Frau hier gerade schon alles erzählt.«

»Dürfen wir uns einen Moment setzen?«, überging Menkhoff die Bemerkung. Er wartete, bis Berta Köhler nickte, dann zog er einen der Stühle vom Tisch weg und bedeutete Reithöfer, Platz zu nehmen. Dann setzte er sich auf den Stuhl der alten Frau gegenüber.

»Ich habe ihr schon alles gesagt«, wiederholte sie und deutete mit dem Finger auf die junge Beamtin.

»Ja, ich weiß, aber wären Sie so freundlich, es uns trotzdem noch einmal zu erzählen? Dann haben wir die Informationen gleich aus erster Hand, wissen Sie.«

Sie zog die Mundwinkel nach unten, was die Tiefe der Falten in ihrer unteren Gesichtshälfte so sehr betonte, dass sie fast wie eine Karikatur ihrer selbst aussah, und musterte Menkhoff kritisch. »Sie scheinen auch der Meinung zu sein, eine alte Frau wie ich hat nichts mehr zu tun und kann ruhig den ganzen Tag damit verträdeln, Geschichten zu erzählen. Aber das stimmt nicht, ich habe sogar viel Arbeit. Ich war früher Lehrerin, müssen Sie wissen. Studiendirektorin, am Gymnasium, und ich halte meinen Geist fit. Ich lese jeden Tag viel und lerne noch immer neue Gedichte auswendig. Und das mit vierundachtzig Jahren. Und dann noch die ganze Hausarbeit ... Aber gut, dann erzähle ich es Ihnen halt noch einmal, wenn ich damit

helfen kann.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen«, erwiderte Menkhoff und war bemüht, nicht ungeduldig zu wirken.

»Also, das war so ein Rockerkerl, der auf der anderen Straßenseite gestanden hat.«

»Woher wissen Sie, dass der Mann ein Rocker war? Wegen seiner Kleidung?«, hakte Reithöfer nach.

Berta Köhler sah sie verwundert an. »Na, weil er angezogen war wie ein Rocker, er hatte so eine Jacke ohne Arme über der Lederjacke an, und der andere Kerl, der gewartet hat, auch. Und bei dem habe ich gesehen, dass auf dem Rücken der Jacke irgendein Bild aufgenäht oder aufgeklebt war. Und natürlich weil die beiden mit dem Motorrad da waren. Das sind dann doch Rocker, oder etwa nicht?«

»Es gab noch einen zweiten Mann?«, fragte Menkhoff. »Davon wusste ich bisher noch nichts.«

»Ja, das ist logisch, denn wenn Sie alles schon wüssten, dann müsste ich Ihnen das ja jetzt nicht noch einmal erzählen, oder?«

»Also, wie war das genau, wo war der andere Mann?«

»Das sagte ich doch gerade, der saß auf dem Motorrad und hat gewartet. Und der erste, der stand da und hat auf unser Haus gestarrt.«

»Sie haben auf den Rücken dieses zweiten Mannes geschaut, der auf dem Motorrad saß. Haben Sie zufälligerweise auch das Nummernschild des Motorrades gesehen und es sich merken können?«

»Nein.«

»Denken Sie bitte noch mal scharf nach, sind Sie ganz sicher? Das könnte sehr wichtig sein. Auch keinen Teil davon?«

»Nein.«

»Schade. Wie sah der Mann sonst aus? Welche Haarfarbe hatte er, gab es irgendwas Auffälliges an seinem Gesicht?

Eine Narbe vielleicht? Oder eine sichtbare Tätowierung?«

»Er hatte lange Haare, dunkel, bis zu den Schultern, und ein bisschen gelockt waren sie, glaube ich. Ich möchte gar nicht wissen, wann der die zum letzten Mal gewaschen hat.«

»Sahen die Haare so ungepflegt aus?«

»Das weiß ich nicht. Er stand ja ein gutes Stück von mir weg, aber diese Kerle haben es doch alle nicht so mit dem Waschen, das weiß man doch. Mehr kann ich Ihnen aber nicht sagen, ich habe ihn ja nur kurz gesehen, dann bin ich vom Fenster weggegangen. Ich habe schließlich Besseres zu tun, als den ganzen Tag am Fenster zu stehen.«

»Dann haben Sie also auch nicht gesehen, ob der Mann ins Haus gegangen ist?«

»Nein, wie ich schon sagte, ich stehe nicht am Fenster und beobachte andere Leute.«
Ihre Stimme hatte nun einen beleidigten

Unterton.

»Hm ... Und wann war das, als Sie den Mann gesehen haben?«

Sie dachte einen Moment nach. »Das muss etwa eine Stunde her sein, vielleicht auch ein bisschen länger.«

»Frau Köhler, auch, wenn Sie das Gesicht des Mannes nicht genau gesehen haben, würde ich Ihnen trotzdem gerne jemanden vorbeischicken mit einem tragbaren Computer, auf dem man Gesichter zusammenbauen kann, so ähnlich wie bei einem Puzzle, bei dem man einzelne Teile austauschen kann, würden Sie ...«

»Sie möchten nach meiner Beschreibung ein Phantombild anfertigen, oder? So *ähnlich wie bei einem Puzzle* ... Ich bin eine erwachsene Frau, Sie müssen nicht mit mir reden wie mit einem Kind.«

»Ja, entschuldigen Sie, wie dem auch sei, ich schicke Ihnen dann gleich jemanden. Vielleicht erinnern Sie sich oder erkennen

Ähnlichkeiten, wenn Sie verschiedene
Gesichter sehen.«

Britta betrachtete die Hinterköpfe der Leute, die in den Reihen vor ihr saßen. *Ihr Ignoranten*, dachte sie. *Was würde ich wohl entdecken, wenn ich in eure dämlichen Köpfe sehen könnte? Na? Nicht viel, schätze ich. Ihr denkt alle, ihr wisst Bescheid über das Leben. Dass ich nicht lache. Nichts wisst ihr. Weil ihr mit geschlossenen Augen durch die Gegend lauft. Hohlbirnen.*

Sie wandte den Blick ab und sah durch die große Scheibe nach draußen. Gebäude zogen vorbei wie auf Schienen, Haus an Haus aneinandergebaut, als gäbe es sonst keinen anderen Platz auf der Welt als diese dämliche Brühler Landstraße. Sie würde sich eine andere Bleibe suchen, dann musste sie nicht mehr durch diese Scheißstraße.

Eine der Häuserfronten war mit riesigen, bunten Graffiti-Liebesschwüren an eine

Nina überzogen, und Britta konnte sich ein hämisches Grinsen nicht verkneifen, wenn sie daran dachte, wie dämlich die Spießer wohl aus der Wäsche geglotzt hatten, als sie das Geschmiere auf ihrer Hauswand entdeckt hatten. Im nächsten Augenblick jedoch war dieser kurze Hauch der Genugtuung wie weggewischt. An seine Stelle trat etwas anderes, erst eine Ahnung, dann die Gewissheit, dass etwas Schlimmes in ihrem Kopf im Anmarsch war, Bilder, die wie ein Tornado über sie herfielen und ihr Inneres verwüsteten. Sie versuchte noch, sich dagegen zu wehren, als sie spürte, was da kam, aber zu spät. Plötzlich war dieses Gesicht vor ihr, übergroß und aus dem Mund riechend ...

... der Mund grinst sie an. Britta hat den Mann, der heute zu Besuch gekommen ist, noch nie gesehen. Er ist furchtbar dick, seine Arme und seine Hände sind so eklig weich und so weiß. Seine Finger sehen

aus wie rohe Fleischwürste. Ihre Mama hat ihr gesagt, sie müsse bei ihm ganz besonders brav sein, weil er ein ganz guter Freund ist, und dass sie keine Klagen hören möchte. Er wolle neue Spiele mit ihr spielen. Britta wollte die Augen schließen, aber da hat der Mann gesagt, dass sie das nicht darf. Also hält sie die Augen offen und sieht ihm jetzt dabei zu, wie er sich umdreht und etwas Komisches aus der Tasche zieht, die er mitgebracht hat. Es hat eine eigenartige Form. Britta hat so etwas noch nie gesehen und kann sich nicht vorstellen, was man mit diesem Ding spielen kann. Aber sie weiß, dass Mamas Besucher oft Spiele machen, die sie nicht versteht. Jetzt ist er wieder bei ihr am Bett

...

Unter enormer Anstrengung gelang es Britta, die Bilder wegzuschieben, die immerzu irgendwo in ihrem Kopf auf eine

Gelegenheit zu lauern schienen, sich in den Vordergrund zu drängen. Mit einem schnellen Blick nach vorne und zur Seite vergewisserte sie sich, dass sie nichts getan hatte, was die Aufmerksamkeit der anderen im Bus auf sie gelenkt hatte. Aber die starrten nach wie vor stumpfsinnig vor sich hin und hatten nichts bemerkt. Britta musste an etwas anderes denken, sie versuchte sich an den Gebäuden draußen zu orientieren und sah, dass Sie bald am Hauptbahnhof ankommen würden, wo sie aussteigen wollte. Sie fragte sich, ob sie in diese blöde Kneipe gehen sollte und ob dieser Dagger schon dort war, obwohl es erst später Nachmittag war.

Britta wusste, dass sich gerade alles zuspitzte, und das machte ihr eine Scheißangst. Bisher war sie felsenfest davon überzeugt gewesen, dass ihr die Fähigkeit, so etwas wie Angst zu empfinden, schon sehr früh abhanden

gekommen war. Angst bedeutete, den Willen zu haben, möglichst unbeschadet weiterzuleben. Ab einem gewissen Punkt war es ihr aber als Kind schon egal gewesen, wie das Leben weiterging, oder ob es überhaupt weiterging. Anders als dieses naive Dummchen, deren Leben zum großen Teil aus Angst bestand, wie sie wusste. Angst, die jetzt tatsächlich begründet war, aber ganz anders, als diese dumme Kuh sich das vorstellte. Und nun hatte sie selbst Angst, denn ihr war klar, dass er drauf und dran war, auch sie umzubringen.

Der Bus hielt, und sie stieg aus. Ohne weiter darüber nachzudenken, ging sie den gleichen Weg wie am Mittag und stand einige Minuten später vor der Kneipe.

Ohne Zögern ging sie hinein, und ihr erster Blick fiel auf den Platz, an dem sie mit Dagger gesessen hatte. Er war besetzt, aber von einem fremden Paar. Ihr Blick

streifte einmal durch das Lokal, blieb hier und da an Tischen hängen und musterte die Leute, die dort saßen, wanderte weiter. Der Typ war nicht da, aber das war ja auch klar gewesen. Erstens war es zu früh, und zweitens würde er wahrscheinlich sowieso nicht kommen. Wahrscheinlich war dieser Dagger genauso ein angeberischer Schwätzer wie alle anderen auch. Große Fresse und dahinter nur Luft. Aber es war egal. Sollte er doch bleiben, wo der Pfeffer wächst. Sie hatte im Moment gewiss andere Sorgen als einen alternden Motorradfreak. Sie wandte sich um und starrte erschrocken in Daggers Gesicht. »Hi, Britta. Schön, dass du da bist.«

Sie machte einen Schritt zurück. »Bild dir bloß nichts ein, klar? Ich war zufällig in der Nähe.«

»Ah, okay, dann bin ich froh über den Zufall. Wollen wir uns setzen?« Er zeigte auf einen freien Zweiertisch in der Ecke. Ohne

Kommentar ging Britta darauf zu und setzte sich hin. Dagger bestellte durch Handzeichen zwei Kölsch und wandte sich ihr zu. Der Blick, mit dem er sie ansah, war seltsam. »Ich habe mir den ganzen Nachmittag den Kopf darüber zerbrochen, woher ich dich kennen könnte.«

Britta winkte ab. »Ach, geht *die* Leier jetzt wieder los? Hör mal, Dagger, es ist okay, du kannst dir die Nummer sparen.«

Sein Dauergrinsen verflüchtigte sich. »Nein, das ist keine Nummer, echt. Ich weiß, dass ich dich kenne, und ich weiß mittlerweile ganz sicher, dass alles ganz anders war, als ich dich zum ersten Mal gesehen hab.«

Britta dachte darüber nach, was er damit meinen könnte, hatte aber keine Idee. Der Kellner kam an ihren Tisch und stellte die beiden Kölsch vor ihnen ab. Nachdem er wieder gegangen war, sagte Dagger: »Hör mal, ich möchte dir was sagen, und das

mein ich echt ernst, auch, wenn ich dich kaum kenne. Ich hab das Gefühl, du bist in großen Schwierigkeiten. Und ich würde dir gern helfen, wenn ich kann. Ja, ich weiß, ich seh nicht so aus wie einer, dem man vertrauen kann, aber ich bin ehrlich zu dir, und vielleicht kann ich dir ja wirklich helfen. Also, ich fänd's toll, wenn du mir vertraust.«

Britta betrachtete eine Weile sein in diesem Moment ungewöhnlich ernstes Gesicht, dann lehnte sie sich kopfschüttelnd zurück und stieß ein kurzes Lachen aus, dem jegliche Fröhlichkeit fehlte. »Vertrauen? Was ist denn mit dir los, bist du bescheuert? Glaubst du, ich bin so dämlich, irgend so 'nem Kerl, den ich heute erst kennengelernt habe, hier was vorzuheulen? Ich vertraue niemandem, kapiert?«

»Aber es hilft. Dann fühlt man sich nicht so allein.«

»Ach, Herr Klugscheißer, und du bist also

der Meinung, ausgerechnet du wärst derjenige, dem ich vertrauen soll? Wenn du das wirklich glaubst, bist du noch viel bescheuerter, als ich dachte. Und was dieses langweilige *Ich kenne dich von irgendwoher* betrifft, kannst du dir das jetzt endgültig sparen. Wir kennen uns nicht, und ich habe dich vorher noch nie gesehen, basta.« Britta lehnte sich zurück und sah ihm kampflustig in die Augen. Er erwiderte ihren Blick eine Weile stumm, dann breitete sich das Grinsen wieder über seinem Gesicht aus. »Na, dann lassen wir das jetzt besser mal, oder? Erzählst du mir trotzdem ein bisschen was über dich? Ich mein jetzt so ganz ohne Vertrauen. Ich würd dich wenigstens gern ein bisschen kennenlernen.«

»Da gibt's nicht viel zu erzählen. Ich hatte 'ne scheiß Kindheit, als Jugendliche fand ich das Leben unerträglich, und als Erwachsene habe ich gelernt, mich auf mich

selbst zu verlassen, weil jeder jeden nur verarscht.«

»Hast du Geschwister?«

»Wieso willst du das denn wissen?«

Dagger atmete tief durch. »Na, weil ich dich ein bisschen kennenlernen möchte. Hab ich doch gerade gesagt.«

»Hm ... Nein, nicht direkt. Da gibt es eine, die ist so was Ähnliches wie 'ne Schwester. Ist 'ne blöde, naive Kuh, aber ... ach, egal. Also richtige Schwestern oder Brüder hab ich nicht.«

Dagger hob die Brauen. »Was heißt das, sie ist so was Ähnliches wie 'ne Schwester?«

»Ach, ich kenn sie halt schon ewig.«

»Und ihr vertraust du?«

»Was ist das denn wieder für 'ne dämliche Frage? Ich hab dir doch eben schon gesagt, ich vertraue niemandem.«

»Vertraut sie dir?«

Britta fühlte sich mit einem Mal unwohl und

ärgerte sich, dass sie sich überhaupt auf dieses dämliche Thema eingelassen hatte. »Das ist doch egal, Mann. Lass uns von was anderem reden. Erzähl mir von mir aus was über deine dämlichen Torten.«

»Meine Torten sind gar nicht so dämlich. Die sind in ganz Köln berühmt und werden oft bestellt. Wer weiß, vielleicht hast du selbst sogar schon mal ein Stück davon gegessen.«

Warum sah er sie jetzt wieder so komisch an? Irgendwie war dieser Dagger ihr nicht geheuer. Sie hatte das Gefühl, dass er sich anders verhielt als bei ihrem ersten Treffen am Mittag. Laufend wollte er was von ihr wissen, stellte komische Fragen oder machte seltsame Bemerkungen. Sie wollte plötzlich nicht mehr in seiner Nähe sein. »Nein, hab ich nicht. Ich geh jetzt wieder.« Sie stand auf, ohne ihr Glas auszutrinken. Der Drang, schnellstens eine möglichst große Distanz zwischen sich und diesen

Kerl zu bringen, wurde übermächtig.

Er sah sie überrascht an. »Was? Aber warum denn?«

Sie presste noch ein »Ich muss weg« heraus, dann verließ sie fluchtartig die Kneipe.

Vom Auto aus rief Menkhoff im Präsidium an und erkundigte sich unter anderem danach, was Oliver Glöckner zu seinem Besuch bei der Familie Wiebking gesagt hatte. Er erfuhr, dass Riedel und sein Partner den frischgebackenen Witwer nicht zu Hause angetroffen hatten, und entschloss sich spontan, es selbst noch einmal zu versuchen. Die Ringfahndung nach Eva Rossbach war in vollem Gange, hatte aber noch keinen Erfolg gebracht. Auch nach dem ominösen Rocker wurde mittlerweile gesucht, was aber kein einfaches Unterfangen war, denn die Beschreibung von Frau Köhler traf auf viele der in Clubs organisierten Motorradfahrer zu.

Sie erreichten das Anwesen nach zwanzigminütiger Fahrt, und jetzt war Oliver Glöckner auch zu Hause. Als er ihnen die Tür öffnete, fiel Menkhoff auf, dass er längst nicht so frisch und gepflegt aussah wie bei

ihrem letzten Besuch. Sein Gesicht war etwas gerötet, und er wirkte matt, die Haare lagen ihm strähnig und ungekämmt am Kopf. »Ah, Sie sind das, guten Tag«, begrüßte er sie, machte aber keine Anstalten, sie hereinzubitten.

»Wir haben noch ein paar Fragen an Sie«, erklärte Menkhoff. »Dürfen wir vielleicht kurz reinkommen?«

»Ehm ... ja, also, wenn es sein muss. Es kommt mir gerade ungelegen, aber wenn es nicht zu lange dauert, bitte.«

Menkhoff und Reithöfer setzten sich wie beim letzten Mal auf die Designercouch, und nachdem auch Glöckner saß, kam Menkhoff ohne Umschweife zur Sache. »Herr Glöckner, warum haben Sie uns nicht erzählt, dass Sie vorletzte Woche bei Hubert Wiebking zu Hause waren?«

Menkhoff hätte nicht sagen können, welche Reaktion er erwartet hatte, aber dass dieser Glöckner überhaupt keine erkennbare

Regung zeigte, wunderte ihn. Er hob nur die Schultern und sagte: »Ach, das habe ich wohl vergessen.«

»Ah, vergessen also. Genauso wie Sie auch vergessen hatten, uns von dem Gespräch mit Jörg Wiebking zu erzählen. Eine Frage, Herr Glöckner: Auf wie viele Dinge müssen wir uns noch einstellen, die Sie vergessen haben uns zu sagen, und die in direktem Bezug zum Mord an Ihrer Ehefrau stehen?«

Glöckner hatte nun doch ein Stück seiner Gelassenheit verloren. Er fuhr sich mit gespreizten Fingern durch die Haare und sagte: »Ja, ich weiß ja ...«

»*Ich* weiß, dass ich langsam das Gefühl habe, Sie behindern unsere Ermittlungen ganz gezielt, Herr Glöckner. Bringt man das in Zusammenhang mit der Tatsache, dass Sie nach dem Tod Ihrer Frau vermutlich eine große Summe erben, drängt sich zwangsläufig der eine oder andere

Gedanke auf.«

Das hatte gegessen, denn innerhalb weniger Sekunden wurde aus einem scheinbar lockeren Oliver Glöckner ein nervöses Etwas. »Welche Gedanken meinen Sie? Wollen Sie damit etwa sagen, dass Sie mich verdächtigen, meine Frau umgebracht zu haben?«

»Ich will damit sagen, dass Sie durch den Mord an Ihrer Frau einerseits viel Geld erben und andererseits unsere Ermittlungen von Anfang an dadurch behindern, dass Sie uns wichtige Dinge vorenthalten. Das wirft kein besonders gutes Licht auf Sie, Herr Glöckner. Also, ich frage Sie jetzt noch einmal, was Sie im Haus der Wiebkings gewollt haben und ob es sonst noch etwas gibt, das Sie *vergessen* haben, uns zu erzählen. Und ich rate Ihnen, denken Sie sehr gut nach, bevor Sie antworten.«

Tatsächlich schien Glöckner in sich zu gehen, starrte mit in Falten gelegter Stirn an

die Decke, was seine Anstrengungen wohl verdeutlichen sollte, und verharrte eine Weile in dieser Position, bevor er erst Reithöfer und dann Menkhoff ansah und sagte: »Also gut. Ja, Sie haben recht, ich erbe viel Geld. Aber das konnte ich vorletzte Woche noch nicht wissen, denn ich habe meine Frau ganz gewiss nicht umgebracht und hatte es auch nicht vor. Jörg Wiebking wollte Inge überreden, ihren Erbteil dazu einzusetzen, Eva Rossbach die Firma abzukaufen, weil er unbedingt den Posten seines Vaters haben möchte. Er weiß genau, dass er ihn nicht bekommt, wenn die Firma in Eva Rossbachs Hand bleibt, weil die auf alles hört, was sein Vater ihr sagt. Inge hat mit mir nie über Gelddinge geredet, und ich habe mich auch nie in ihre Angelegenheiten eingemischt, aber ich hatte einen Teil des Gesprächs zwischen Jörg Wiebking und ihr mitbekommen und ahnte, was er von ihr wollte. Als er dann

gegangen ist, habe ich ihn danach gefragt. Er hat zugegeben, dass er Inge gebeten hatte, den Betrieb zu kaufen, und dass Inge das auch nicht grundsätzlich abgelehnt hatte. Ich hielt es für einen riesigen Fehler, überhaupt darüber nachzudenken, aber wie schon gesagt hat Inge sich von mir nie reinreden lassen. Also bin ich zum alten Wiebking gegangen und habe ihm von dem Besuch seines Sohns bei uns erzählt. Ich dachte, vielleicht wird der dann dafür sorgen, dass Eva nicht verkauft. Das war alles.«

»Warum hätten Sie es für einen Fehler gehalten, wenn Ihre Frau die Firma gekauft hätte?«

»Weil sie keine Ahnung von so einem Betrieb hatte und völlig auf Jörg Wiebking angewiesen gewesen wäre. Und dem traue ich keinen Meter weit.«

»Warum nicht?«, wollte Reithöfer wissen.

»Ach, ich weiß gar nicht so genau, aber

irgendwie ist der Kerl komisch. Ein Gefühl.«

»Herr Glöckner, wo waren Sie während der letzten drei Stunden?« Menkhoff feuerte die Frage regelrecht ab, mit dem Erfolg, dass Glöckner zusammenzuckte. »Wie? Ich verstehe nicht.«

»Was haben Sie nicht verstanden?«

»Ich ... Sie wollen wissen, was ich in den letzten drei Stunden gemacht habe? Warum?« Als weder Menkhoff noch Reithöfer Anstalten machten, ihm darauf zu antworten, sagte er: »Nun, ich war beim Sport.«

»Beim Sport? Wo? Welche Art von Sport? Ich hoffe, dafür gibt es Zeugen.«

Glöckner rieb sich mit beiden Händen über das Gesicht, stand auf und machte drei, vier Schritte, bis er vor einem der großen Glaselemente stand, durch die die Terrasse zu sehen war. Er steckte die Hände in die Taschen und starrte durch die Scheibe hinaus. »Ich war beim Tennis, und ja, es gibt

jemanden, der das bezeugen kann – die Frau, mit der ich gespielt habe. Und bevor wir weiter um den heißen Brei herumreden und Sie mir anschließend wieder vorwerfen, ich hätte Ihnen etwas verheimlicht: Ich habe mit dieser Frau ein Verhältnis.«

Menkhoff sah zu Reithöfer hinüber, und deren Blick sprach Bände. Das war eine fast schon klassische Konstellation. »Ah, verstehe. Kennen Sie diese Frau schon länger?«

Glöckner wandte seinen Blick vom Garten ab und sah ernst zu ihnen herüber. »Sie werden es nicht verstehen, aber ja, ich kenne sie schon länger.«

»Wie alt ist diese Frau? Jünger als Sie?« Menkhoff war sicher, die Antwort schon zu kennen. »Ja.«

Menkhoff stand nun ebenfalls auf, ging zu Glöckner hinüber und blieb dicht vor ihm stehen. »Was denken Sie, Herr Glöckner, wie stellt sich wohl Ihre Rolle in dieser

scheußlichen Sache für uns dar?«

Glöckner lachte kurz und hysterisch auf. »Ja, eben, das ist mir ja vollkommen klar. Das ist doch der Grund, warum ich Ihnen nicht von Anfang an alles gesagt habe. Dann hätten Sie doch Ihren Hauptverdächtigen sofort gehabt. Junger Mann aus normalen Verhältnissen, ohne Job, heiratet ältere, stinkreiche Frau, spielt den Hausmann, hat nichts zu melden. Weder in finanziellen Dingen noch sonst wo, und schon gar nicht im Bett. Er nimmt sich eine junge Geliebte und plant, die Frau umzubringen, um mit dem jungen Ding vom Geld der Frau fortan in Saus und Braus zu leben.«

Menkhoff nickte. »Ja, das klingt schon mal nach einem handfesten Motiv. Aber Sie haben bei Ihren Überlegungen eines vergessen: Nichts ist verdächtiger, als jemand, der Dinge verheimlicht oder nicht die Wahrheit sagt. Und das kommt nun zu

Ihrer Beschreibung noch hinzu.«

Sie sahen sich eine Zeitlang an, dann sagte Glöckner: »Inge war alles andere als eine gefühlvolle Frau, im Gegenteil, sie konnte sehr kaltherzig und zynisch sein. Zärtlichkeit war für sie ein Ausdruck von Schwäche, Berührungen duldeten sie schon recht schnell gar nicht mehr. Nein, wir haben keine gute Ehe geführt. Aber ich habe mit ihrem Tod nichts zu tun.«

»Warum haben Sie sie geheiratet«, fragte Reithöfer, die noch immer auf der Couch saß. »So, wie Sie Ihre Frau beschreiben, kann ich mir nur sehr schwer vorstellen, dass sie gravierend anders war, als Sie sie kennenlernten. Warum also die Heirat?«

Glöckners Blick saugte sich an einer Stelle auf dem Fußboden zwischen Reithöfer und ihm fest. »Wegen des Geldes. Ich war damals hoch verschuldet und hatte keinen Job, und als Inge mir vorgeschlagen hat zu heiraten, war das die Lösung all meiner

finanziellen Probleme.« Er hob den Kopf und sah Reithöfer nun direkt an. »Ja, ich schäme mich deswegen.«

Menkhoff hatte genug von Oliver Glöckner. Er wandte sich ab, machte ein paar Schritte in Richtung Ausgang und blieb noch einmal stehen. »Geben Sie Frau Reithöfer Adresse und Telefonnummer Ihrer ... Freundin. Verlassen Sie bitte nicht die Stadt, und halten Sie sich jederzeit zu unserer Verfügung.« Dann wandte er sich an Reithöfer. »Ich warte draußen auf dich.«

Als er ins Freie trat, atmete er erst ein paarmal tief durch, dann wählte er Brosius' Nummer und forderte ein Observierungsteam für Oliver Glöckner an. Danach ging er zum Auto und ließ sich auf den Beifahrersitz fallen. Er dachte daran, dass er am nächsten Tag endlich seine Tochter sehen sollte. Und dass daraus nichts werden würde.

Das Erste, was Eva sah, als sie die Augen öffnete, war eine graue Betonwand. Das wurde ihr aber erst bewusst, nachdem sie die Wand lange Zeit teilnahmslos angestarrt hatte. Es war kein Anblick, der ihr bekannt vorkam, und diese Erkenntnis brachte ihren Puls augenblicklich zum Rasen. Sie saß auf kaltem Boden, in einer Ecke, rechts neben ihr befand sich ebenfalls eine Wand aus grauem Beton, in deren Mitte eine Stahltür eingelassen war. Mit einer ruckartigen Bewegung drehte sie den Kopf nach links, erfasste mit einem Blick die Situation, schrie auf und hörte im nächsten Augenblick einfach auf zu atmen.

Der Raum mochte etwa zehn mal zehn Meter groß sein, alle Wände bestanden aus unverputztem Beton. Erhellte wurde er vom kalten Licht einer der Neonröhren, von denen insgesamt drei an der Decke hingen. Eine zweite Stahltür befand sich in der Mitte

der linken Wand. Zu beiden Seiten der Tür hingen jeweils zwei kleine, altmodische Fernsehgeräte in Augenhöhe, die vollkommen verdreckt waren und nicht mehr funktionstüchtig aussahen. Außerdem war auf der linken Seite ein ebenfalls veraltetes Wandtelefon angebracht. Auch vor und an den anderen Wänden standen oder hingen irgendwelche Gerätschaften, die aber allesamt alt, schmutzig oder sogar teilweise zerstört waren. Was aber dazu geführt hatte, dass Eva der Atem stockte, war nichts von alledem. Es war der Sarg, der sich in der Mitte des Raums befand. Eva zweifelte keine Sekunde daran, dass es *der* Sarg war, in dem sie schon mehrmals gelegen hatte.

Es war ein klassisches Model in Truhenform, aus hellem Holz mit jeweils drei Messinggriffen an den Seiten. Vier etwa zehn Zentimeter hohe Holzklötze an den Ecken dienten als Füße. Diese schwebten

jedoch frei, denn der Sarg ruhte auf drei etwa hüfthohen Holzböcken.

Eva stütze sich mit den Händen seitlich auf dem kalten Boden ab und stand langsam auf, wobei sie den Sarg keine Sekunde aus den Augen ließ. Sie atmete nun ganz flach, als könne jedes Geräusch, das sie von sich gab, etwas Furchtbares in Gang setzen, das nicht mehr zu stoppen war. Als sie es endlich geschafft hatte sich aufzurichten, lehnte sie sich erst einmal gegen die Wand und verharrte in dieser Position eine Weile. In ihrem Kopf herrschte ein ganz eigenartiger Zustand. Ihre Gedanken wollten hektisch lospreschen und sich förmlich überschlagen, aber es fehlten die Worte dazu. Es war, als würde sie stotternd denken wie ein kalter Motor, der nicht in Gang kam.

Als sie das Gefühl hatte, sie könnte es schaffen, drückte sie sich ab und machte die ersten, vorsichtigen Schritte an der

Wand entlang auf die Tür zu, wobei sie ihre Finger über den kalten Beton streichen ließ. Nach fünf Schritten hatte sie die Tür erreicht, und obwohl sie nicht damit rechnete, dass sie unverschlossen war, schlug ihr Herz noch ein paar Takte schneller, als sie die Hand auf die kalte Metallklinke legte und sie herunterdrückte.

Die Tür war verschlossen. Ohne sich lange damit aufzuhalten, wandte Eva sich um und sah hinüber zu der zweiten Tür auf der gegenüberliegenden Seite. Genau in der Mitte zwischen ihr und dieser Tür stand der Sarg. *Nicht nachdenken*, beschwor sie sich. *Du musst zu dieser Tür, das ist wichtiger als alles andere*. Sie tastete sich weiter am Beton entlang zur Seitenwand, vor der zwei große Boxen standen, wie riesige Truhen, aber offensichtlich aus Kunststoff. Beide Deckel waren geschlossen, und Eva hatte in diesem Moment nicht das geringste Bedürfnis

herauszufinden, was sie beinhalteten. Zumindest nicht, solange sie nicht sicher wusste, ob die zweite Tür ebenfalls verschlossen war. Also ging sie an den Kisten vorbei, kam an eine Stelle, an der einige blanke Rohre mit Stellrädern daran an der Wand senkrecht nach oben verliefen, und hatte dann die Wand mit den Fernsehern und der Tür erreicht. Von Nahem sahen die alten Geräte noch desolater aus als von ihrem vorherigen Platz in der Ecke aus. Die Mattscheiben waren gerissen, die Belüftungsrillen verdreckt, und über allem lag eine zentimeterdicke Staubschicht.

Sie hatte die Tür erreicht, versuchte sie zu öffnen und zog in der nächsten Sekunde die Hand entmutigt zurück. Ihr Blick fiel auf das Wandtelefon, das nur etwa einen Meter neben der Tür hing. Schon als sie den Hörer abnahm, sah sie die freiliegenden, zerfaserten dünnen Kabel, die aus der Seite

herausragten, und es war eigentlich eine überflüssige Bewegung, mit der sie sich den Hörer ans Ohr hielt. Es war, als drücke die absolute Stille im Hörer ihr unangenehm gegen das Ohr, sie öffnete einfach die Hand und ließ ihn achtlos fallen. Kurz, bevor er auf dem Boden aufschlug, war das Kabel zu Ende, und er pendelte wenige Zentimeter über dem Boden hin und her.

Eva spürte, wie ein Gefühl der Verzweiflung von ihr Besitz ergriff, wie es ihr die Luft abdrückte und versuchte, in ihre Gedanken einzudringen. Das musste sie verhindern. Sie hatte schon in diesem Sarg gelegen, und er war verschlossen gewesen. Verglichen damit war ihre Lage doch in diesem Moment noch relativ komfortabel. Außer dass ihr dieses Mal eine innere Stimme sagte, dass sie nicht einfach so wieder zu Hause aufwachen würde. Dieses Mal war es etwas ganz anderes.

Sie wandte den Kopf ein Stück zur Seite.

Der Sarg. Er war der Schlüssel zu alldem. Wenn es etwas gab, das sie weiterbringen würde, so musste es unmittelbar mit dem Sarg zu tun haben. Sie gab sich einen Ruck und machte einen Schritt darauf zu, dann noch einen. Im Abstand von etwa einem Meter blieb sie stehen und ließ ihren Blick über das Holz gleiten. Es sah stumpf aus, und auch die Messinggriffe waren matt und fleckig. *Ob er schon in Gebrauch gewesen war?*, fragte sie sich und erschrak bei dem Gedanken, denn das konnte ja bedeuten, dass dort jemand ... Sie versuchte die Worte wegzuschieben, bevor sie gedacht waren, und begann um den Sarg herumzugehen. Sie konnte nichts Auffälliges daran entdecken. Aber sie war aus einem unerfindlichen Grund absolut sicher, dass es der Sarg war, in dem sie selbst schon gelegen hatte. Aber warum lag sie jetzt nicht darin, sondern konnte sich im Raum frei bewegen? Was bezweckte derjenige, der

ihr das antat, damit?

Sie wagte sich noch einen Schritt näher heran und hob langsam die Hand. Vorsichtig ließ sie sie auf das Holz sinken, als könne der Sarg zum Leben erwachen, wenn sie unachtsam war. Sie spürte ihren Herzschlag pochend am Hals, als sie die Finger vorsichtig am Deckel entlang herabgleiten ließ und die Stelle erreichte, an der die Kante ein Stück weit überstand. Hier konnte man den Deckel anheben. Eva schob die Finger unter die Kante und verharrte in dieser Stellung. Was erwartete sie, wenn sie den Deckel des Sargs nun öffnete? Zweifellos war es genau das, was ihr Entführer von ihr erwartete. Aber warum? Und was hatte er davon? Er konnte doch gar nicht sehen, ob sie es wirklich tat, und wenn, wie sie reagieren würde ... Außer ... eine Kamera. Es musste irgendwo eine Kamera geben. Und der Kerl saß jetzt vor einem Monitor und beobachtete jeden ihrer

Schritte. Wahrscheinlich konnte er es gar nicht mehr erwarten, bis sie den Deckel endlich öffnete und die Überraschung fand, die er dort für sie deponiert hatte.

Ruckartig zog Eva ihre Hand zurück. Was, wenn Sie den Deckel nicht öffnete? Durchkreuzte sie damit seinen Plan? Verlor damit alles für ihn den Sinn und er ließ sie gehen? *Er hat bereits mindestens zwei Frauen umgebracht*, sagte sie sich selbst. *Und da soll er dich gehen lassen? Niemals.*

Aber was sollte sie nur tun? Sie war eingeschlossen in einer Kammer, einem Keller, oder was auch immer dieser Raum war. Sie wusste weder, wie sie dort hineingekommen war, noch wer sie hierher gebracht hatte. Dort vor ihr stand ein Sarg, in dem sie wahrscheinlich schon dreimal gelegen hatte. Sollte es jetzt endgültig *ihr* Sarg werden? Würde es dieses Mal kein Zurück mehr geben?

Ohne darüber nachzudenken rannte Eva los, in Richtung Tür und hämmerte mit den zu Fäusten geballten Händen dagegen. Gleichzeitig schrie sie aus Leibeskräften um Hilfe. Sie achtete nicht darauf, dass ihre Hände schmerzten, schlug immer weiter gegen das Metall und brüllte, dass sie nicht sterben wollte. Dass sie bitte nicht sterben wollte. Irgendwann verließen sie die Kräfte, sie ließ die schmerzenden Arme sinken, den Kopf, berührte schwer atmend mit der Stirn das kalte Metall der Tür und weinte schluchzend.

Nach einer Weile versiegten ihre Tränen, es kamen einfach keine mehr nach. Sie ließ die Schulter gegen die Tür sinken und hob den Kopf. Sie drehte sich um, lehnte nun mit dem Rücken an der Tür, und ließ sich langsam daran heruntergleiten, bis sie wieder auf dem Boden saß. Plötzlich war sie vollkommen lethargisch. Aber wie konnte das sein? Sie hatte doch Angst,

hatte doch eben noch hier raus gewollt. Und jetzt, von einem Moment auf den anderen, hatte sie jeden Antrieb verloren. Warum konnte sie sich denn nicht mehr rühren, weshalb unternahm sie denn nichts?

Ihr Blick fiel wieder auf den Sarg. Auf den verfluchten, elenden Sarg! Bei dem Anblick der glanzlosen, drohenden Holzkiste bäumte sich jetzt etwas in ihr auf, setzte neue Energie frei und ließ sie sich vom Boden hochdrücken, mit einem Grunzlaut aufstehen und mit schnellen Schritten zu dem Ding hingehen. Sollte der Kerl seine Genugtuung haben, wenn es dazu führte, dass dieser Horror dann endlich vorbei war!

Ohne weiter darüber nachzudenken schob sie die Finger beider Hände unter die Kante, hielt noch einmal inne und hob den Kopf. Ihre Augen suchten die Decke und die Wände nach einer Kamera ab, und als sie keine entdecken konnte, richtete sie ihre Worte einfach irgendwo in den Raum.

»Schau her, du Mistkerl.« Sie war außer sich, schrie aus Leibeskräften mit bereits heiserer Stimme. »Ich öffne deinen Sarg. Aber weißt du was? Ich habe keine Angst mehr. Es ist mir egal, was jetzt kommt. Ja, schau nur her.«

Mit einem entschlossenen Ruck zog sie am Deckel, der sich mit einer solch unerwarteten Leichtigkeit öffnen ließ und zur anderen Seite umschlug, dass sie von ihrem eigenen Schwung fast hintenüber gekippt wäre. Als sie sich wieder halbwegs gefangen hatte, machte sie einen Schritt nach vorne und ... stieß einen langgezogenen Schrei aus.

In dem Sarg lag eine junge Frau. Sie war nackt, Augen und Mund waren verklebt, die Hände gefesselt. Und sie war zweifellos tot. Auf ihrer Brust lag ein Schild, doch die Worte darauf konnte Eva nicht mehr lesen. Die Welt begann sich zu drehen, dann legte sich ein gnädiger schwarzer Schleier über

ihr Bewusstsein.

»Was war denn gerade mit dir los?«, fragte Reithöfer, als sie losgefahren war.

Menkhoff sah sie an. »Was los war? Ich kann diesen ganzen Mist nicht mehr hören, das war los. Geldgier, Affären, Intrigen, Lügen ... Scheiße! Wir versuchen Mordfälle aufzuklären und zu verhindern, dass noch weitere Frauen qualvoll sterben müssen, und werden doch nur nach Strich und Faden verarscht. Und diese Typen tun dabei so, als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt, uns anzulügen, weil die Wahrheit gerade nicht so passt. Und wegen solcher Arschlöcher werde ich morgen meine Tochter nicht sehen können. Beim nächsten Streit mit Teresa wird sie dann genau das als Beweis dafür anführen, dass ich meiner Verantwortung als Vater nicht nachkomme. Und irgendwann bekommt sie das alleinige Sorgerecht, und ich sehe meine Tochter gar nicht mehr. Ich hab einfach keine Lust mehr

auf diesen Dreck, Jutta.«

Sie schwiegen eine Weile, dann sagte sie:
»Darf ich dich was fragen?«

»Na los.«

»Fällst du gerade in alte Verhaltensmuster zurück, Bernd? Du fluchst, wirst laut gegenüber Zeugen ... Ist es das, warst du früher immer so?«

»Ach, ich weiß es nicht. Vielleicht. Ein Stück weit. Ich kann und möchte mich bei solchen Typen nicht mehr zusammenreißen müssen. Ich ...« Er stockte und sah sie an, so lange, bis sie den Blick vom Verkehr losriss und auch ihn kurz ansah. »Ich höre auf, Jutta. Nach diesem Fall mache ich Schluss mit der aktiven Ermittlungsarbeit und lasse mich in den Innendienst versetzen. Wenn es geht, wieder in Aachen.«

Wieder ein schneller Blick von ihr. »Du im Innendienst? Bernd, du bist im Moment emotional sehr aufgeladen, was ich auch

verstehen kann. Ich würde in einer solchen Situation aber keine Entscheidungen von solcher Tragweite treffen.«

»Diese Entscheidung habe ich nicht erst heute getroffen. Ich denke seit einiger Zeit schon darüber nach. Aber es stimmt schon, dieser Fall hat letztendlich den Ausschlag gegeben. Ich möchte nichts mehr mit Psychopathen und menschlichem Abschaum zu tun haben, mein Eimer für Seelenmüll ist voll, da passt einfach nichts mehr rein, verstehst du? Ich möchte in der Nähe meiner Tochter sein und an *ihrem* Leben teilhaben, nicht an dem von irgendwelchen Scheißkerlen, die nichts anderes als ihren eigenen Vorteil und ihre Geldgier im Kopf haben, selbst wenn um sie herum Menschen verrecken.«

»Aber das ist doch schon immer so gewesen. Es ist doch unser Job, die Gesellschaft, zu der auch deine Tochter gehört, vor diesen Kerlen zu schützen. Hast

du daran schon mal gedacht? Dass du mit dazu beiträgst, dass dein Kind in einer halbwegs sicheren Umgebung aufwachsen kann?«

»Ich bin fertig damit, Jutta.« Er sagte es bewusst so bestimmt, in der Hoffnung, Reithöfer würde es aufgeben, mit ihm darüber zu diskutieren.

»Gut, lassen wir das jetzt mal so stehen. Aber tu mir einen Gefallen: Unternimm nichts, bis dieser Fall abgeschlossen ist, ja?«

»Falls wir ihn abschließen, Jutta.«

»Zweifelst du daran?«

Er zuckte mit den Schultern und sah demonstrativ nach vorne.

Im Präsidium angekommen, erkundigte Menkhoff sich als Erstes nach den Akten über den Tod von Manuel Rossbach, während Reithöfer nachhören wollte, wie die anderen vorankamen. Brosius hatte Beate

Feldermann und Heiko Munsbach an die Unterlagen und Berichte gesetzt, zwei Oberkommissare Mitte dreißig.

»Könnt ihr mir was zu dem Tod des Jungen sagen?«, fragte Menkhoff ohne Umschweife, als er das Büro der beiden betrat. »Habt ihr was entdeckt, das euch seltsam erscheint?«

Beate Feldermann sah ihn an und sagte spitz: »Guten Tag, Herr Hauptkommissar.«

Menkhoff winkte ab. »Ja, ja, schon gut, ich weiß. Also?«

»Die Mutter hat ausgesagt, sie sei mit den beiden Kindern nicht weit vom Ufer entfernt gepaddelt«, erklärte Munsbach. »Sie hat angeblich nicht mitbekommen, dass der Junge die Schwimmweste geöffnet hat. Er sei dann herumgeturnt und plötzlich ins Wasser gefallen. Dabei hat er die Weste ganz verloren und ist ertrunken. Sie konnte nicht hinterherspringen, weil sie ihre kleine Tochter wegen der offenbar recht starken

Strömung nicht allein im Boot lassen konnte.« Er schob einen Stapel Unterlagen zur Seite und breitete einige Fotos aus, die die Stelle zeigten, an der der Unfall passiert war.

»Da stellt sich mir die Frage, warum eine Frau mit zwei kleinen Kindern an einer Stelle im Rhein herumpaddelt, an der selbst sie als Erwachsene kräftig rudern muss, um nicht abgetrieben zu werden.«

»Diese Frage haben sich offenbar auch die Kollegen damals gestellt, denn der Fall wurde erst nach eingehenden Untersuchungen als Unfall gewertet und abgeschlossen.«

»Ach, gab es damals Zweifel an der Aussage der Frau?«

Beate Feldermann hielt ihm eine Akte entgegen. »Schau dir das mal an. Die Patientenakte des Jungen aus dem Krankenhaus. Die ist dicker als bei den meisten Siebzigjährigen.«

Menkhoff klappte den orangefarbenen Deckel der Akte auf und überflog die erste Seite, einen Bericht über die ambulante Behandlung des Jungen. Schon nach wenigen Worten schüttelte er den Kopf und las laut vor: »Distale Fraktur des Radius, Colles-Fraktur, Smith-Fraktur – geschlossen ...« Er ließ die Akte sinken, sah Feldermann an und fragte: »Was soll ich damit?«, woraufhin sie sich auf dem Tisch umsah, nach ein paar losen Blättern griff und sie ihm reichte. »Sorry, hier ist die Zusammenfassung für Normalsterbliche, die die Kollegen damals angefertigt haben. Ich hab vergessen, sie wieder abzuheften.«

Menkhoff legte die Akte zur Seite und nahm ihr die Blätter aus der Hand. Schon nach wenigen Zeilen war ihm übel, und als er weiterlas, spürte er eine unbändige Wut in sich aufsteigen. Wie war so etwas möglich gewesen, ohne dass jemand etwas dagegen unternommen hatte? Der Junge

war schon vom Babyalter an Dauergast in der Notaufnahme und der chirurgischen Ambulanz gewesen. Meist war die Haushälterin mit ihm da gewesen, seltener die Mutter. Der Vater offensichtlich nie. Menkhoff fielen die Worte der Haushälterin ein, dass das Kind nur ins Krankenhaus gebracht worden war, wenn es gar nicht mehr anders ging. Manuel hatte unzählige Arm-und Rippenbrüche gehabt, außerdem immer wieder Platzwunden, Hämatome am ganzen Körper, Abschürfungen, Schnittwunden, Streifen aufgerissener Haut am Rücken ... Sogar Brandwunden im Genitalbereich, die eindeutig von Zigaretten stammten, waren darunter. Die angegebenen Ursachen lasen sich für Menkhoff wie Grimms Märchen. Der Junge hatte sich angeblich gestoßen, war Treppen heruntergestürzt, hatte mit Messern gespielt, war auf Bäume geklettert und heruntergefallen und hatte sogar eine

brennende Kippe seines Vaters geklaut, sich nackt ausgezogen und damit gespielt, wobei die Glut abgefallen und sich in seinen Penis eingebrannt hatte.

Menkhoff ließ die Blätter sinken und sagte: »Was ist das für eine gottverdammte Scheiße? Warum zum Teufel hat damals niemand etwas dagegen unternommen? Wieso hat das Krankenhaus nicht sofort das Jugendamt eingeschaltet und Anzeige wegen Kindesmissbrauchs erstattet?« Er war laut geworden, das merkte er selbst, aber es war ihm egal. Er knallte die Blätter auf den Tisch. »Da kann man doch dran fühlen. Kippe geklaut, nackt ausgezogen und sich den Penis verbrannt. Ein Dreijähriger? Waren das denn damals alles Vollidioten?«

Eine Weile herrschte betretenes Schweigen, dann sagte jemand in Menkhoffs Rücken. »Das war vor dreißig Jahren, Bernd. Das kannst du mit heute

nicht mehr vergleichen.«

Menkhoff drehte sich zu seinem Chef um, der im Türrahmen stand. »Ach, hat es vor dreißig Jahren also niemanden interessiert, wenn Kinder massiv misshandelt wurden, oder wie?«

Brosius kam näher und lehnte sich neben Menkhoff an die Kante des Schreibtischs. »Doch, aber damals wäre es im Traum niemandem eingefallen, Anzeige gegen eine der einflussreichsten Familien Kölns zu erstatten. Zumindest niemandem, der seinen Job behalten und in Köln wohnen bleiben wollte.«

»Mal davon abgesehen, was ich davon halte – war Rossbachs Einfluss damals schon so groß?«

»Nun, seine Firma wuchs rasant, er wurde schnell zu einem bedeutenden Arbeitgeber und hatte es verstanden, innerhalb kürzester Zeit seine Verbindungen bis in die höchsten politischen Ämter auszubauen.«

»Das ist doch Oberscheiße«, kommentierte Menkhoff und registrierte, dass Brosius eine Braue hochzog, was ihn aber nicht weiter interessierte. »Das heißt, wir haben da eine Frau, die ihren kleinen Sohn immer wieder aufs massivste misshandelt, was jeder weiß. Aber keiner unternimmt etwas dagegen, weil es Unannehmlichkeiten nach sich ziehen könnte. Und dann, ganz plötzlich, paddelt diese Frau mit dem Kleinen auf dem Rhein herum, was ihr vorher noch nie in den Sinn gekommen ist, und sorgt auch dafür, dass die Einzige, die sich um Manuel sorgt, nämlich seine große Schwester Eva, nicht dabei ist. Er öffnet dann selbst die Schwimmweste ohne dass sie es merkt, – was mich nebenbei bemerkt daran erinnert, wie er als Dreijähriger die Zigarette seines Vaters klaut und sich damit selbst verbrennt. Und als die Schwimmweste dann offen ist, fällt der Kleine ins Wasser und ertrinkt, ohne

dass seine Leiche je gefunden wird. Der Fall wird als Unfall deklariert, und fertig.«

Brosius nickte, die beiden jüngeren Kollegen saßen wie erstarrt da und sahen ihn an.

»Wisst ihr, was das ist? Das ist gequirelte Kacke.« Menkhoff wandte sich ab, ging die paar Schritte bis zur Tür. Als Brosius ihm hinterherrief, drehte er sich wieder um und kam zurück, allerdings ohne seinem Chef die Chance zu geben, etwas zu sagen. »Ich kann jetzt zumindest verstehen, warum Eva Rossbach so seltsam ist. Es würde mich sehr wundern, wenn diese Frau nur ihren Sohn so misshandelt hat, vor allem, wenn man bedenkt, dass Eva nicht mal ihr leibliches Kind, sondern nur ihre Stieftochter war. Und ich kann auch mehr als verstehen, dass sie daran zweifelt, dass ihr kleiner Bruder tatsächlich durch einen Unfall ertrunken ist.«

»Und was sagst du zu ihrer Theorie, dass

er noch lebt?«

»Keine Ahnung, aber unmöglich ist in dieser Familie nichts.«

Britta fühlte sich beschissen. Sie lief eine Straße entlang, ohne darauf zu achten, wo sie war. Sie hatte gesehen, dass er eine weitere Frau getötet hatte. Nicht, wie bei den beiden davor, nur geahnt oder gewusst, nein, sie hatte es dieses Mal *gesehen*. Es interessierte sie keinen Deut, ob irgendeine Schlampe lebte oder tot war. Was ihr aber zu schaffen machte, war, dass er zugelassen hatte, dass sie ihn beobachtete. Sie wusste, sie hätte das niemals sehen können, wenn er es nicht gewollt hätte, dazu war er viel zu schlau. Nein, dieser Scheißkerl hatte sie ganz bewusst angelockt, und dann hatte er so getan, als merke er nicht, dass sie ihn beobachtete. Sie war sicher, er hatte dieses Gefühl genossen, das Gefühl, dass er die Macht hatte, einen Menschen vor ihren Augen zu töten, ohne dass sie auch nur das Geringste dagegen tun konnte. Und dadurch, dass es

dieses Mal anders war als bei den anderen zuvor, ließ er sie sogar wissen, dass er nun das ganz große Spektakel vorbereitete. Und noch etwas war ihr nun absolut klar geworden: Er würde sie alle mit in den Abgrund reißen. Eva, sie und sich selbst. Die vielen anderen drum herum interessierten sie nicht.

Sie kam an eine Kreuzung und hielt an, sah sich nach allen Seiten um und versuchte sich zu orientieren. Es war nicht so einfach im Dunkeln, die Straßenbeleuchtung tauchte die Häuserzeilen in ein anderes Licht und zog ihnen zuweilen hässliche Masken an. Aber sie erkannte die Häuser, diese Kreuzung war nur einige Straßen von Evas Haus entfernt. Entschlossen bog sie nach rechts ab, dort würde sie an eine Bushaltestelle kommen.

Britta hatte einen Entschluss gefasst, der ihr nicht leichtgefallen war: Sie würde zu den Bullen gehen, es war die einzige

Möglichkeit, ihn aufzuhalten. Im Moment konnte sie zwar nicht einschätzen, welche Konsequenzen das im Einzelnen haben würde, aber es war ihr egal, alles war besser, als jetzt nichts zu tun. Die Frage war nur, ob er sie beobachtete. Wenn er das tat – und sie traute es dem Mistkerl ohne Zögern zu –, würde er wahrscheinlich versuchen, sie daran zu hindern. Mit einem Mal packte sie eine unbändige Wut. Sie hatte nicht die geringste Chance gegen ihn. Was immer sie tat, er würde es bemerken und sie davon abhalten.

Britta beschleunigte ihre Schritte, denn sie hatte das Gefühl, dass ihr nicht mehr viel Zeit blieb. Die überdachte Bushaltestelle kam in Sicht. Nur noch etwa hundert Meter, dann hatte sie dieses erste Stück geschafft. Sie dachte daran, dass sie keine Ahnung hatte, wo sich das nächste Polizeirevier befand. Der Busfahrer würde es sicher wissen. Zum ersten Mal bereute sie, dass

sie kein Handy hatte. Öffentliche Telefonzellen gab es fast keine mehr, und jemanden anzusprechen hatte keinen Zweck. Sie wusste, wie diese Spießer auf sie reagierten. Ihr würde weder jemand sein Telefon geben noch würde man ihr glauben, dass sie wusste, wer die Frauen lebendig begraben hatte, von denen ganz Köln in der Zeitung gelesen hatte.

Sie erreichte die Haltestelle und überflog den Fahrplan. Sie hatte keine Uhr, wusste nur, dass es früher Abend sein musste. Wieder sah sie sich um. Was war das nur für eine verschissene Gegend hier? Piekfeine Häuser, aber kein Mensch weit und breit. Es würde ihr nichts anderes übrigbleiben, als zu warten. Die Busse fuhren im Abstand von 20 Minuten, es konnte also nicht ewig dauern, bis einer kam. Sie setzte sich auf die vergammelte Bank unter der Überdachung und betrachtete den überfüllten Mülleimer, in

dem mehrere große Bierflaschen steckten. Ihr war kalt, und sie zog den Mantel fester um sich.

Da war es wieder, dieses Ziehen im Hinterkopf. Meist kamen dann diese verdammt Bilder, diese Erinnerungen, gegen die sie nichts ausrichten konnte. »Nein«, sagte sie laut und presste die Fingerknöchel gegen die Schläfen. Sie musste irgendetwas tun, das durfte jetzt nicht schon wieder losgehen. »Scheiße«, stieß sie aus, »nicht jetzt, Scheiße, Scheiße.« Sie stampfte mit dem Fuß auf, dass es weh tat, sie zwickte sich in die Wange, sie ...

... möchte den Arm heben, um sich an der Nase zu kratzen, aber das geht nicht. Auch den anderen Arm kann sie nicht bewegen, und auch kein Bein. Britta hebt den Kopf ein Stück an und schaut an sich herab. Sie liegt auf dem Bett im Besucherzimmer, ihre Arme und Beine sind wie ein X

abgespreizt und mit Seilen irgendwo am Bett festgebunden. Ein Kleidchen hat sie nicht an, und auch keine Unterhose. Die Tür öffnet sich, und ihre Mama kommt herein. Sie lacht nicht wie sonst, wenn Britta im Besucherzimmer ist. Und es ist auch kein Besuch da. Nur sie und ihre Mama. Das beruhigt sie, auch wenn Mama sie festgebunden hat. Mama kommt an die Seite des Betts und sieht auf sie herab. »Du bist ein böses Mädchen«, sagt sie streng. »Unartig bist du und undankbar. Ich Sorge für dich und tue alles, damit es dir gutgeht. Kaufe ich dir nicht laufend neue, schicke Kleider und schöne Schuhe? Bekommst du nicht laufend neue Puppen geschenkt von unseren Besuchern? Hast du nicht alles, was man sich als kleines Mädchen nur wünschen kann? Doch, das hast du. Und was ist der Dank dafür, du durchtriebenes, kleines Aas?« Mamas

Hand legt sich auf ihre Brust, mit zwei Fingern packt sie ein Stück ihrer Haut und dreht die Hand dann ganz fest um. Britta stöhnt auf, hält den Mund aber geschlossen. Endlich lässt Mama wieder los. »Ich werde dir jetzt eine Lektion erteilen, Britta ...«

»Britta ... Britta!!«

Sie riss die Augen auf, brauchte einen Moment, um sich zu orientieren, und blickte in das Gesicht eines Monsters. Sie konnte nichts tun, sie musste schreien, musste die Hände heben und in diese Fratze schlagen, die daraufhin ein Stück zurückwich. Jetzt erst sah sie, dass es kein Monster war, das da vor ihr stand, sondern dieser Kerl, dieser Dagger. Es wurde ihr auch wieder bewusst, wo sie gerade war und warum sie dort war. Das war nicht gut, es war gar nicht gut, dass der Kerl ausgerechnet jetzt auftauchte. Das konnte *ihn* dazu bringen, sofort einzugreifen, um zu verhindern, dass sie Dagger etwas

erzählte. Oder würde er es sogar drauf ankommen lassen?

»Was macht du denn hier?«, fuhr sie Dagger an.

»Ich habe dich gesucht, die ganze Zeit schon, seit du aus der Kneipe abgehauen bist. Ich muss dringend mit dir reden.« Auf seinem Gesicht lag Besorgnis.

»Und da lauerst du mir an einer Bushaltestelle auf? Bist du bescheuert oder was?«

»Ich habe dir nicht aufgelauert. Ich bin erst stundenlang wie ein Verrückter kreuz und quer durch die Innenstadt gerannt, und als ich dich da nicht finden konnte, bin ich hier in die Gegend gekommen, weil ich mir dachte, du bist vielleicht hier. Und jetzt habe ich dich gefunden.«

Brittas Gedanken rasten, sie sah an ihm vorbei und entdeckte das Motorrad, das am Straßenrand vor der Haltestelle abgestellt war. Sie kam sich vor wie in einem

Suchbild, sie wusste, dass etwas nicht stimmte, aber kam nicht darauf, was es war.

»Britta, ich muss unbedingt mit dir ...«

Plötzlich fiel es ihr ein. »Ey, wie kommst du überhaupt auf die Idee, mich ausgerechnet hier zu suchen, hä?«

»Ich bin dir gefolgt«, sagte er, drehte sich um und deutete auf sein Motorrad. In diesem Moment wurde die Welt schwarz.

Menkhoff hatte sich einen Stuhl herangezogen und saß Reithöfer nun so gegenüber, dass ihre Knie nur wenige Zentimeter voneinander entfernt waren. Er ließ sich von ihr eine Zusammenfassung darüber geben, was die Kollegen bisher herausgefunden hatten. Das war jedoch mehr als dürftig. Weder die Liste mit den Namen von Inge Glöckners Freunden und Bekannten hatte etwas zutage gebracht, das in irgendeiner Form beachtenswert gewesen wäre, noch die des zweiten Opfers, Mirjam Walther. Auch ein Abgleich der Listen hatte keinerlei Übereinstimmung ergeben. Noch immer fehlte jegliche Verbindung zwischen den beiden Frauen, so dass sie davon ausgehen mussten, dass zumindest das zweite Opfer zufällig ausgewählt worden war. Daran, dass der Täter Inge Glöckner ganz bewusst ausgesucht hatte, hatte Menkhoff seit dem

Moment nicht mehr gezweifelt, in dem er von Eva Rossbachs Sarg-Geschichte gehört hatte.

Er informierte Reithöfer über das, was er über Manuel Rossbach erfahren hatte. »Stell dir das vor, da wird ein kleines, hilfloses Kind von perversen Erwachsenen gequält und fürchterlich misshandelt, immer und immer wieder, und die Ärzte im Krankenhaus flicken es zusammen und schicken es kommentarlos zurück. Und die Einzige, die der Kleine überhaupt hat, die auf seiner Seite steht, ist seine Schwester, die selbst noch ein Kind ist und mit ziemlicher Sicherheit ebenfalls misshandelt wird.« Menkhoff schüttelte den Kopf. »Ich kann nichts dagegen tun, Jutta, wenn ich so was höre, könnte ich ausrasten. Und ich habe keine Lust mehr, ständig so zu tun, als könnte mich das alles nicht schocken. Kannst du das verstehen?«

Sie dachte eine Weile nach, dann legte sie

ihre Hand auf seine. Einem Reflex folgend wollte Menkhoff seine Hand zuerst zurückziehen, ließ sie dann aber doch liegen. Eine Sekunde später lehnte sich Reithöfer auch schon wieder zurück. Sie sahen sich an. »Bernd, wir kennen uns noch nicht so furchtbar lange, aber ich habe dich in dieser Zeit schätzen gelernt als einen sehr guten und gewissenhaften Polizeibeamten, aber auch als einen Menschen, auf den man sich verlassen kann. Mir ist vollkommen klar, was gerade in dir vorgeht. Du hast selbst eine kleine Tochter, die man quasi aus deiner Obhut gerissen hat, und wenn du so was wie das mit Manuel Rossbach hörst, dann hast du zwangsläufig das Gefühl, dein Kind nicht beschützen zu können in einer Welt, in der es Menschen gibt, die zu solchen Scheußlichkeiten fähig sind. Habe ich recht?«

»Ja, kann schon sein.«

»Ich kann das verstehen, und ich bin absolut sicher, es geht vielen Kollegen so, die Kinder haben.«

»Danke, Jutta.«

»Es gibt aber auch ein Aber, Bernd. Und das betrifft deine Veränderung in den letzten Tagen.«

Menkhoff hob die Hand. »Stopp, bitte. Ich fühle mich gerade so gut verstanden, können wir das nicht einfach so stehen lassen? Ohne Aber?« Er grinste, und bevor sie etwas entgegnen konnte, sagte er: »Schon gut. Ich weiß, es gibt ein Aber, und ich möchte auch gerne mit dir darüber reden, aber können wir das verschieben? Ich respektiere deine Meinung sehr, deswegen möchte ich sie auch hören, aber lass uns bitte damit warten, bis wir diesen Mist hier hinter uns haben, okay?«

Sie kniff die Augen zusammen. »Aber das Thema ist nicht vom Tisch, hörst du? Es gibt ein paar Dinge, die wirst du dir von mir

anhören müssen.«

»Ja, versprochen. Aber jetzt müssen wir zusehen, dass wir Eva Rossbach finden und diesen Psychopathen zu fassen bekommen.«

»Gut.«

»Ich würde mich gerne mit dieser Immobilienmaklerin unterhalten. Sie ist ja angeblich Eva Rossbachs beste Freundin, vielleicht kann sie uns mehr über die Familienverhältnisse erzählen und über die Theorie, dass Manuel Rossbach noch lebt.«

»Mal ehrlich, Bernd, glaubst du, das könnte sein?«

»Nein, ich glaube es nicht. Warum sollte seine Mutter Manuels Tod nur vorgetäuscht haben? Da erscheint mir die Variante, dass sie ihn in einem ihrer Missbrauchsexzesse tatsächlich getötet hat und dann dieses Theater inszenierte, um sein Verschwinden zu erklären, schon weitaus glaubwürdiger. Auch wenn mir schleierhaft ist, warum

damals diese Akte so schnell geschlossen wurde. Aber wo sollte er aufgewachsen sein, ohne offiziell zu existieren? Nein, ich glaube nicht, dass Manuel Rossbach noch lebt. Aber ich möchte mich trotzdem mal unterhalten mit dieser ... Pfeiffer hieß sie, nicht wahr?«

»Ja, Wiebke Pfeiffer. Ich versuche gleich, sie zu erreichen, und höre nach, wo wir sie treffen können, ja?«

Eine Viertelstunde später waren sie auf dem Weg nach Marienburg, dem Stadtteil, in dem auch Eva Rossbachs Haus stand. Wiebke Pfeiffer war zu Hause und erwartete sie. Sie hatte sich laut Reithöfer nicht im Geringsten überrascht gezeigt, als sie hörte, wer am Telefon war, und hatte einen gutgelaunten Eindruck gemacht. Erst, als sie erfuhr, dass ihre Freundin seit dem Mittag verschwunden und Dr. Leienberg schwer verletzt worden war, hatte sich das

geändert.

Von Eva Rossbachs Anwesen aus gesehen lag Wiebke Pfeiffers Haus auf der entgegengesetzten Seite des Stadtteils. Sowohl Grundstück als auch Haus waren um einiges kleiner als das Rossbach-Anwesen, aber Menkhoff kam nicht umhin festzustellen, dass man als Immobilienmaklerin in Köln offenbar ganz gut verdienen musste.

Die junge Frau trug Jeans und T-Shirt, die ihre tadellose Figur betonten, und sah ihnen ernst entgegen, als sie die Tür öffnete.

Im Vergleich zu Eva Rossbachs Einrichtung war die ihrer Freundin sehr modern. Die Farben Schwarz und Weiß waren allgegenwärtig und wurden hier und da von Accessoires in Knallfarben ergänzt. Die glänzende Fläche der großen weißen Kacheln, mit denen der Boden ausgelegt war, wurde unterbrochen durch zwei schwarze Teppiche, einer unter dem

Couchtisch mit weißer Klavierlackoberfläche, der andere unter dem Esstisch aus Glas. Auf einem grauen Tischläufer stand eine knallrote Obstschale, und in diesem Stil ging es weiter. Menkhoff überlegte, dass er in einer solchen Atmosphäre nicht leben könnte, für seinen Geschmack wirkte das alles zu steril und ungemütlich, und daran änderte auch das verhältnismäßig sanfte Licht nichts, das eine dreiarmlige Stehlampe an die Decke warf.

Sie setzten sich auf eine schwarze Couch, deren Oberfläche sich wie Samt anfühlte, und warteten, bis Wiebke Pfeiffer ihnen gegenüber Platz genommen hatte.

»Wie Ihnen meine Kollegin ja vorhin am Telefon schon gesagt hat, ist Frau Rossbach seit heute Mittag verschwunden«, begann Menkhoff. »Sie wurde aus der Praxis ihres Psychiaters entführt. Dr. Leienberg selbst liegt schwer verletzt im Krankenhaus, kann uns im Moment also

auch nicht sagen, was vorgefallen ist.«

Wiebke Pfeiffer sah ihn entsetzt an: »O mein Gott. Burghard ... Dr. Leienberg ist ein alter Freund von mir, müssen Sie wissen. Und ich habe ihn dazu überredet, Eva einen Termin zu geben.«

»Sie haben ihn überredet? Warum?«

»Nachdem Eva mir von diesen furchtbaren Träumen erzählt und mir dann auch noch ihre Verletzungen gezeigt hat, da habe ich ihr geraten, sich von Burghard Leienberg helfen zu lassen. Erst hat sie es abgelehnt, aber dann rief sie mich an und bat mich, sofort einen Termin für sie zu machen.«

Reithöfer sah von ihren Notizen auf.
»Wissen Sie, woher der plötzliche Sinneswandel kam?«

»Nein, sie rief mich an und klang ziemlich aufgeregt. Sie sagte nur, ich solle schnellstmöglich einen Termin für sie machen, dann legte sie sofort wieder auf.«

»Hat Frau Rossbach mit Ihnen schon

einmal über ihren Bruder Manuel gesprochen, der als Kind bei einem Unfall im Rhein ertrunken ist?«

Wiebke Pfeiffers Gesichtsausdruck veränderte sich schlagartig. Die Frage war ihr unangenehm, das spürte Menkhoff sofort. »Frau Pfeiffer, gibt es da etwas, das wir wissen sollten?«, hakte er nach.

»Nein, ich ... Ich bin da in einer schwierigen Situation. Ich bin Evas einzige wirkliche Freundin, glaube ich, und ... wenn sie mir etwas anvertraut und mich inständig darum bittet, nicht darüber zu reden, mit niemandem, dann ... Ich weiß nicht, was ich jetzt tun soll, verstehen Sie?«

»Aber Sie wissen, dass Ihre Freundin verschwunden ist und wahrscheinlich in Lebensgefahr schwebt. Sollte das nicht ausreichen, Ihnen die Entscheidung leichtzumachen? Dahingehend, dass wir alles, und zwar restlos alles wissen müssen, um die Chance zu haben, Eva zu finden?«

»Ja, ich weiß, ja ...«

»Frau Pfeiffer, geht es bei dem, was Frau Rossbach Ihnen im Vertrauen gesagt hat, darum, dass sie denkt, ihr Bruder sei noch am Leben?«, warf Reithöfer ein.

Wiekbe Pfeiffer sah sie ungläubig an. »Sie wissen davon?«

»Ja, von Frau Rossbachs Haushälterin.«

»Ah, Hildegard, ja, sie kennt Eva schon ihr ganzes Leben lang. Dann wissen Sie auch, dass Eva befürchtet, ihr Bruder könnte etwas mit dieser furchtbaren Sache zu tun haben?«

»Nein, wir haben es uns zwar gedacht, aber gesagt hat das so niemand.«

»Würden Sie uns bitte alles erzählen, was Sie darüber wissen?«, bat Menkhoff.

»Ja, also ... Wenn Sie das mit ihrem Bruder sowieso schon wissen, dann verrate ich Ihnen kein Geheimnis mehr.« Sie stockte. »Ach, entschuldigen Sie, ich bin ganz durcheinander, ich habe Ihnen ja noch

gar nichts angeboten. Möchten Sie ein Wasser? Oder vielleicht einen Saft?«

Menkhoff hatte tatsächlich einen trockenen Hals. »Ja, ein Wasser wäre prima, danke.«

Als sie mit einer Wasserkaraffe und Gläsern zurückkam, sagte Menkhoff: »Da fällt mir ein, was macht die Suche nach der Wohnung für Herrn Wiebking?«

Sie stellte die Gläser vor ihnen ab und füllte sie mit Wasser. »Ich war noch nicht sehr erfolgreich, er hat ganz konkrete Vorstellungen, das wird etwas dauern. Aber Sie sind nicht der Erste, der sich heute nach ihm erkundigt. Sein Vater hat hier angerufen und nach ihm gefragt. Er sagte, er sei heute Nachmittag einfach nicht in der Firma erschienen, und niemand wisse, wo er sei.«

»Hm ... Seltsam. Sein Vater und Sie kennen sich?«

»Ja, durch Eva, und er hat wohl mitbekommen, dass ich für Jörg eine Wohnung suche.«

»Ah, verstehe. Ist Herr Wiebking bekannt dafür, dass er einfach so nicht an seinem Arbeitsplatz erscheint?«

»Das weiß ich nicht. Wir kennen uns doch kaum, bis auf ... na ja, Sie wissen schon.«

»Also gut, Herr Wiebking wird sicher wieder auftauchen. Dann erzählen Sie doch jetzt bitte von Eva Rossbachs Bruder.«

Wiebke Pfeiffer trank einen Schluck Wasser, dann sagte sie: »Eva hat mir anvertraut, dass sie sicher ist, dass ihre Stiefmutter den Unfall damals nur vorgetäuscht hat. Ich habe sie natürlich gefragt, wie sie darauf kommt, und sie erzählte mir, dass sie schon immer das Gefühl gehabt hat, dass ihr Bruder noch lebt. Ich habe ihr dann gesagt, dass ein solches Gefühl sicher nicht ungewöhnlich ist, wenn man als Kind einen Bruder verliert, und dass ich denke, dass das vielleicht etwas damit zu tun hat, dass man so einen schlimmen Verlust einfach nicht wahrhaben

will. Na ja, daraufhin sagte sie mir, dass es aber mittlerweile mehr als nur ein Gefühl sei. Und dass sie einige Wochen zuvor einen unfrankierten Umschlag ohne Absender mit einem handgeschriebenen Brief darin in ihrem Briefkasten gefunden hat. In diesem Brief stand, dass sie erraten soll, wer der Verfasser ist. Und dass sie dafür weit zurück in die Vergangenheit gehen muss. Bis in die Kindheit. Und dass sie dabei über die Grenzen des Logischen hinausgehen soll, denn mit der Existenz des Verfassers würde niemand rechnen. Ja, und dann stand da noch eine Warnung. Es würde nicht mehr lange dauern, dann würde er allen zeigen, dass er existiere und was man ihm angetan habe, er würde Gleiches mit Gleichem vergelten, und dass er dabei auf sie keine Rücksicht nehmen könne.«

Menkhoff wartete, dass sie weitersprach. Als sie es nicht tat, sagte er schließlich: »Das hört sich alles sehr eigenartig an, das

gebe ich zu, aber dieser Brief könnte von irgendeinem Spinner geschrieben worden sein, den sie vielleicht tatsächlich noch aus ihrer Jugendzeit kennt.«

Wiebke Pfeiffer nickte. »Ja, das könnte er. Aber es gibt da noch etwas.« Sie trank wieder einen Schluck, stellte das Glas ab und starrte es an. Die Sekunden verrannen, und die Pause, die entstand, wurde schnell unerträglich.

»Ja?«, sagte Menkhoff auffordernd.

»Eva hat mir erzählt, dass ihr Bruder schon einen Tag vor diesem angeblichen Unfall verschwunden war.« Wieder hielt sie einen Moment inne. »Sie hat gesehen, dass er nicht im Auto war, als ihre Stiefmutter mit Inge zum Paddeln an den Rhein gefahren ist.«

Wieder war Beton das Erste, was Eva sah, als sie die Augen öffnete. Dieses Mal jedoch aus einer anderen Perspektive. Sie lag auf dem Boden, unmittelbar vor einer Wand, und starrte die poröse, schmutzig graue Fläche aus kürzester Entfernung an. Sie richtete sich ächzend ein Stück auf. Es fühlte sich seltsam an. Sie sah an sich herab und stieß einen spitzen Schrei aus. Sie war nackt. Wie war das möglich? Gerade noch hatte sie all ihre Kleider angehabt. Ihr wurde bewusst, dass sie fror. Es war eiskalt in diesem Raum. Sie verschränkte die Arme vor der Brust und presste sie fest an den Körper, dann sah sie sich ängstlich um. Sie befand sich ungefähr an der gleichen Stelle, an der sie beim ersten Mal aufgewacht war, obwohl sie doch zuvor unmittelbar vor dem Sarg ... Der Sarg! Ihr Herzschlag dröhnte ihr im Kopf. Gleichzeitig brach ihr der Schweiß

aus, obwohl sie vor Kälte zitterte, und ihr wurde übel.

Der Sarg stand mit geöffnetem Deckel in der Mitte des Raums, und darin ... Eva stöhnte auf. Eine Frau. Im Sarg hatte eine tote Frau gelegen, sie erinnerte sich genau. Sie war nackt gewesen, und ... »O Gott, nein«, flüsterte sie und drückte sich instinktiv dicht in die Ecke. Die Frau war nackt gewesen. So wie sie. »Nein, nein, nein.« Es klang heiser. Sie hob die Hände, presste sie auf die Ohren, senkte den Kopf. Dabei kippte sie zur Seite um, registrierte den harten, eiskalten Boden überall an ihrer Haut und kauerte sich zusammen wie ein Embryo. »Nein, ich will nicht sterben«, flüsterte sie. »Ich will nicht sterben«, schrie sie im nächsten Moment mit geschlossenen Augen, die Hände noch immer fest gegen die Ohren gedrückt. »Neiiiiin!« Ihr Atem ging keuchend ... sie weinte, verschluckte sich, hustete. Weinte.

Irgendwann nahm sie die Kälte wieder wahr, sie zitterte so sehr, dass ihre Haut über den rauen Boden scheuerte. Sie richtete sich auf, erst ein Stück weit, dann ganz, wieder mit vor der Brust verschränkten Armen, den Rücken an die Wand gepresst. Sie schaffte es aber nicht, auf die Beine zu kommen, die Zitterschübe krümmten ihren Körper immer wieder zusammen. Ihr Blick war starr auf den Sarg gerichtet. Sie erinnerte sich, dass die tote Frau ein Schild auf der Brust liegen hatte. Eine Nachricht an sie? Natürlich eine Nachricht an sie. Sie musste ... Eva traute sich gar nicht, den Gedanken weiter zu denken. Sie musste ... zu dem Sarg, musste nachsehen, was auf dem Schild stand. Vielleicht ein Hinweis? Etwas, das sie aus diesem Loch befreien würde? Aber diese Frau, sie war sicher, sie konnte den Anblick dieser toten Frau nicht ertragen. Wahrscheinlich würde sie sofort wieder die

Besinnung verlieren. Was sollte sie nur tun? *Versuch es, Eva*, beschwor sie sich. *Es ist deine einzige Chance. Du* musst es *versuchen*.

Unter großer Anstrengung gelang es ihr, sich von der Betonwand zu lösen. Sie wagte einen ersten Schritt in den Raum hinein, blieb mit weichen Knien stehen, von einem erneuten Zitteranfall gekrümmt. Wieder suchten ihre Augen die Decke und die Wände ab, hofften, die Linse einer Kamera zu finden, in die sie hineinsprechen, nein, in die sie hinein flehen konnte. Aber sie fand nichts.

»Manuel?«, sagte sie zaghaft, während ihr Blick dabei noch immer suchend durch den Raum schweifte. »Bist du das, Manuel?« Nun war ihre Stimme schon etwas lauter. »Bitte, wenn ... wenn du da irgendwo bist, Manuel, bitte, ich habe doch immer für dich gesorgt, wenn sie dich so schlimm gequält hat. Ich konnte doch nichts dagegen tun.

Außer deine Wunden zu kühlen und dich in den Arm zu nehmen, wenn du so furchtbar geweint hast. Wenn du die schlimmen Schmerzen hattest, dann lagst du in meinem Arm, Manuel, und ich habe versucht, dich zu trösten. Weißt du das nicht mehr? Mehr konnte ich doch nicht tun, ich war doch selbst noch ein Kind. Hörst du mich, Manuel? Bitte tu mir das nicht an. Bitte nicht. Ich halte das nicht mehr länger aus, glaub mir. Ich verliere den Verstand, ich spüre es. Bitte, hör auf.« Sie konzentrierte sich auf das Zittern ihres Körpers, das Klappern ihrer Zähne hörte sich an wie die langgezogene Salve aus einem Maschinengewehr. Sie presste die Zähne fest aufeinander, lauschte angestrengt und wusste nicht, worauf. Auf eine Antwort? Sie kam nicht. Stille.

Sie nahm allen Mut zusammen, musste jetzt einen weiteren Schritt tun, auf den Sarg zu. Sie musste wissen, was auf der Nachricht

stand. In dem Moment jedoch, in dem sie einen Fuß anhub, krampfte sich ihr Körper erneut zusammen, so stark, dass sie das Gleichgewicht verlor, seitlich wegkippte und hart auf dem Boden aufschlug, erst mit der Schulter, dann mit dem Kopf. Sie stieß einen Schmerzensschrei aus und blieb eine Weile benommen liegen, bevor sie vorsichtig versuchte, sich zu bewegen. Die rechte Schulter schickte einen glühenden Pfeil durch ihren Körper, der sie einen Laut von sich geben ließ, der in ihren eigenen Ohren nicht menschlich klang. *Ich habe mir die Schulter gebrochen*, dachte sie, und eine Welle der Panik schlug über ihr zusammen. Was, wenn sie nicht mehr aufstehen konnte? Wenn sie an dieser Stelle auf dem Boden liegen bleiben musste, bis sie entweder verdurstet war oder bist jemand hereinkam und sie tötete? Nur drei Meter von dem Sarg entfernt, in dem eine tote Frau lag. Und eine Botschaft

an sie. *Nein!*

Mit dem Mut der Verzweiflung drehte sie sich mit einem Ruck herum, so dass die gesunde Schulter nun unten lag. Dabei schrie sie die Schmerzen aus sich heraus, Tränen liefen ihr über die Wangen. Im rechten Arm spürte sie nichts mehr, er hing wie ein Fremdkörper schräg über ihrer Brust, das Handgelenk war abgeknickt, die Hand lag vor ihr auf dem Boden, als hätte sie jemand achtlos weggeworfen.

»Manuel«, versuchte sie es ein weiteres Mal. »Bitte, hilf mir doch. Erinnerst du dich nicht, ich habe dir doch so oft geholfen. Was immer sie dir angetan hat, ich hätte es für dich auf mich genommen, glaub mir bitte. Ich weiß doch auch nicht, warum sie nur dich so gequält hat. Mich hat sie gehasst, weil ich nicht ihr Kind war, da bin ich sicher. Aber gequält hat sie nur dich, ihren eigenen Sohn.« Sie atmete ein paarmal tief durch, weil sie befürchtete, sich vor Schmerzen

übergeben zu müssen. Als das Gefühl langsam nachließ, hob sie den Kopf wieder ein Stück. »Ich habe dich immer geliebt, Manuel, mehr als alles andere auf dieser Welt. Mehr als mich selbst, du musst mir glauben. Du warst nicht nur mein kleiner Bruder, du warst wie ein Teil von mir. Warum also tust du mir das an? Wenn wir jetzt zusammenhalten, kann uns nichts und niemand auf dieser Welt mehr trennen, verstehst du? Sie ist tot, schon lange. Und Inge ist nun auch tot. Aber das weißt du besser als jeder andere. Glaub mir, ich verstehe, dass du das tun musstest, um deinen Seelenfrieden zu finden, ja, ich weiß das. Ich habe mir oft gewünscht, sie wären beide tot. Um deinetwillen, Manuel. Nur um deinetwillen.«

Wieder lauschte sie, wieder war kein Geräusch zu hören außer ihrem Atem und dem Stöhnen, das sie nicht unterdrücken konnte.

Sie ließ den Kopf zu Boden sinken, verzweifelt, resigniert. Ihre Muskeln erschlafften, was ein erneutes Schmerzinferno in der Schulter auslöste. Als der glühende Sturm wieder etwas nachließ, lag sie ruhig da, starrte auf eine der Kunststoffboxen und spürte den Sarg als unheimliche Bedrohung im Rücken.

Was wohl in diesen Boxen war? Warum hatte sie sich bisher noch nicht darum gekümmert? Konnte es nicht sein, dass sie darin etwas fand, mit dem sie sich aus ihrem Gefängnis befreien konnte? Vielleicht war das Ganze ja überhaupt so etwas wie ein Spiel, das jemand mit ihr trieb? Ein grausames Spiel, ja, aber vielleicht räumte der, der für das alles verantwortlich war, ihr eine Chance ein zu entkommen? Sie hatte so etwas mal in einem Film gesehen. An den Namen konnte sie sich nicht erinnern. Da war ein Mann plötzlich irgendwo aufgewacht, wo man ihn eingeschlossen

hatte, und irgendwo gab es dann da einen Schlüssel. Er musste ihn nur finden. Vielleicht ... *Nein, nicht vielleicht*, sagte sie sich selbst. Das ist kein Film. Jemand möchte dich umbringen, und er wird dir keine Chance geben zu entkommen.

Sollte sie einfach liegen bleiben und sterben? Warum nicht? Dann war alles vorbei. Alle Angst, alle Zweifel. Keine Schmerzen mehr, kein Nichts. Irgendwann die Augen schließen und für immer schlafen. Für immer.

Wollte sie das? *Nein!*

Sie mobilisierte all die Kraft, die ihr noch blieb, und richtete sich auf. Gegen die Schmerzen versuchte sie anzuschreien, um sie halbwegs erträglich zu machen. Mit der linken Hand stützte sie sich ab und drückte sich hoch. Sie schwankte, taumelte, stand. Weinend, zitternd, nicht vor Kälte, sondern vor Schmerzen. Würgend, und sich schließlich übergebend, danach außer Atem

und kurz vor einer Ohnmacht. Sie nahm nicht mehr wahr, wo sie war, aber ... sie stand. Die Zeit zog an ihr vorbei wie ein gleichmäßiger, kalter Strom, an dessen Ufer sie saß. Sie hatte nichts damit zu tun, sie war zeitlos. Ihre Gedanken waren zweidimensionale Bilder, die durch einen luftleeren dunklen Raum ohne Gravitation schwebten, sich dabei um beide Achsen drehten und mal die Vorderseite, mal die schwarze Rückseite zeigten. Eva spürte nichts. Keine Schmerzen, keine Kälte, nichts. Dann gab plötzlich eines ihrer Knie nach, das Bein knickte ein, und fast wäre sie ein zweites Mal gestürzt, aber im allerletzten Moment schaffte sie es, ihr Gewicht auf das andere Bein zu verlagern und stehen zu bleiben.

Sie hatte den Sarg noch immer im Rücken, und im Sarg lag die Nachricht an sie. Langsam drehte sie sich um, versuchte wieder, die höllischen Schmerzen zu

ignorieren. Noch stand sie zu weit weg, um etwas sehen zu können, sie würde näher herangehen müssen. Sie versuchte einen ersten, vorsichtigen Schritt und hatte dabei das Gefühl, ihre Gliedmaßen seien mit Gummibändern an der Wand in ihrem Rücken befestigt. Mit aller Kraft stemmte sie sich dagegen und schaffte es, einen ersten Schritt zu machen, dann einen zweiten hinterher. Nun war sie so nahe am Sarg, dass sie ein Stück weit hineinsehen konnte. Die tote Frau sah sie zum Glück noch nicht. Ein weiterer Schritt, der noch mehr vom Inhalt preisgab, dann sah sie ein nacktes Bein. Es sah grau aus. Es sah schrecklich aus. Sie hatte gewusst, was sie erwartete, und doch war es ihr fast unmöglich, auch nur einen Zentimeter näher heranzugehen. Sie fürchtete sich davor und konnte den Blick doch nicht von dem nackten, toten Fleisch abwenden. Aber sie hatte keine Wahl, sie musste sich dem Anblick stellen, sie musste

diese Nachricht lesen. Mit einem letzten, großen Schritt stand sie am Rand des Sargs und sah herein. Und wieder hörte sie sich selbst aufstöhnen. Sie wollte der Toten nicht ins Gesicht sehen, und konnte doch nicht anders. Aus den Augenwinkeln nahm sie das Schild wahr, das auf ihrer Brust lag, doch sie konnte noch nicht lesen, was darauf geschrieben stand. Wie ein Magnet wurde ihr Blick von dem weißen Gesicht angezogen, das mit dunklen Flecken durchsetzt war. Ihre Augen hingen an den blauschwarzen Lippen, die nur mehr zwei Striche waren, an ... *Die Lippen*. Eva hielt den Atem nicht an, sie atmete einfach nicht weiter. Sie konnte die Lippen sehen und die Augen. Sie waren vorher zugeklebt gewesen. Jemand hatte das Klebeband entfernt. Etwa die Frau ...? Nein, das war unmöglich, sie ... Die Atemnot wurde zu groß, mit einem Ruck sog Eva gierig die Luft ein. Vielleicht waren die Augen und die

Lippen auch gar nicht zugeklebt gewesen? Vielleicht hatte sie sich das nur eingebildet? *Nein, weg*, sie musste solche Gedanken wegschieben. Sie war nicht verrückt. Ihr Blick heftete sich wieder bewusst auf die Wangenknochen, die so spitz herausstanden, als ob sie jeden Moment die dünne Haut durchstechen würden, die über ihnen lag.

Dann wanderte ihr Blick zu den Augen. *Kein Klebeband*. Sie waren schlimm, diese halb geöffneten Augen, unter denen sie einen Teil der Pupillen sehen konnte, die fürchterlich stumpf ihren toten Blick gegen die Decke gerichtet hatten.

Endlich schaffte es Eva, sich loszureißen, das weiße, mit Seide überzogene Kopfkissen zu registrieren und den Blick auf das Schild zu richten. Bevor sie jedoch den Text las, sah sie, dass unter diesem Schild, auf dem Bauch der Frau, eine Rolle graues Textilklebeband lag. *Das gleiche*

Klebeband ... Dann war ihr Blick auf dem Schild. Die Schrift war eindeutig eine andere als die bei den bisherigen Nachrichten. Kaum lesbar, und doch ...

Klebe deine Augen zu

Klebe deinen Mund zu

Leg dich zu ihr

Schließ den Sarg

oder ich töte dich

Menkhoff versuchte in sich hineinzuhorchen. War es möglich, dass Eva Rossbach recht hatte mit ihren Vermutungen? Konnte ihr Bruder noch am Leben sein? Oder bestätigte das, was sie gerade von Wiebke Pfeiffer gehört hatten, nicht eher seine Theorie, dass Eva Rossbachs Stiefmutter damals ihren kleinen Sohn umgebracht und die ganze Paddelbootnummer inszeniert hatte, um den Mord zu vertuschen? Was ihr letztendlich ja auch gelungen war.

»Wie denken Sie darüber, Frau Pfeiffer?«, fragte er nun. »Halten Sie es für möglich, dass Frau Rossbachs Bruder noch lebt?«

Sie sah ihn offen an. »Ich weiß es nicht, wirklich. Das ist eine andere Welt. Ich bin sehr behütet aufgewachsen, wissen Sie, Gewalt gab es in unserer Familie nie. Weder mein Vater noch meine Mutter hätten jemals die Hand gegen meine Schwester oder mich erhoben. Ich weiß ja, dass es

solche schrecklichen Dinge gibt, aber das ist für mich alles sehr schwer vorstellbar, vor allem, wenn es um eine Familie wie die Rossbachs und dann auch noch um meine Freundin geht. Eva ist sicher kein einfacher Mensch, aber sie ist ehrlich, und wenn sie sagt, dass Manuel noch lebt, dann ist das nicht einfach nur so eine Behauptung. Dann ist sie wirklich davon überzeugt. Und wer, wenn nicht sie, könnte am ehesten ahnen, was damals passiert ist?«

»Mir fiel da jemand ein, aber die ist tot«, sagte Menkhoff bitter. »Was glauben Sie, macht ihr die Vorstellung Angst, ihr Bruder könnte tatsächlich noch leben?«

»Ja. Vielleicht nicht immer, aber seit ihre Schwester ... ihre Halbschwester so grauenvoll umgebracht worden ist, schon.«

»Wir wissen, dass ...«, weiter kam Reithöfer nicht, denn sie wurde von der Türklingel unterbrochen. Wiebke Pfeiffer ging zur Haustür und kam kurze Zeit später

gefolgt von Jörg Wiebking ins Wohnzimmer zurück.

»Ah, Herr Wiebking, wie wir hörten, galten sie schon als verschollen«, begrüßte Menkhoff ihn.

»Ja, ich habe gerade schon von Wiebke erfahren, dass nach mir gesucht wurde.« Er setzte sich auf den Platz, auf dem zuvor Wiebke Pfeiffer gesessen hatte.

»Und, wo waren Sie?«

»Ach, nirgendwo. Ich bin einfach mit dem Auto rumgefahren.« Es klang nicht so, als hätte er große Lust, darüber zu reden, was Menkhoff allerdings wenig interessierte. »Gab es denn dafür einen besonderen Grund?«

Wiebking wandte sich an Wiebke Pfeiffer, die neben ihm Platz genommen hatte. »Hast du vielleicht ein Bier für mich?«

»Ja, klar.« Sie stand wieder auf und ging in die Küche.

»Einen Grund? Nein, nichts Besonderes.

Manchmal muss das sein, um den Kopf freizubekommen.«

»Ah, verstehe. Das ist beneidenswert. Nur die wenigsten können ihren Arbeitsplatz einfach so und ohne jemanden zu informieren verlassen, wenn ihnen danach ist. Ihr Vater scheint da zumindest auch noch etwas konservativer eingestellt zu sein.«

»Mein Vater«, es klang verächtlich. »Es ist mir egal, was mein Vater über irgendetwas denkt. Und vor allem, was er über mich denkt.«

»Kann es sein, dass Ihr Vater der Grund für Ihren Ausflug war, Herr Wiebking?«, fragte Reithöfer, als Wiebke Pfeiffer gerade mit einer Flasche Bier und einem Glas zurückkam.

Wiebking verdrehte genervt die Augen. »Mein Vater hat heute per Rundmail alle Mitarbeiter offiziell darüber informiert, dass er mit sofortiger Wirkung Dr. Guido Löffler

zu seinem Stellvertreter gemacht hat, um ihn für seine Aufgabe als zukünftigen Geschäftsführer vorzubereiten. Denken Sie, das ist Grund genug, mal einfach so ein bisschen mit dem Auto durch die Gegend zu fahren? Wenn man selbst die Hoffnung immer noch nicht aufgegeben hatte, dass einen der eigene Vater nicht vielleicht doch noch für diesen Posten berücksichtigt?« Er ignorierte das Glas und setzte die Flasche an den Mund.

»Eva Rossbach ist verschwunden«, sagte Menkhoff unvermittelt und beobachtete Wiebking dabei scharf. Der setzte die Flasche ab und sagte: »Ja, Wiebke sagte schon so etwas.«

»Das klingt nicht gerade so, als ob Ihnen das große Sorgen macht.«

»Ich habe im Moment halt meine eigenen Sorgen. Die taucht schon wieder auf.«

»Ach, das denken Sie?«, warf Reithöfer ein. Sie klang gereizt. »Nachdem ihr Arzt

lebensgefährlich verletzt und sie entführt wurde? Gab es schon mal Momente in Ihrem Leben, in denen Sie nicht ausschließlich um sich selbst gekreist sind, Herr Wiebking?«

Menkhoff sah sie erstaunt an, und Wiebking war anzusehen, dass ihn nicht nur die Art, wie Reithöfer mit ihm redete, überraschte. »Nein, ich ...« Er richtete sich im Sessel auf. »Das wusste ich nicht mit der Entführung. Wiebke sagte mir gerade an der Tür nur, dass Sie da sind, weil Eva verschwunden sei. Was ist denn da passiert? Und welcher Arzt ist verletzt? Ich verstehe das alles nicht.«

Jutta Reithöfer brachte ihn – nun sichtlich gefasster – auf den neuesten Stand. Menkhoff wartete, bis sie fertig war, dann sagte er: »Herr Wiebking, hat Frau Rossbach Ihnen gegenüber mal was von einem Bruder erwähnt?«

»Einem Bruder? Ich weiß, dass ihr Bruder

damals im Rhein ertrunken ist.«

»Hat sie jemals Zweifel daran geäußert, dass er wirklich ertrunken ist?«

»Wie? Nein, wieso sollte sie daran zweifeln? Also langsam verstehe ich gar nichts mehr.«

»Frau Rossbach glaubt, dass ihr Bruder damals nicht wirklich ertrank, sondern von seiner Mutter weggegeben wurde, und dass er jetzt wieder zurückgekommen ist.«

Wiebking starrte Menkhoff mit offenem Mund an. Nach einigen Sekunden sagte Menkhoff: »Herr Wiebking? Alles in Ordnung?«

»Ja ... Ja, entschuldigen Sie. Ich musste nur ... Mir ist nur gerade etwas eingefallen, das wirklich ziemlich verrückt ist. Vor ein paar Monaten, ich glaube, es war im April oder Mai, bin ich abends auf dem Parkplatz mal einem Kerl begegnet, der Eva ziemlich ähnlich sah. Er bewegte sich anders und sah schon auch anders aus, ein Mann halt,

aber die Ähnlichkeit zu Eva war doch verblüffend.«

»Und? Was haben Sie getan?«, hakte Menkhoff ungeduldig nach.

»Nichts, der Typ hat gemerkt, dass ich ihn angestarrt habe, und hat mir den Mittelfinger gezeigt. Er wirkte ziemlich aggressiv, und ich hatte keine Lust, mich mit ihm anzulegen. Ich bin ins Auto gestiegen und weggefahren.«

»Haben Sie Frau Rossbach davon erzählt?«

»Nein, ich war mir dann auch anschließend nicht mehr so sicher, ob ich mir die Ähnlichkeit nicht vielleicht nur eingebildet hatte. Aber jetzt, wo Sie das mit ihrem Bruder sagen ...«

»Gott, das ist ja richtig unheimlich!« Wiebke Pfeiffer sah Jörg Wiebking verstört an. »Wenn ich mir das vorstelle ... Da taucht plötzlich der eigene Bruder wieder auf, der als Kind ertrunken sein soll. Kein

Wunder, dass Eva oft so durcheinander ist und so viel vergisst.«

»Na ja, so weit sind wir ja noch nicht«, wiegelte Menkhoff ab. »Das ist nur eine Theorie von Frau Rossbach, die ich für meinen Teil für sehr unwahrscheinlich halte. Aber was meinen Sie damit, Frau Rossbach vergisst viel?« Als Wiebke Pfeiffer zögerte, hakte Menkhoff nach. »Frau Pfeiffer ...?«

»Ach, wie soll ich das erklären. Eva ist manchmal etwas ... verwirrt. Sie hat mir erzählt, dass es vorkommt, dass sie sich plötzlich irgendwo befindet und nicht mehr weiß, wie sie dahin gekommen ist. Sie denkt, es ist so etwas wie schlafwandeln bei Tag, dass sie so sehr in Gedanken versunken ist, dass sie Dinge automatisch tut, ohne darüber nachzudenken. Und wenn sie sich dann irgendwann wieder bewusst wird, was um sie herum geschieht, wundert sie sich.«

»Ja, verwirrt ist sie öfter mal, das kann ich bestätigen«, fügte Jörg Wiebking hinzu. »Ich habe mir schon öfter Gedanken gemacht, dass ein paar hundert Arbeitsplätze von einer Frau abhängen, die offensichtlich psychische Probleme hat. Verstehen Sie mich nicht falsch, aber ich finde das verantwortungslos.«

»Hat Frau Rossbach Ihres Wissens nach deswegen ärztliche Hilfe in Anspruch genommen?«, wandte Reithöfer sich wieder an Wiebke Pfeiffer.

»Nicht, dass ich wüsste. Darum war ich auch froh, als sie sich dazu entschlossen hat, einen Termin bei Burghard Leienberg zu machen.«

»Und wie ...«, Menkhoff wurde durch das Klingeln seines Telefons unterbrochen. Es war Brosius, und er klang höchst erregt. »Dein Rocker, der, den die Frau vor der Praxis des Psychiaters gesehen hat ... Kann sein, dass wir ihn haben.«

»Was? Wo? Und hat er schon irgendwas zugegeben? Nun sag schon.« Menkhoff sprach aufgeregt in sein Telefon.

»Die Kollegen haben ihn an einer Bushaltestelle gefunden, nachdem sie von Passanten alarmiert wurden. Er ist dort mit einer Flasche niedergeschlagen worden.«

»Was? Von wem?«

»Wo bist du gerade?«

»Bei Frau Pfeiffer, der Freundin von Eva Rossbach, aber ...«

»Das hörst du dir am Besten von ihm selbst an, Bernd. Es ist etwas kompliziert.«

»Wo ist der Kerl? Im Krankenhaus?«

»Nein, er ist hier.«

»Auf dem Präsidium? Wieso bist du um diese Uhrzeit überhaupt noch da?«

»Weil ich dein Chef bin, Herr Menkhoff. Also, sieh zu, dass du deinen Hintern hierher bewegst.«

»Bis gleich.« Menkhoff steckte das Telefon

weg und wandte sich an Reithöfer: »Wir müssen los.«

»Ist Eva wieder da?«, fragte Wiebke Pfeiffer aufgeregt. »Und geht es ihr gut?«

»Nein, tut mir leid, Frau Rossbach ist noch nicht wieder aufgetaucht, aber vielleicht kommen wir jetzt einen Schritt weiter.« Er stand auf und nickte erst ihr, dann Jörg Wiebking zu. »Wir melden uns wieder.« Ohne sich noch einmal umzudrehen, verließ er das Haus und wartete draußen ungeduldig, bis Jutta Reithöfer bei ihm war.

»Was ist los?«, wollte sie wissen, während sie auf den Wagen zingingen. Menkhoff schlug mit der flachen Hand auf das Autodach. »Komm, beeil dich, ich erzähle es dir während der Fahrt. Und jetzt gib Gas.«

Sie brauchten fünfundzwanzig Minuten bis zum Präsidium. Als sie in ihrer Etage ankamen, stürmte Menkhoff regelrecht durch den Flur und traf auf Udo Riedel, der

sich ihm in den Weg stellte. Bevor der etwas sagen konnte, hob Menkhoff die Hand. »Udo, ich bin im Moment nicht sonderlich gut aufgelegt, ich bin in Eile, und vor allem bin ich gerade nicht sehr kritikfähig. Tu uns beiden also bitte den Gefallen und verschone mich mit deiner Meinung über mich, okay?«

Riedel wiegelte ab. »Nein, nun lass mich gefälligst sagen, was ich zu sagen habe, und tu nicht schon wieder so, als wüsstest du alles.«

Menkhoff schnaufte. »Also los, dann sag schon, ich hab's wirklich eilig.«

Riedel sah an Menkhoff vorbei zu Reithöfer und schien darüber nachzudenken, ob es eine gute Idee war, mit ihm zu reden, wenn seine Kollegin dabei war. Offenbar kam er aber zu dem Schluss, dass es egal war. »Also gut. Der Chef hat mir gesagt, dass du einige Male in den letzten Tagen explizit wolltest, dass ich Dinge übernehme, die für

den Fall durchaus relevant waren. Ich weiß nicht, warum du das getan hast, und es ist möglich, dass es Berechnung war, aber irgendwann muss es auch mal gut sein mit dem Misstrauen. Also, ohne Umschweife: Ich gebe zu, ich habe mich wohl in dir getäuscht und entschuldige mich bei dir. Und ... du kannst auf mich zählen.« Sein Gesicht schien in diesem Moment noch um einige Nuancen röter zu werden als sonst, und auch, wenn Menkhoff sich an irgendwelche Seifenopern erinnert fühlte, so konnte er doch nicht anders, als Riedel die Hand entgegenzustrecken. »Das freut mich, Udo.« Sie schüttelten sich kurz die Hand.

»Also dann, wir haben noch einiges zu tun«, sagte Menkhoff mit einem Blick zu Reithöfer. Sie gingen weiter, wobei Jutta Reithöfer ihn angrinste. Er sparte sich ihr gegenüber aber jeglichen Kommentar.

Als sie Brosius' Büro betraten, hielt Menkhoff sich nicht lange mit Vorreden auf,

sondern fragte ohne Umschweife: »Wo ist der Kerl?«

»Er sitzt drüben im Vernehmungsraum und fragt alle zwei Minuten, ob er nicht doch vielleicht eine rauchen kann.«

»Okay, irgendwas, das ich wissen muss?«

»Ja, aber wie schon gesagt – das musst du dir von ihm selbst anhören. Ich kann dir aber schon sagen, seine Geschichte ist ziemlich abgedreht. Und es hat mit Eva Rossbach zu tun.« Menkhoff nickte und verließ Brosius' Büro. Sie verabredeten, dass Reithöfer draußen blieb und das Audioprotokoll mithörte.

Der Kerl, der im Vernehmungsraum saß, entsprach tatsächlich absolut der Beschreibung der alten Dame. Als Menkhoff hereinkam, drehte der Mann sich zu ihm um, und als sie sich ansahen, konnte Menkhoff nicht anders als sich einzugestehen, dass der Kerl ihm auf Anhieb sympathisch war. Er hatte einen offenen und ehrlichen Blick.

»Guten Abend, mein Name ist Menkhoff. Ich leite den Fall, in den Sie offensichtlich hineingeraten sind.«

Der Mann stand zu Menkhoffs Verwunderung sogar auf und streckte ihm die Hand entgegen. »Guten Abend, mein Name ist Frank Schmidt, aber alle nennen mich Dagger.«

»Bitte, setzen Sie sich, Herr Schmidt.« Menkhoff deutete auf den Stuhl, auf dem Schmidt gesessen hatte, ging um ihn herum und setzte sich ihm gegenüber an den kleinen weißen Tisch.

Schmidt hatte eine Mullbinde mit einem großen Blutfleck am Hinterkopf, auf den Menkhoff deutete. »Dazu kommen wir gleich, Herr Schmidt, aber zuerst möchte ich von Ihnen wissen, ob Sie heute vor der Praxis des Psychiaters Dr. Burghard Leienberg gestanden haben, während Eva Rossbach bei ihm in Behandlung war.«

Schmidt nickte. »Ja, das habe ich,

allerdings wusste ich nicht, wer die Frau nun eigentlich ist, die da drin war. Also ich dachte anfangs, es zu wissen, aber dann wurde es komisch.«

»Wie darf ich das verstehen?«

»Ich hab zwar schon versucht, das Ihrem Kollegen zu erklären, aber der hat's, glaube ich, nicht so wirklich geschnallt. Aber ich kann's verstehen, ist ja auch echt voll krass, die Story.«

»Dann versuchen Sie Ihr Glück doch mal bei mir, vielleicht verstehe ich es ja.«

»Okay, also: Ich sehe da diese Frau am Dom, die marschiert an mir vorbei und flucht vor sich hin, von wegen Arschloch und so. Ich denke: Mann, die kennst du doch. Aber irgendwie ist die anders. Ich bin Konditor, müssen Sie wissen, und ich liefere meine Torten in ganz Köln aus. Und ich dachte mir, die kenn ich bestimmt, weil sie 'ne Kundin ist. Ich kenn die meisten Leute, weil sie Kunden von mir sind. Also spreche ich sie

an, aber so, wie die sich erst mal gibt, passt das irgendwie nicht. Sie sagt mir, sie heißt Britta. Eine Britta sagt mir gar nichts, aber ich weiß sicher, ich kenne sie. Also gehe ich ihr nach, als wir uns verabschieden, weil mich das echt kirre macht. Sie läuft hin und her, und irgendwann steigt sie in einen Bus ein. Ich denke, die Kohle investierst du jetzt, pfeife mir eine Taxe ran und fahre ihr nach.« Er grinste vor sich hin. »War wie so 'n Privatdetektiv. Der Taxifahrer hat mich ganz komisch angeschaut, wenn wir hinter dem Bus gehalten haben.«

»Wo ging die Fahrt denn hin?«

»Tja, an der Stelle fängt es an, echt seltsam zu werden. Der Bus hielt hier und da an, es stiegen Leute ein und aus, aber sie war nicht dabei. Und dann, in Marienburg, steigt eine Frau aus, die ich sofort erkenne: Frau Rossbach. Sie ist eine gute Kundin von mir, ich habe ihr schon eine ganze Menge Torten geliefert, zu irgendwelchen Anlässen.

Und wissen Sie, was das wirklich Verrückte ist an der Sache?« Er machte eine Pause, in der er wohl erwartete, dass Menkhoff nachhakte, und der tat ihm den Gefallen.
»Nein, was denn?«

»Sie hat die gleichen Klamotten an wie diese Britta. Und als ich die Frau Rossbach da so sehe, weiß ich auch, wieso mir diese Britta so bekannt vorkam. Die beiden sind ein-und dieselbe Frau. Andere Frisur, andere Sprache, aber sonst – eine Frau.«

»Was? Wie, eine Frau?«

»Ja, wenn ich's Ihnen doch sage. Diese Britta ist Frau Rossbach, nur mit roter Perücke und Schminke drauf. Und sie hat 'ne derbe Sprache, ganz anders als Frau Rossbach. Sogar die Stimme ist irgendwie anders.«

»Soll das heißen, die beiden ähneln sich? Wie Schwestern?«

Schmidt schüttelte lächelnd den Kopf.
»Nee, Herr Kommissar, das soll heißen, die

beiden sind nicht die beiden, sondern eins.«

Menkhoffs Gedanken überschlugen sich. Eva Rossbach führte ein Doppelleben? Weshalb sollte sie das tun? »Na ja, also ich weiß nicht ... Aber erzählen Sie mal weiter.«

»Also, ich hab gesehen, dass sie in ihr Haus gegangen ist, und hab meinen Kumpel Mick angerufen, weil meine Maschine ja noch in der Innenstadt stand. Der kam auch, und gemeinsam sind wir dann auf seinem Motorrad der Frau Rossbach nachgefahren zu diesem Arzt. Ich fand das unheimlich spannend. Da haben wir auf der anderen Straßenseite gestanden und gewartet. Und dann ist plötzlich eine Lampe durch das Fenster geflogen, und zwei Typen sind aus einem Auto gesprungen und da reingerannt. Tja, wir haben noch 'ne ganze Weile gewartet, aber als Ihre Kollegen da angerückt sind, haben

wir uns verzogen.«

»Und Sie haben Frau Rossbach nicht rauskommen sehen?«

»Nee, die ist da nicht rausgekommen, das hätte ich gesehen. Ich hab den Eingang die ganze Zeit im Blick gehabt.«

Menkhoff dachte darüber nach. Wenn mehrere Leute den einzigen Eingang beobachtet hatten, und der Entführer war nicht mit Eva Rossbach herausgekommen, mussten die beiden sich noch im Haus befunden haben, als die Kollegen hineingerannt waren. Vielleicht sogar noch, als er selbst dort war. Er führte sich die Situation in Leienbergs Praxis nochmals vor Augen. Der Eingang, der Flur, die Treppe ... Die Treppe, natürlich. Der Kerl brauchte sie nur dort hochgeschleppt zu haben. Die Kollegen hatten zwar mit allen Anwohnern gesprochen, aber wenn sich dort oben irgendwo jemand versteckt hätte ... Aber darüber konnte er sich später noch

Gedanken machen. Er sah sein Gegenüber wieder an. Der beobachtete ihn interessiert und schien darauf zu warten, dass er weitererzählen konnte. »Wie ging es dann weiter?«, forderte Menkhoff ihn auch dazu auf.

»Na ja, ich dachte mir, sie wird wohl irgendwann wieder zu Hause auftauchen, und bin zurück nach Marienburg gefahren, aber da waren nur Polizeiwagen. Da hab ich's aufgegeben und mich von Mick zu meiner Maschine bringen lassen. Und dann fiel mir ein, dass ich dieser Britta gesagt hab, ich würde abends wieder in der Kneipe auf sie warten, in der wir mittags zusammen waren. Es war zwar noch früh, aber ich dachte mir, ich schau mal da vorbei. Und siehe da, als ich den Laden betrete, steht doch Britta mit roter Perücke vor mir. Wir haben uns hingesetzt, und dann hab ich versucht, aus ihr rauszukitzeln, was dieses ganze Theater soll. Ich war auch vorsichtig

und hab sie nicht direkt darauf angesprochen.«

»Moment!« Menkhoff versuchte die Fragmente in seinem Kopf zu einem logischen Gebilde zusammenzufügen. »Wenn sie diese Britta zu diesem Zeitpunkt in der Stadt getroffen haben, dann kann sie nicht Eva Rossbach sein, denn die ist zuvor bei dem Überfall auf Dr. Leienberg entführt worden. Da haben wir einen Bruch in der Geschichte.«

Schmidt hob die Schultern. »Ich weiß nicht, ob jemand entführt wurde und warum, ich weiß nur, dass Britta Eva ist und Eva Britta. Soll ich weitererzählen?«

»Ja, bitte.«

»Also, Britta-Eva hat wohl nicht gefallen, dass ich ihr ein paar Fragen gestellt hab. Sie ist plötzlich so schnell aus der Kneipe gerannt, dass ich ihr nicht mal mehr folgen konnte. Als ich rauskam, war sie schon irgendwo zwischen den Leuten

verschwunden. Ich dachte mir, die Gute hat ein echtes Problem, und wollte nicht einfach so aufgeben, und weil sie beim ersten Mal nach Marienburg gefahren ist, hab ich's wieder da versucht. Aber sie tauchte nicht auf, und irgendwann hab ich es aufgegeben. Ich hab mich auf meine Maschine gesetzt und bin losgefahren. Und was glauben Sie, wer da ein Stück weiter an einer Bushaltestelle sitzt? Die gute Britta. Ich parke also die Maschine und gehe auf sie zu, aber die ist wie weggetreten. Ich dachte, die hat sich irgendeinen Dreck reingezogen und ist high. Ich hab sie geschüttelt und ihren Namen gerufen, und plötzlich schaut sie mich an und ist wieder da. Sie blafft mich an, was ich hier zu suchen hätte, und ob ich ihr aufgelauret hätte. Dann hab ich mich irgendwie zu meiner Maschine umgedreht, und dann gingen die Lichter aus.«

Menkhoff stieß die Luft aus. »Das ist

starker Tobak, den Sie hier erzählen, Herr Schmidt.«

»Ja, ich weiß, es klingt vollkommen verrückt, aber ich schwör Ihnen, genau so war's. Und Frau Rossbach ist Britta.«

Menkhoff stand auf. »Gut, Herr Schmidt, so leid es mir tut, aber Sie werden noch eine Weile hierbleiben müssen. Die Kollegen werden noch eine Anzeige aufnehmen wegen Körperverletzung. Ich danke Ihnen.«

Menkhoff rauchte der Kopf, und während er auf das Büro seines Chefs zusteuerte, versuchte er in alledem, was er gerade gehört hatte, einen Sinn zu entdecken. Es gelang ihm nicht.

Eva starrte wie gebannt auf das Schild, sie versuchte, einen Gedanken zu fassen, aber ihr Verstand war nicht in der Lage, auch nur ein einziges Wort zu formulieren. Sie wusste nicht, wie lange sie schon so dagestanden und in den Sarg gestarrt hatte. *Schau ihr nicht ins Gesicht*, sagte sie sich selbst. Sie ahnte, wenn sie wieder in diese toten Augen blicken würde, nun in dem Bewusstsein, was dieser Irre von ihr verlangte, dann würde sie wahrscheinlich den Verstand verlieren. Sie musste sich irgendwie losreißen und dabei darauf achten, dass ihr Blick keinesfalls abschweifte. Sie musste, musste. Jetzt. Eva schloss die Augen und wandte sich abrupt vom Sarg ab. Der Schmerz in ihrer Schulter war kaum auszuhalten, ihre Sinne schwanden. Sie sank in die Hocke und landete unsanft auf dem Hintern, was eine erneute Schmerzwelle durch ihren gesamten Körper

jagte. Sie wurde von einem Weinkrampf geschüttelt, sie schrie vor Qual, immer wieder, bis nur noch ein heiseres Krächzen aus ihrem Mund drang. Und plötzlich brandete ein Gedanke in ihr auf: Sie wollte tot sein.

Sie saß auf dem Boden, ihr Kinn sank auf die Brust, die Augen hatte sie geschlossen. Wenn sie nun starb, hatte all dies ein Ende. Diese unerträglichen Schmerzen, das Grauen, das seit Tagen zu ihrem ständigen Begleiter geworden war, die immerwährende, fürchterliche Angst. Vorbei.

Ihre Augen öffneten sich wieder. Vorbei? Was war denn vorbei? Nichts. Sie würde nicht einfach so sterben, in diesem Moment, dort, wo sie gerade saß. *Leg dich zu ihr, schließ den Sarg oder ich töte dich.* Das hatte er geschrieben, und sie zweifelte mittlerweile keine Sekunde mehr daran, dass er die Drohung wahrmachen würde.

Er. Manuel. War es denn wirklich verwunderlich? Diese Frau hatte ihn damals an irgendwelche Kinderschänder verkauft, da war Eva sicher. Dort war er dann Tag für Tag misshandelt worden, geschlagen und gequält. Sie mochte sich gar nicht ausmalen, was man ihm alles angetan hatte. Sie hatte gesehen, was diese Frau getan hatte, und Manuel war ihr eigenes Kind gewesen. Eva hatte sich Bücher besorgt, sie hatte gelesen, wozu dieser menschliche Abschaum fähig war. So war Manuel wahrscheinlich aufgewachsen, ohne Liebe, ohne Hoffnung, nur immer wieder Schmerzen, Demütigung, brutale Gewalt. Irgendwann musste er den Verstand verloren haben, und nur noch Hass hatte ihn am Leben gehalten und ihn all die Jahre überstehen lassen. Und jetzt war er zurück, er wollte sich rächen, und er hatte mit seiner Schwester begonnen, die damals zugesehen und sogar noch Lügenmärchen

erzählt hatte, damit sie von ihrer Mutter gelobt wurde und damit die wieder einen Grund mehr hatte, ihn zu quälen. Ja, Inge hatte ihren Lohn schon bekommen, und sie hatte ihn auch verdient. Aber warum sie, Eva? Konnte Manuel nicht mehr unterscheiden, wer gut war und wer nicht? Oder hatte er einfach alles vergessen, was sie damals für ihn getan hatte? Wahrscheinlich hatte er das. Jedenfalls sollte sie jetzt an der Reihe sein, und sie wusste, sie durfte keine Gnade von ihm erwarten. Er würde sie genauso töten, wie er Inge getötet hatte. Genauso? Ihr Kopf fuhr hoch, sie verzog schmerzhaft das Gesicht. Er würde sie töten, und das konnte nur bedeuten, er würde sie in einen Sarg stecken und lebendig begraben. Und das hier, in diesem Loch, war wahrscheinlich das Vorspiel, das er mit Inge und der anderen Frau auch getrieben hatte. Er kostete seine Rache in vollen Zügen aus.

Lebendig begraben. Eva erinnerte sich, wie es war. Und dieses Mal sollte sie in der Kiste liegen, bis sie starb, vergraben, mit Tonnen von Erde über sich. Mit einer Toten unter sich.

Die Panik kam auf sie zugerollt wie eine riesige Welle, sie schlug über ihr zusammen und elektrisierte all ihre Nerven. Sie ließ sie erzittern, kurz und heftig, sie spürte die Schmerzen in der Schulter und ertrug sie. Ohne ihre Bewegungen bewusst steuern zu können, stand Eva auf. Sie hörte lautes Stöhnen. Zuerst dachte sie, es sei aus dem Sarg gekommen, aber die Geräusche machte sie selbst. Sie stand, sammelte sich, und ging auf die Plastikboxen zu. Der rechte Arm baumelte an ihrer Seite wie ein angeschnallter Fremdkörper, so, als gehöre er nicht zu ihr. Egal.

Der Deckel der Kiste ließ sich leicht öffnen. Ein Schwall unglaublichen Gestanks schlug ihr entgegen, der sie schreiend

zurückfahren ließ. Wieder ein brüllender Schmerz in der Schulter. Langsam, bemüht, nicht durch die Nase zu atmen, beugte sie sich wieder ein Stück vor und warf einen Blick in die Kiste. Es war ekelhaft. Der Gestank kam offenbar von den Resten einiger uralter, vermodernder Lebensmittel in Pappschachteln, aus denen der Schimmel wucherte. Außerdem lag eine orangefarbene Tasche darin mit einem weißen Kreuz darauf, wohl eine Art Verbandstasche. Auch sie war größtenteils mit Schimmel überzogen. Eva ließ den Deckel fallen und wandte sich der zweiten Box zu, die direkt daneben stand. Dabei ertappte sie sich, wie sie einen Blick zur Seite auf den Sarg warf. Sie hatte das Gefühl, die Anwesenheit der toten Frau körperlich zu spüren, es war fast, als starre die Leiche sie durch die Sargwände hindurch an.

In der zweiten Box sah es ähnlich aus wie in

der ersten, und es roch auch genauso. Eva wollte den Deckel schon wieder angeekelt fallen lassen, als ihr Blick auf etwas fiel, das sie vor Schreck erstarren ließ.

Auf einer halb verfaulten Pappschachtel lag ein gut erhaltenes Foto ihrer Stiefmutter.

Menkhoff saß zusammen mit Reithöfer im Büro seines Chefs.

»Ich weiß nicht, was ich von der Geschichte halten soll«, sagte er und sah von seiner Kollegin zu Brosius. »Der Mann macht auf mich den Eindruck, als würde er die Wahrheit sagen, aber ... Vielleicht gibt es da einfach eine Frau, die Eva Rossbach sehr gleicht.«

»Was immer noch die Frage aufwirft, wer ihn niedergeschlagen hat, als er die vermeintliche Frau Rossbach an der Bushaltestelle getroffen hat«, bemerkte Brosius. »Und warum derjenige das tat.«

»Vielleicht ist diese Britta eine Nutte, und ihrem Zuhälter hat es nicht gefallen, dass unser Herr Schmidt ihr nachsteigt, ohne zu zahlen.«

»Und wenn er recht hat?«, warf Reithöfer ein, woraufhin Menkhoff ihr einen verständnislosen Blick zuwarf. »Wie, was

meinst du damit?«

»Na, dass es tatsächlich Eva Rossbach war, die sich als Britta ausgegeben hat.« Reithöfer wirkte fast ein bisschen trotzig auf Menkhoff.

»Du denkst, Eva Rossbach führt ein Doppelleben? Mensch, Jutta, überleg doch mal ... Aber gut, was soll's. Lass uns das durchspielen. Da haben wir die stinkreiche Frau Rossbach, die ein bisschen ... sagen wir mal sonderbar ist. Sie feiert keine Partys, hat nichts mit dem Kölner Jetset zu tun, man trifft sie in keinen Schickimicki-Kneipen, nichts. Man könnte sagen, sie führt ein langweiliges Leben. Und weil ihr Leben so langweilig ist, zieht sie sich eine rote Perücke und billige Klamotten an, schminkt sich nuttig und stürzt sich als Britta ins pralle Leben? Ach so, dabei verändert sie noch die Stimme und redet auch anders als Eva Rossbach. Glaubst du das wirklich? Entschuldige, aber wenn das der Fall sein

sollte, kann ich meine Menschenkenntnis eintüten.«

Reithöfer hatte ihm geduldig zugehört, ohne auch nur den Ansatz zu machen, ihn zu unterbrechen. Nun sah sie ihn fragend an.

»Fertig?«

»Ja, fertig.«

»Nein, das glaube ich nicht.«

Menkhoff sah verwundert zu Brosius, der mit den Schultern zuckte, was wohl bedeuten sollte, dass er auch nicht wusste, was Reithöfer meinte. »Wie, was denn sonst?«

»Was ist, wenn Eva Rossbach gar nichts von Britta weiß?«

Noch immer verstand Menkhoff zunächst nicht, was sie meinte, doch dann begann es ihm zu dämmern. »Du glaubst, sie hat eine Persönlichkeitsspaltung?«

»Ja, ich halte das für möglich. Ich kenne mich auf diesem Gebiet nicht gut aus, aber ich weiß, dass diese Sache auftritt, wenn

Kinder stark misshandelt werden, als eine Art Selbstschutz.«

Brosius' Telefon läutete, er hob ab, hörte kurz zu, sagte: »Alles klar, danke«, und legte wieder auf.

»Als hätte er sein Stichwort gehört: Dr. Leienberg ist zu sich gekommen. Er ist ansprechbar.«

Menkhoff sprang auf. »Na, endlich mal eine gute Nachricht. Auf geht's.«

Für die Strecke vom Walter-Pauli-Ring bis zur Uniklinik in der Kerpener Straße brauchten sie mit eingeschaltetem Blaulicht knappe fünfzehn Minuten, weitere zehn Minuten später betraten sie das Zimmer auf der Intensivstation.

Leienberg hing an mehreren Infusionen, und sein Kopf war einem Turban gleich mit einem dicken Verband umwickelt. Seine Gesichtshaut war so bleich wie das Bettlaken, sie wirkte dünn, fast transparent.

Menkhoff und Reithöfer traten an sein Bett heran, und Menkhoff ließ seinen Blick über die Apparaturen gleiten. »Sieht ja gefährlich aus hier. Wie geht es Ihnen?«

Leienbergs Stimme klang überraschend fest, als er antwortete: »Mir scheint, die Bekanntschaft mit Eva Rossbach ist meiner Gesundheit nicht sehr zuträglich. Man hat mir gesagt, sie sei entführt worden. Das glaube ich nicht.«

»Was meinen Sie damit?«, fragte Menkhoff und ahnte doch im gleichen Augenblick schon, was der Psychiater ihnen gleich sagen würde.

»Ich bin ziemlich sicher, bei Frau Rossbach klare Anzeichen einer DIS entdeckt, oder besser am eigenen Leib gespürt zu haben.«

»Einer was?«

»Dissoziative Identitätsstörung. In Frau Rossbachs Körper gibt es mindestens zwei Persönlichkeiten. Eine dieser beiden Persönlichkeiten war es, die mich

niedergeschlagen hat, und ich bin sicher, es war nicht Eva.«

»Was? *Sie* hat sie ... und was heißt das, es war nicht Eva Rossbach, die Sie niedergeschlagen hat? Sie war es, aber sie war es dann doch wieder nicht?«

»Ich weiß, das ist schwer zu verstehen, aber im Körper von Frau Rossbach existieren mindestens zwei unterschiedliche Persönlichkeiten. Das ist, als würden sich zwei völlig verschiedene Menschen einen Körper teilen. Dieses Phänomen ist recht selten und tritt nur dann auf, wenn es in früher Kindheit massive körperliche oder sexuelle Gewalt gab, oder beides. Es ist ein allerletzter Schutzmechanismus. Die Seele dieser Kinder ist derart verletzt, dass sie sterben würden, wenn sie sich nicht aufspalten. Ab diesem Moment der Aufspaltung ist dann die andere Persönlichkeit zuständig, sobald sich gewisse Schlüsselsituationen ergeben. Zum

Beispiel, wenn im Falle sexueller Gewalt erste Anzeichen einer bevorstehenden Vergewaltigung erkennbar sind, dann zieht sich die ursprüngliche, die primäre Persönlichkeit, der sogenannte Host, augenblicklich zurück, und die andere, die Opferpersönlichkeit, kommt *nach vorne*, übernimmt sozusagen. Sie wird alles ertragen, was geschieht, ohne dass der Host etwas davon mitbekommt. Ist es dann vorüber, zieht sich die Opferpersönlichkeit zurück, und der Host kehrt plötzlich wieder und hat keine Ahnung, was in der Zwischenzeit geschehen ist.«

»Wissen diese beiden Persönlichkeiten voneinander?«, fragte Reithöfer nach.

»Das ist unterschiedlich. Manchmal kennen sie sich, manchmal weiß auch nur eine Persönlichkeit von der anderen, manchmal wissen aber auch beide überhaupt nichts voneinander.«

»Das hört sich alles sehr seltsam an. Was

mich interessieren würde – woher wissen Sie, dass es eine andere ... Persönlichkeit in Eva Rossbach war, die Sie niedergeschlagen hat?«

»Es gab einige eindeutige Anzeichen, aber das Wichtigste: Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass die Eva Rossbach, die ich kennengelernt habe, zu mir sagen würde: ›Leck mich doch am Arsch, du Psychowichser.««

»Das hat sie gesagt? Sie haben recht, das kann ich mir auch nicht vorstellen. Aber was genau ist heute Nachmittag in Ihrer Praxis passiert?«

Leienberg veränderte seine Liegeposition und verzog schmerzhaft das Gesicht. »Eva kam zu mir in die Praxis, weil sie mit mir über ihren Bruder reden wollte.«

Die Tür öffnete sich, und ein Arzt kam in Begleitung einer Pflegerin in mintgrüner Montur herein. Als er Menkhoff und Reithöfer sah, stutzte er. »Guten Abend.

Darf ich fragen, wer Sie ...«

»Bernd Menkhoff, Kripo Köln, das ist meine Kollegin Jutta Reithöfer. Wir haben einige Fragen an Herrn Leienberg.«

Der Arzt war nun am Fußende des Betts angekommen und ließ seinen Blick auf den beiden Monitoren ruhen, die oberhalb des Kopfendes aufgebaut waren und flimmernde Linien zeigten. »Können Sie sich bitte kurzfassen, Herr Dr. Leienberg hat eine schwere Schädelfraktur.«

»Ja, sicher, Herr Doktor.« Menkhoff wartete und sah dem Arzt dabei zu, wie er an den Infusionen herumhantierte und etwas auf einen Zettel notierte, der in einem Klemmbrett eingespannt war. »Bitte, machen Sie ruhig weiter«, sagte der Arzt mit einem Seitenblick zu Reithöfer, die jedoch den Kopf schüttelte. »Danke, wir warten.«

Kurz darauf verließen der Arzt und die Schwester wieder das Zimmer, und

Leienberg redete ohne Aufforderung weiter.

»Sehr überrascht hat mich Evas Überzeugung nicht, ihr Bruder sei noch am Leben. Es passt zu ihr, dass sie einen der wenigen Menschen, den sie geliebt hat, nicht loslassen möchte. Menschen wie Eva bauen sich dann schon mal ihre eigene, parallele Wirklichkeit auf, in der das Leben schöner ist und das Schlimme, was sie erlebt haben, einfach nicht vorkommt. Wenn sie das lange genug tun, verschwimmen irgendwann die Grenzen dieser beiden Welten, und sie können nicht mehr klar unterscheiden, was nun Realität oder lediglich Wunschtraum ist. Eva Rossbach hat mir also von ihrem Bruder erzählt, und davon, wie schlimm seine Kindheit gewesen ist. Mir kam gleich der Verdacht, dass Eva selbst Opfer extremer Misshandlungen gewesen sein könnte, was sie aber vehement bestritt. Sie erzählte mir, dass sie glaube, als Kind am Tag vor

Manuels angeblichem Unfalltod etwas beobachtet zu haben, was sie sicher machte, dass er nicht ertrunken sei, sie sich aber nicht mehr daran erinnern könne, was das war. Ich schlug ihr vor, es mit Hypnose zu versuchen, weil ich darin auch eine Chance sah herauszufinden, ob sie misshandelt worden war oder nicht. Sie stimmte zu, bei einem ängstlichen Menschen wie Eva ein Zeichen dafür, wie wichtig es ihr war, sich wieder an diesen Tag erinnern zu können.«

Menkhoff atmete tief durch und versuchte, seine Unruhe zu verbergen. Das schien Reithöfer bemerkt zu haben, denn sie unterbrach Leienberg. »Herr Dr. Leienberg, bitte verstehen Sie mich nicht falsch, aber die Zeit drängt. Wir wissen immer noch nicht, wo Eva Rossbach sich im Augenblick befindet. Könnten wir also zu dem Moment kommen, als Sie niedergeschlagen wurden?«

»Ja, dazu wollte ich jetzt sowieso kommen. Ich begann also mit der Hypnose, und gerade, als ich dachte, sie würde sich in einem Dämmerzustand befinden, öffnete sie plötzlich die Augen und stand auf. Ich merkte, dass ihre ganze Körperhaltung und ihre Bewegungen seltsam waren, anders als zuvor, und fragte, was los sei. Da sah sie mich an und sagte diesen netten Satz zu mir, von wegen Psychowichser. Sie ging zu meinem Schreibtisch und blieb davor stehen, mit dem Rücken zu mir, den Kopf gesenkt, als sei sie im Stehen eingeschlafen. Ich habe sie angesprochen, aber sie reagierte nicht, stand einfach nur da, und ihre Schultern hoben und senkten sich im Rhythmus ihres Atems. Ich bin aufgestanden und zu ihr hingegangen. Tja, und dann ging alles ganz schnell, sie wirbelte herum, dann wurde es dunkel.«

»Sie hat Sie mit dieser Glasfigur niedergeschlagen, die auf Ihrem

Schreibtisch stand«, erklärte Menkhoff.
»Sie haben Glück, dass Sie noch leben.«

»Ja, ich weiß.«

»Was denken Sie denn nun – könnte es sein, dass Evas Bruder tatsächlich noch lebt?«

»Nun, da muss ich ein paar Sätze vorwegschicken. Eltern, die misshandeln, tun das im Laufe der Zeit meist immer härter. Sie vermuten in allem, was ihre Kinder tun, Feindseligkeit, der sie wiederum mit noch mehr Gewalt begegnen. Studien zeigen, dass manche dieser Eltern schon Aggressionen empfinden, wenn das Kind sich im gleichen Zimmer aufhält. Oft kommt dann eine sexuelle Stimulation bei der Misshandlung hinzu. Das ist ähnlich wie bei einer Droge. Man braucht mit der Zeit immer höhere Dosen, um die gleiche Wirkung zu erzielen. Ist dann irgendwann der Punkt erreicht, an dem sie die Dosis an Misshandlungen nicht mehr erhöhen

können, töten sie das Kind entweder oder sie versuchen, auf anderem Weg eine nächste Stufe zu erreichen. Eine Möglichkeit ist dabei die Vorstellung, das Kind anderen, fremden Menschen zu überlassen. Aus diesem Ansatz heraus ... Ja, es könnte sein, dass Evas Bruder noch lebt. Aber wenn es so ist, möchte selbst ich als Psychiater nicht wissen, was er bisher durchmachen musste, denn ich glaube nicht, dass ich dieses Wissen ertragen könnte.«

»Vielen Dank, dass Sie versucht haben, uns den Sachverhalt zu erklären«, sagte Menkhoff. »Auch wenn ich gestehen muss, dass sich diese DIS-Sache für mich sehr ... außergewöhnlich anhört.«

»Wenn Manuel Rossbach tatsächlich noch am Leben ist, können Sie mit Sicherheit davon ausgehen, dass ihm Dinge wie Mitgefühl oder Unrechtsbewusstsein ebenso fremd sind wie Achtung vor dem Leben oder Angst vor dem Tod. Er wird vor

nichts zurückschrecken. Und wenn er es war, der Eva Rossbach verschleppt hat, dann hat sie kaum eine Chance.«

Eva starrte auf das Foto, unfähig, ihren Blick von dem verhassten Gesicht abzuwenden. Ihre Stiefmutter sah auf der Aufnahme aus, als könne sie keiner Fliege etwas zuleide tun. Es war, als verhöhne sie sie geradezu mit ihrem aufgesetzten Unschuldsblick. »Warum tust du mir das an?«, fragte sie zu dem Foto hin, meinte damit aber Manuel. »Warum quälst du mich so? Sie war es doch, die dir das damals angetan hat, immer und immer wieder, ich habe doch immer versucht, dir zu helfen. Warum nur tust du das?«

Noch immer konnte sie sich nicht abwenden, starrte nur gebannt auf das Bild, während vor ihrem inneren Auge Szenen ihrer Kindheit auftauchten. In jeder dieser Szenen stand ihre Stiefmutter vor ihr, die Hand entweder zur Faust geballt oder mit irgendeinem Gegenstand darin, zum Schlag erhoben, das Gesicht versteinert. Doch aus

einem unerklärlichen Grund schlug sie nicht zu. Konnte nicht zuschlagen, weil Eva jedes Mal, wenn das geschah, ganz plötzlich, im Bruchteil einer Sekunde, irgendwo anders war, in ihrem Zimmer oder sonst wo im Haus, als hätte ihr Wunsch, einfach zu verschwinden, sich immer genau zum richtigen Zeitpunkt erfüllt. Oft hatte ihr dabei sogar ihr ganzer Körper weh getan, wahrscheinlich allein schon der Angst wegen, sie könne geschlagen werden.

Sie erinnerte sich, dass sie als Kind der festen Überzeugung gewesen war, sie könne sich fortzaubern, wenn Gefahr drohte. Als sie dann älter wurde, hatte sie es aufgegeben, nach einer Erklärung für das Phänomen zu suchen. Die Hauptsache war doch, dass sie die Fähigkeit besaß, dem zu entkommen, was diese Frau ihrem kleinen Bruder immer wieder antat. Die Szenen verblassten, machten wieder Platz für dieses Gesicht, das ...

... diese verdammte Fratze starrte Britta an, als sei sie noch am Leben. »Hey, du bist tot, ... *Mutter*. Schon vergessen?«, blaffte Britta, und das Wort Mutter spuckte sie dabei geradezu aus. Sie wandte sich ab und stieß im gleichen Augenblick einen Schrei aus, als der Schmerz in der rechten Schulter ihr fast den Atem nahm. »Verdammter Mist!« Vorsichtig tastete sie nach der Schulter, ließ es aber sofort sein. Den Arm konnte sie vergessen, wie hatte diese dumme Kuh das denn hinbekommen? Und überhaupt – wo war sie? Sie drehte sich um sich selbst. »Hol's der Teufel, dieses Loch kenn ich doch!« Dann fiel ihr Blick auf den Sarg. »Ah, so weit sind wir also schon.« Ihr Blick glitt weiter durch den Raum. »Na, du Dreckskerl? Bist du bald am Ziel?« Sie sagte es in normaler Lautstärke, unaufgeregt, ohne jede Gefühlsregung. Er

würde sie schon hören. »Hast du sie bald so weit? Ja? Ist sie schon ...«

... das ... Eva stockte. Gerade hatte sie doch noch dieses Foto angestarrt. Nun fiel ihr Blick geradewegs auf den Sarg. Der Sarg. Eva dachte an die tote Frau, fing unvermittelt an zu weinen. Sie sollte sich zu diesem kalten, toten Körper in den Sarg legen. Das hatte er von ihr verlangt, sonst würde er sie töten! Aber das konnte sie nicht, sie würde durchdrehen, das wusste sie genau. Allein die Vorstellung ...

... war plötzlich so real, so ... Dunkelheit. Absolute Schwärze. Dicht um sie herum waren Wände, das spürte sie, die Luft roch süßlich, ekelerregend ... der Sarg, sie war im Sarg! Ihr Herz begann sofort wie verrückt zu rasen, wummerte gegen ihre Rippen, sie wollte sich bewegen, es ging nicht, es war alles irgendwie ... sie lag uneben, der

Schmerz in der Schulter pochte. Ihre linke Hand kam auf etwas Weichem, Eiskaltem zu liegen, Eva tastete, packte zu, griff in festes, kaltes Fleisch und realisierte im gleichen Moment, worauf sie lag.

Sie riss den Mund auf und schrie dem Wahnsinn entgegen.

Menkhoff schlug gegen das Armaturenbrett.
»Verdammt, ich habe keine Ahnung, wo wir suchen sollen. Wir können doch nicht wahllos jedes Waldstück in ganz Köln von Hundertschaften durchkämmen lassen!«

Reithöfer sah immer wieder kurz zu ihm herüber. »Wir haben noch keinen Hinweis erhalten.«

»Was?«

»Na den Hinweiszettel, den der Kerl uns die beiden Male zuvor geschickt hat, nachdem er eine Frau entführt und begraben hatte.«

»Ja, und beide Frauen waren tot, als wir sie nach dem Erhalt dieses Hinweises gefunden haben, schon vergessen?«

»Nein, habe ich nicht, aber das ist ja auch, was ich meine. Wir haben noch keine Nachricht von ihm bekommen, also ist die Chance recht hoch, dass sie noch lebt.«

»Fragt sich nur, wie lange noch. Außerdem

– bei der Rossbach ist alles anders als bei den Frauen davor, von Anfang an. Diese Geschichte mit dem Sarg, mal liegt sie drin, dann lässt er sie wieder raus, dann dieses DIS-Dings, ihre multiple Persönlichkeit mit dieser Britta ... Total verrückt. Nein, es ist einfach alles anders bei ihr. Deswegen glaube ich auch nicht daran, dass er uns einen Hinweis schicken wird.«

»Denkst du denn, er wird sie auch im Wald vergraben?«

»Hm ... ich weiß es nicht. Aber allein, dass er für sie offensichtlich extra einen richtigen Sarg besorgt hat, mit Seide oder Satin ausgeschlagen, während er die anderen, auch Inge Glöckner, in eine roh gezimmerte Holzkiste gesteckt hat, zeigt doch, dass er mit Eva Rossbach etwas Besonderes vorhat. Aber wo hat er diesen Scheißsarg aufgestellt? Das ist die alles entscheidende Frage!«

»Wenn ich mir überlege, wie schwer so ein

Sarg sein muss, dann wird er Probleme haben, ihn allein zu transportieren. Die Wahrscheinlichkeit ist also recht hoch, dass das Ding noch genau da steht, wo es die ganze Zeit über gestanden hat.«

Menkhoff überlegte kurz und nickte. »Ja, und das wird kaum in einem Wald sein. Frau Rossbachs Kleidung war sauber, wenn sie wieder zu Hause aufgewacht ist. Also wird der Sarg wohl in einem geschlossenen Raum stehen.«

Sie hatten den Parkplatz des Präsidiums erreicht, der um diese Uhrzeit fast vollkommen leer war, stiegen aus und gingen auf den Eingang zu. Nur wenige Fenster in dem großen, langgezogenen Gebäude waren noch erleuchtet. »Ja, davon können wir wohl ausgehen. Aber wo? Ein altes, verlassenes Gebäude vielleicht?«, spekulierte Reithöfer weiter.

»Hm ...«, machte Menkhoff, als sie am Nachtpförtner vorbei zu den Aufzügen

gingen. »Was mich die ganze Zeit schon beschäftigt, ist, dass ein Einzelner es auf sich nimmt, die Frau immer wieder hin und her zu schleppen, nur, um sie ein paar Minuten in diesen Sarg zu sperren. Es gibt keine Einbruchsspuren, er muss einen Schlüssel haben. Er kann also in der Rossbach-Villa ein-und ausgehen, wie er möchte. Und wenn es sich bei unserem Täter wirklich um Manuel Rossbach handelt, dann ist es eine Familiensache. Da wäre es doch am einfachsten, er hätte den Sarg irgendwo in ihrem gemeinsamen Elternhaus aufgestellt.«

Sie stiegen in den Aufzug ein. »Tja, hat er aber nicht, wie wir ja wissen.«

Sie kamen oben an und gingen auf Menkhoffs Büro zu. Die Tür zum Büro ihres Chefs stand offen, alles war dunkel. Sie wollten gerade Menkhoffs Büro betreten, als ein paar Meter weiter eine Tür aufgerissen wurde und Udo Riedel in den Flur trat. »Ah,

da seid ihr ja, gibt's was Neues?«

Menkhoff war überrascht. »Was tust du denn noch hier?«

»Der Chef sagte, dass dieser Psychiater wieder bei Bewusstsein ist und dass ihr dort seid. Ich wollte wissen, was dabei rausgekommen ist und ob wir heute noch was tun können.«

»Ich weiß es noch nicht, aber komm rein, wie werden sehen. Bist du der Einzige, der noch da ist?«

»Nein, da hinten im Büro sind noch Becker und Mirjam Arends.«

»Hol sie her, und sie sollen Stühle mitbringen.«

Menkhoff betrat sein Büro und schaltete das Licht an. Als er sich setzte, fiel ihm auf, dass sie schon lange nichts mehr gegessen hatten. »Was sagt dein Hunger?«, fragte er Reithöfer.

Sie winkte ab. »Den habe ich schon seit Stunden nicht mehr.«

Kurze Zeit später waren Riedel und die beiden jüngeren Kollegen da. Reithöfer übernahm es, alle auf den neuesten Stand zu bringen, wofür Menkhoff ihr dankbar war. Von den anderen gab es kaum Neuigkeiten.

»Was wir jetzt brauchen, ist die richtige Idee, wo dieser Mistkerl den Sarg versteckt haben könnte, der für Eva Rossbach gedacht ist, und zwar schnell.«

Sie spekulierten über verschiedene Gebiete in Köln, über leerstehende Gebäude und die Strecke, die ein Mann nachts mit einer bewusstlosen Frau zurücklegen konnte. Menkhoff hörte nur mit einem Ohr hin, seine Gedanken kreisten um die Frage, ob sie im Haus von Eva Rossbach etwas übersehen haben konnten.

»Wo bist du gerade?«, fragte Reithöfer ihn irgendwann.

»Ach, ich komme einfach nicht davon los, dass es das einzig wirklich Praktikable wäre, wenn dieser Sarg im Haus stehen

würde.«

»Aber wo? Wir haben doch alles durchsucht.«

»Keine Ahnung.« Er stand auf und sah Reithöfer an. »Ich muss noch mal dahin.«

»Was? Jetzt? Was versprichst du dir denn davon?«

»Ich habe das Gefühl, ich hab irgendwas übersehen.« Er hatte tatsächlich eine Ahnung, dass da etwas war, eine vage Erinnerung an etwas trieb ganz dicht unter der Oberfläche seines Bewusstseins. Eine Erinnerung an etwas, das er gesehen oder gehört hatte. Jedenfalls war es wichtig.

»Ich komme mit«, sagte Riedel und erhob sich ebenfalls.

Menkhoff nickte. »Also gut. Jutta?« Sie warf ihm einen verständnislosen Blick zu. »Was ist das denn für eine Frage?«

Menkhoff grinste kurz und wandte sich dann an Becker und Arends. »Ihr haltet hier die Stellung, sollten wir Unterstützung

benötigen, melden wir uns bei euch, und ihr organisiert alles, klar?« Er wartete keine Antwort ab, sondern griff seinen Mantel und verließ mit Reithöfer und Riedel zusammen das Büro.

Um kurz vor elf kamen sie an der Rossbach-Villa an, zwei Minuten später war die Tür geöffnet. Menkhoff zog seine Waffe, Reithöfer tat es ihm gleich. In der Diele wollte Menkhoff das Licht einschalten, doch als er den Schalter umlegte, tat sich nichts. Er drehte sich um und sagte zu Riedel, der hinter Reithöfer stand: »Sieht so aus, als ob jemand die Sicherung rausgedreht hätte. Wir brauchen Taschenlampen.«

Riedel nickte, verließ das Haus und kam kurz danach mit drei Stablampen zurück. Menkhoff schaltete sie ein und ließ den Lichtkegel durch den Flur wandern.

»Jetzt müssten wir nur noch wissen, wonach genau wir suchen sollen«, sagte Reithöfer leise.

»Vielleicht gibt es ein Geheimzimmer?«, warf Riedel ein. »Mit so einem versteckten Zugang.«

Menkhoff erstarrte. Da war es wieder, dieses Gefühl, eine wichtige Information zu haben, zum Greifen nah, stärker noch als zuvor, er musste sich nur daran erinnern. Es musste etwas mit dem zu tun haben, was Riedel gerade gesagt hatte. Etwas, das ... »Jutta, deine Notizen von den Gesprächen mit der Rossbach ... ich brauche sie. Sofort.«

»Aber ich hab doch Berichte geschrieben, die hast du doch.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, ich brauche deine Originalnotizen, jetzt, hier, wo sind sie?«

»In meiner Tasche, und die liegt im Auto.«

»Geh sie holen, schnell.«

Reithöfer sah ihn verständnislos an, drehte sich dann aber um und verließ das Haus. Menkhoff und Riedel suchten unterdessen

nach dem Sicherungskasten und wurden in der Diele fündig. Es waren tatsächlich für einzelne Räume im Haus die Sicherungsschalter umgelegt worden. Als Reithöfer zurückkam, hatten sie wieder Licht und konnten die Taschenlampen ausschalten.

Reithöfer hielt Menkhoff ihr Notizbuch entgegen. »Hier, da ist alles drin. Was suchst du?«

»Ich weiß es noch nicht«, antwortete er wahrheitsgemäß, steckte seine Waffe weg und begann darin zu blättern, bis er die ersten Notizen zu Eva Rossbach gefunden hatte. Er überflog die Zeilen, dachte hier und da kurz nach, kam an die Stelle, an der stand, dass Eva Rossbach ihren Vater als sehr ängstlichen Mensch bezeichnete, las weiter, stockte, ... und sah mit einem Ruck auf. »Verdammte Scheiße, das ist es.« Als er nur verständnislose Blicke erntete, sah er Reithöfer an. »Erinnerst du dich, dass Frau

Roszbach gesagt hat, ihr Vater sei ein regelrechter Angsthase gewesen?«

»Ja, ich erinnere mich.«

»Weißt du auch noch, was sie als Beispiel dafür genannt hat, wie ängstlich er war?«

Reithöfer biss sich auf die Unterlippe, dachte fieberhaft nach, und riss plötzlich die Augen auf. »O mein Gott. Sie sprach von einem versteckten Raum im Haus, den ihr Vater hatte bauen lassen, falls bei ihnen eingebrochen wurde und die Familie in Gefahr war.«

Menkhoffs Puls beschleunigte sich. »Genau. Irgendwo hier im Haus muss es einen Panikraum geben. Udo, geh raus ins Auto und besorg mir blitzschnell einen Experten für Panikräume am Telefon.«

»Hm, das könnte um diese Uhrzeit schwierig werden.«

»Das ist mir egal, dann hol eben einen vorm Fernseher weg. Auf geht's.«

Riedel nickte und wandte sich ab. Menkhoff

erinnerte sich an die Botschaft auf dem Spiegel. »Komm mit«, sagte er zu Reithöfer und ging auf direktem Weg ins Schlafzimmer. »Irgendwo muss es einen versteckten Zugang geben, einen Mechanismus, irgendwas.«

»Hier im Schlafzimmer?«

Menkhoff begann damit, die Wände abzutasten in der Hoffnung, einen Spalt zu finden, der auf eine versteckte Tür hindeutete. »Ja, ein Zugang vom Schlafzimmer aus wäre doch sinnvoll, weil Situationen, in denen man wirklich in den Raum fliehen müsste, doch wohl meist nachts entstehen, wenn man schon im Bett liegt.«

Das schien Reithöfer einzuleuchten, sie überprüfte den Kleiderschrank, indem sie die Türen öffnete und die Innenräume genau inspizierte. Nach einigen Minuten hatten sie alle möglichen Stellen mehrfach untersucht und gaben es im Schlafzimmer auf.

»Das Wohnzimmer können wir wohl erst mal außer Acht lassen. Interessant wäre noch ...« Er stockte, weil Riedel ihnen auf dem Flur kopfschüttelnd entgegenkam. »Tut mir leid, aber ich kann niemanden erreichen. Ich habe im Präsidium angerufen, Becker versucht es weiter.«

»Also gut, und wir versuchen unser Glück mal im Keller. Schau du dir in der Zeit das Gästezimmer und die Garage an. Ich habe das Gefühl, wir müssen uns beeilen. Jutta, nimm bitte die Taschenlampen mit.«

Das untere Ende der Kellertreppe mündete in einen kurzen Flur, von dessen Seitenwänden jeweils eine Tür abging und am Ende eine weitere. Ohne Zögern drückte Menkhoff die Klinke der rechten Tür herunter. Sie war nicht verschlossen und führte in einen kleinen Heizungsraum, der deutlich älter war als der Flur und in dem es kein Licht gab. Die gewölbte Decke war aus Bruchsteinen gemauert, und im Schein

der Taschenlampen konnten sie sehen, dass die Wände, die diesen Teil von einem ursprünglich größeren Gewölbekeller abtrennten, erst nachträglich eingezogen worden waren. Nach einigen Minuten genauer und erfolgloser Untersuchung verließen sie den Raum und öffneten die Tür am Ende des Flurs. Der Raum, der sich dunkel vor ihnen auftat, da es auch hier keine Lichtquelle gab, war um ein Vielfaches größer als der Heizungskeller. Als Menkhoff den Schein der Taschenlampe wandern ließ, stellte er fest, dass er offensichtlich kaum genutzt wurde. Die gewölbten Decken waren ebenso wie Teile der Wände mit verstaubten Spinnennetzen verhangen. An den Wänden entlang stapelten sich Kisten, Kartons und irgendwelcher Plunder, ebenfalls mit einer dicken Staubschicht überzogen.

»Ich wette, hier ist es«, sagte Menkhoff aus einer inneren Überzeugung heraus, die er

sich selbst nicht erklären konnte.

Sie gingen weiter in den Raum hinein, er hielt sich links, Reithöfer wandte sich zur rechten Seite. Langsam schritten sie die Wände ab, leuchteten jeden Zentimeter aus, blieben hier und da stehen, sahen genauer hin, tasteten über staubige Gegenstände, gingen weiter. Als Menkhoff fast die gegenüberliegende Wand erreicht hatte, tastete der Kegel seiner Taschenlampe sich an einem alt, aber stabil aussehenden Regal entlang. Einmachgläser waren dort aufgereiht, blind vom Staub, im Fach darüber alte, teils verrostete Farbdosen, auch sie mit einer dichten Staubschicht überzogen, darüber, in Brusthöhe, einige Werkzeuge, vergammelt, verstaubt, eine Lücke, ... Menkhoff spürte ein stechendes Kribbeln unter der Kopfhaut. Eine Lücke, und auf dem Regalboden Spuren im Staub, so, als sei dort vor Kurzem etwas herausgenommen worden.

»Jutta, hier«, sagte Menkhoff, und er hatte seine Stimme automatisch zu einem Flüstern gesenkt. Sie kam zu ihm herüber, und er zeigte ihr, was er meinte. Ohne ein weiteres Wort hob er die Hand und fasste in die Lücke, tastete über die Steine der Wand, spürte, dass an einer Stelle ein Stein etwas nachgab, und drückte dagegen.

Eine Sekunde später glitt ein Teil der Stirnwand zur Seite und gab den Blick frei in einen von einer Neonröhre erleuchteten Raum mit grauen Betonwänden, und in der Mitte dieses Raums stand ... ein Sarg.

»Scheiße«, stieß Menkhoff leise aus und zog seine Waffe. Die Taschenlampe legte er achtlos in das staubige Regal und machte Reithöfer ein Zeichen, dass er vorgehen würde. Er hob die Waffe an, atmete durch, machte dann zwei, drei große Schritte und sicherte mit schnellen Bewegungen nach allen Seiten. Wer immer hinter dieser scheußlichen Sache steckte, er befand sich offensichtlich nicht in diesem Raum. »Los, machen wir das Ding auf«, sagte er und ging mit schnellen Schritten zu dem Sarg. Reithöfer folgte ihm und sagte: »Hast du schon mal einen Sarg geöffnet?«

»Nein, aber so schwer kann das ja nicht sein.«

Wie sich herausstellte, war es das doch, denn so sehr sie sich auch bemühten, der Deckel ließ sich nicht anheben. Nach einigen vergeblichen Versuchen sah sich Menkhoff nach Werkzeug um. Als er nichts

entdecken konnte, ging er zurück in den Kellerraum davor und suchte hastig die Regale mit der Taschenlampe ab. Zwischen den vergammelten und verrosteten Werkzeugen fand er schließlich einen großen Schraubenzieher und einen Hammer. Damit bewaffnet kehrte er zurück, bückte sich und ertastete etwa in der Mitte des Sargs die Stelle, an der der Deckel auflag. Dort setzte er den Schraubenzieher an und trieb ihn mit einigen festen Schlägen in den Schlitz. Schließlich stand er wieder auf und zog den Griff mit einem heftigen Ruck nach oben. Reithöfer stand mit gezogener Waffe daneben, der Lauf zeigte auf den Sarg.

Mit einem knirschenden Geräusch sprang etwas auseinander, der Deckel löste sich vom Sarg, klappte einige Zentimeter auf und knallte wieder zu, als der Schaft des Schraubenziehers herausglitt. Menkhoff ließ ihn achtlos zu Boden fallen, sah noch einmal

zu Reithöfer und legte dann die Hände unter den Deckelrand. Bevor er jedoch zugreifen konnte, flog der Deckel mit einem gewaltigen Knall auf, ein Schatten glitt mit einem wahnsinnigen Schrei auf Menkhoff zu, und eine zur Klaue geformte Hand schoss nach oben und wollte sich in seinem Gesicht verkrallen. Menkhoff stieß einen überraschten Schrei aus und konnte in allerletzter Sekunde ausweichen. Adrenalin schoss ihm durch den Körper, er versuchte, die Situation zu erfassen, während der Schrei endlich verebbte. Reithöfer neben ihm hatte die Waffe noch immer im Anschlag, war aber besonnen genug gewesen, nicht abzudrücken, denn vor ihnen saß mit aufgerichtetem Oberkörper Eva Rossbach. Sie war nackt und sah fürchterlich aus, die Haare waren zerzaust, die rechte Schulter war blau verfärbt und hing seltsam herab. Am schlimmsten waren jedoch ihre Augen, die so weit aufgerissen

waren, dass man das Weiße rings um die Pupillen sehen konnte. »Nein, nicht, Manuel, nein, bitte«, stammelte sie nun und bewegte dabei den Oberkörper vor und zurück.

»O nein«, stieß Reithöfer aus, und Menkhoff sah im gleichen Moment, was sie meinte. In diesem Sarg, unter Eva Rossbach, lag eine weitere Frau, und es war unverkennbar, dass sie tot war. Menkhoff stellte sich vor, dass Eva Rossbach mit dieser Toten zusammen in dem engen Sarg eingesperrt gewesen war, und musste gegen das Gefühl der Übelkeit ankämpfen, das ihm den Magen zusammenkrampfte. »Gott, wer tut so was!«, stieß er aus und sah Eva Rossbach wieder an. Die Frau war vollkommen apathisch, schien nichts mehr von ihrer Umgebung mitzubekommen. »Hilf mir mal, wir müssen Sie da rausholen«, forderte er Reithöfer auf. Vorsichtig ging er ganz nahe an Eva Rossbach heran und sagte dabei

mit ruhiger Stimme: »Keine Angst, Frau Rossbach, ich tue Ihnen nichts, alles wird gut. Sie sind jetzt in Sicherheit.« Langsam legte er ihr einen Arm um die Taille und achtete dabei darauf, ihre übel aussehende rechte Schulter nicht zu berühren und nicht unnötig zu bewegen. »Nimm ihre Beine bitte.«

Er wartete, bis Reithöfer ihre Waffe weggesteckt hatte und ihren Arm zwischen die nackten Beine von Eva Rossbach und die der Toten unter ihr geschoben hatte, dann nickte er ihr zu, und sie hoben gleichzeitig an. Eva Rossbach stöhnte auf, aber in ihrem Gesicht war keine Regung erkennbar. Mit einiger Anstrengung hatten sie es schließlich geschafft und setzten die Frau vorsichtig auf dem Steinboden ab. Gerade, als er sich wieder aufrichten wollte, nahm Menkhoff aus den Augenwinkeln eine schnelle Bewegung wahr, dann gab es ein kurzes Handgemenge, und mit einer

geradezu unglaublich schnellen Bewegung sprang Eva Rossbach auf. In der Hand hielt sie Reithöfers Dienstwaffe, mit der sie nun beide bedrohte.

»Applaus, Applaus«, sagte sie, und Menkhoff glaubte seinen Ohren nicht zu trauen, als er ihre Stimme hörte. Das war nicht Eva Rossbachs Stimme. Mehr noch, das war nicht einmal die Stimme einer Frau, sondern die zwar etwas hohe, aber doch erkennbare Stimme eines Mannes. Und nicht nur das war seltsam, die ganze Körperhaltung, der regelrecht diabolische Gesichtsausdruck ... all das hatte nicht im Entferntesten etwas mit Eva Rossbach zu tun.

»Wer hätte gedacht, dass die Polizei mein Geheimzimmer findet. Nicht bewegen, sonst muss ich euch bestrafen. Ihre Waffe, Herr Polizist. Zu mir damit, über den Boden.«

»Wer sind Sie? Britta?«, sagte Menkhoff mit heiserer Stimme, während er seine

Waffe auf den Boden legte und zu Eva herüberschob, woraufhin sie eine gehässiges Lachen ausstieß.

»Britta? Nein, Britta wird von nun an für immer in ihrem Loch stecken, und gleich im Loch nebenan sitzt das kleine, dumme Miststück Eva. Sie ist verrückt geworden, aber das musste sein und ist die gerechte Strafe.« Sie hob die Waffe auf, was nicht so einfach war, denn offenbar konnte sie den rechten Arm nicht richtig bewegen.

»Im Loch? In welchem Loch?«, fragte Menkhoff.

Das Gesicht verzog sich noch mehr, war jetzt zu einer schrecklichen Fratze entstellt. »Eingeschlossen, in einem Verlies in *meinem* Körper.«

»Aber wer sind Sie?«, fragte Reithöfer.
»Manuel?«

»Manuel? Wie einfältig du bist. Manuel ist tot, erschlagen von seiner Mutter, nachts vergraben im Garten. Ich weiß es, ich habe

es gesehen.«

»Wer zum Teufel sind Sie dann?« Menkhoff versuchte, seiner Stimme Autorität zu geben, aber er merkte selbst, dass das Ergebnis kläglich war.

»Ich bin der, der gequält wurde für die kleine dumme Gans, wenn sie sich gemütlich zurückgezogen hat. Aber damit ist jetzt endgültig Schluss. Sie hat den Verstand verloren und ist schwach. Jetzt bin ich Herr über diesen Körper. Nur noch ich.«

»Bitte, legen Sie die Waffe weg«, sagte Reithöfer mit betont ruhiger Stimme. »Sie brauchen Hilfe, und die werden Sie bekommen.«

»Hilfe? Ich? Du kleines Miststück, du bist diejenige, die Hilfe braucht, reinigende Strafe, und ich bin der, der sie dir gewährt. Schau her.« Ohne Zögern richtete Eva Rossbach die Waffe auf Reithöfer und drückte ab. Menkhoff schrie auf, während Reithöfer stumm in sich zusammensackte.

Er wollte sich auf die Frau stürzen, doch sofort war die Waffe wieder auf ihn gerichtet. Menkhoff zitterte vor überschäumender Wut.

»Na, na, schön langsam. Du möchtest wissen, wer ich bin, Herr Polizist? Du sollst es erfahren. Siehst du die Tür hinter mir? Sie ist ein Fluchtweg, den unser feiger Vater einbauen ließ. Er führt ein Stück weit unter der Erde entlang und kommt an einem versteckten Zugang auf einer Wiese heraus, die mir gehört. Ich habe ihn oft benutzt. Es gibt eine kleine Kammer in dem Gang unter der Erde. Dort findest du meine Memoiren. Es ist ein großes Werk. Lies es, lest es alle. Es soll veröffentlicht werden als Zeugnis des reinigenden Schmerzes, der einen alles überragenden Geist hervorgebracht hat. Einen Geist, der endlich die Herrschaft über seinen Körper hat. Ach, den Schlüssel zur Fluchttür hinter mir habe ich sicherheitshalber entsorgt, nachdem diese

Britta es doch heute Abend geschafft hat, mich zu überrumpeln, als ich gerade draußen einen Spaziergang machte. Aber ich habe mir meinen Körper gerade noch rechtzeitig zurückgenommen. Und nun werde ich gehen, denn ich bin frei.« Eva Rossbach, oder wer auch immer es war, wandte sich ab und ging rückwärts auf den Durchgang zum Kellerraum zu. Menkhoff sah ihr nach. Als sie gerade den Vorraum betreten wollte, tauchte plötzlich ein Schatten auf, es gab ein dumpf klatschendes Geräusch, und sie fiel wie gefällt um und blieb reglos liegen. Jetzt erst sah Menkhoff Udo Riedel, der im Türrahmen stand, auf die bewusstlose Eva Rossbach herabsah und sich die rechte Hand rieb.

Menkhoff war im nächsten Moment bei Reithöfer. Sie atmete, versuchte die Augen zu öffnen. Die Kugel hatte sie an der Schulter getroffen, und Menkhoff hatte die Hoffnung, dass keine großen Blutgefäße

verletzt worden waren.

Sie sah ihn an, stöhnte auf und flüsterte:
»Wo ist sie?«

»Udo hat den alles überragenden Geist umgehauen«, antwortete Menkhoff ihr, erleichtert, dass sie sprechen konnte.

Der Hauch eines Lächelns zeigte sich auf ihrem Gesicht, dann wurde sie wieder bewusstlos.

Brosius sah Menkhoff an und schüttelte den Kopf. »Du siehst schlimm aus, Bernd. Aber das ist auch kein Wunder, nach der Nacht. Du hast noch gar nicht geschlafen, oder?«

»Soll das ein Witz sein? Ich hab bis eben im Krankenhaus gesessen und darauf gewartet, dass die die Scheißkugel aus Juttas Schulter holen.«

»Aber es geht ihr gut, oder?«

»Ja, soweit man dabei von gut reden kann, schon. In ein paar Wochen wird sie wohl wieder fit sein.«

Brosius deutete auf das Buch mit Ledereinband, das vor Menkhoff lag. »Was ist damit? Hast du da schon mal reingeschaut?«

Er nickte. »O ja, ich hatte ja die ganze Nacht Zeit, und ich kann dir sagen, das ist das Grauensvollste, was ich jemals gelesen habe.«

»Klären sich damit alle offenen Fragen?«

»Auf gewisse Weise schon. Ich habe heute Morgen einen Kaffee bei Dr. Leienberg in seinem Zimmer getrunken, nachdem Jutta aus dem OP raus war. Wir haben uns darüber unterhalten, und er hat mir Einiges erklärt.«

»Dann los, ich höre.«

Menkhoff lehnte sich zurück. »Eva Rossbach ist als Kind ebenso wie ihr Bruder Manuel von ihrer Stiefmutter grauenhaft körperlich und sexuell misshandelt worden. Wenn die Dinge, die da drin beschrieben sind, auch nur halbwegs so stimmen, war diese Frau kein Mensch, denn ein menschliches Wesen kann zu so etwas einfach nicht fähig sein. Jedenfalls war Eva wohl vier, als sich ihre Persönlichkeit zum ersten Mal aufspaltete. Ihr kindlicher Verstand konnte das, was mit ihr geschah, einfach nicht mehr verkraften. So entstand Britta als eine Art Opferpersönlichkeit, die immer dann *nach*

vorne kam, wenn Eva vergewaltigt wurde. Von ihrer Mutter oder von fremden Männern.«

»Was war mit ihrem Vater?«, fragte Brosius.

»Der hatte nichts damit zu tun, muss aber zumindest etwas geahnt haben. Er hat es wahrscheinlich einfach nicht wahrhaben wollen und weggesehen.«

»Gott. Und ... was bedeutet dabei genau *nach vorne kommen*?«

»Das bedeutet, die Persönlichkeit oder das Bewusstsein von Eva hat sich zurückgezogen, und Britta übernahm die Kontrolle über den Körper. Eva hat in diesem Zeitraum absolut nichts davon mitbekommen, was mit ihrem Körper geschah. War es vorbei, zog Britta sich wieder zurück, Eva als primäre Persönlichkeit war wieder vorne und wunderte sich zum Beispiel darüber, dass sie plötzlich in einem anderen Zimmer saß

als kurz zuvor.«

Brosius schüttelte ungläubig den Kopf.
»Unglaublich.«

»Ja, das ist es. Jedenfalls wurden die Misshandlungen immer schlimmer, so dass auch Britta es allein nicht mehr schaffen konnte, all das zu ertragen. Es kam zu einer weiteren Aufspaltung. Dabei entstand eine männliche Persönlichkeit, der wir ja auch im Keller der Rossbach-Villa begegnet sind. Ich wusste vorher, dass es diese multiplen Persönlichkeiten gibt, aber dass die beiderlei Geschlecht haben können, das war mir auch neu. Jedenfalls hat diese männliche Persönlichkeit keinen Namen, zumindest taucht nirgendwo einer auf. *Er* war für die Schmerzen zuständig, die auch Britta nicht mehr ertragen konnte. Denn wenn Evas Stiefmutter die reine Prügelei nicht ausreichte, zerrte sie Eva in den Keller, um sie zu vergewaltigen. Da hatte dann Britta schon längst übernommen.

Wenn aber nach der Vergewaltigung noch nicht Schluss war, trat *Er* nach vorne. Denn dann kam der Panikraum, und dann wurde es richtig abartig. Evas Stiefmutter hatte eine Holzkiste in diesem Raum stehen, wohl gerade groß genug, dass ein vierjähriges Kind, wenn es sich zusammenkrümmte, hineinpasste. Dieser Kiste gingen immer schlimmste Misshandlungen voraus. Dann klebte Evas Stiefmutter der vermeintlichen Eva den Mund und die Augen mit Klebeband zu, damit das Kind *stumm in sich hineinschauen* konnte, wie sie sagte, und sperrte ihre Stieftochter in die Kiste, manchmal tagelang.«

»Mein Gott, das arme Kind.« Brosius war sichtlich fassungslos.

Menkhoff nickte. »Ja, das ist einfach unvorstellbar. Ein Wunder, dass ein Kind so etwas überhaupt überlebt. Und nicht erstaunlich, dass es bei solchen Erlebnissen zu massiven

Persönlichkeitsaufspaltungen kommt. Wenn ich das richtig sehe, dann gibt es in Evas System – so nennt man das – insgesamt an die dreißig oder vierzig Persönlichkeiten, wovon die meisten aber so gut wie nie in Erscheinung treten. Alle sind komplett unterschiedlich in ihrer Mimik, Gestik und der Art zu sprechen, sie haben sogar unterschiedliche Handschriften, wie wir ja selbst gesehen haben. Manche wissen voneinander, andere nicht. Diejenige, die von alledem aber gar nichts weiß, ist Eva. Britta und *Er* wissen voneinander, aber Britta kann zum Beispiel nicht sehen, was *Er* tut, außer *Er* lässt es bewusst zu. Ansonsten hat *Er* Britta jedoch erfolgreich blockiert. Wie schon gesagt, das ist alles ziemlich abgedreht. Trotz allem ist Eva die Stärkste, weil sie die ursprüngliche Persönlichkeit, der Host, ist.«

»Und diese Britta?«

»Britta ist vier Jahre jünger als Eva, weil sie

sich abgespalten hat, als Eva vier war. Sie hat übrigens irgendwo in Köln eine eigene Wohnung, das muss man sich mal vorstellen! Wenn sie übernommen hat, hat sie sich ihre Perücke angezogen, von der sie wohl eine im Haus versteckt hatte, sich geschminkt und ist losgezogen. Sowohl Britta als auch *Er* konnten aber nur übernehmen, wenn Eva müde war oder unkonzentriert, na ja, oder wenn sie geschlafen hat.«

»Aber was wollte dieser ›Er‹ denn jetzt eigentlich? Warum diese Morde und dieses ganze Theater mit Eva Rossbach im Sarg? Und wie hat ... *Er* das alles angestellt?«

»Das ist ziemlich komplex, aber grundsätzlich wollte *Er* die alleinige Herrschaft über den Körper. Dr. Leienberg hat mir das so erklärt: *Er* wusste, *Er* kann nur übernehmen, wenn Eva auf irgendeine Art geschwächt ist. Also musste *Er* dafür sorgen, dass sie dauerhaft geschwächt war,

und dauerhaft geschwächt ist eine Persönlichkeit, wenn sie den Verstand verliert. *Er* schmiedete den wirklich teuflischen Plan mit dem Sarg. *Er* besorgte sich dieses Ding und baute es im Panikraum auf, dessen Zugang Eva nicht kennen konnte, weil sie ja niemals vorne war, wenn ihre Stiefmutter sie dort hinschleppte. Wenn Eva einschlief oder müde war, übernahm *Er*, ging in den Panikraum und legte sich in den Sarg, der so präpariert war, dass er sich mit einem kleinen Hebel irgendwo unter der Verkleidung von innen öffnen ließ, wovon Eva aber natürlich nichts wusste. Dann zog *Er* sich zurück, Eva kam automatisch nach vorne und lag eingeschlossen in dem Sarg, wo sie fast verrückt wurde vor Angst. Einmal ging *Er* wohl sogar so weit, sich selbst Augen und Mund zu verkleben und Fesseln anzulegen. Das war in der Nacht, in der *Er* ins Gästezimmer geschlichen ist und Dr.

Leienberg betäubt hat. Die Morde an Inge, mit der *Er* von früher eine Rechnung offen hatte, und an der anderen jungen Frau waren nur Mittel zum Zweck, um Eva zu schwächen. Die letzte Nacht war dann das große Finale, um ihrem gequälten Verstand den Rest zu geben, was ja auch beinahe gelungen ist.«

»Das ist alles einfach nur unglaublich. Und diese ... Britta, konnte die nichts tun, oder wollte sie nicht?«

»Sie konnte nicht, denn wenn sie Eva zum Beispiel einen Brief geschrieben und ihr erklärt hätte, dass verschiedene Persönlichkeiten in ihr stecken und eine davon sogar Morde begeht, hätte sie damit rechnen müssen, dass Eva direkt durchdreht. Dann hätte *Er* auf jeden Fall gewonnen. Und Britta wusste, wenn Eva so weit geschwächt war, dass *Er* stärker wurde als sie, dann würde auch sie selbst nie wieder die Chance haben, nach vorne zu

kommen.«

»Aber wer hat dann die Botschaften an Eva geschrieben?«

»Das war wohl eine Persönlichkeit namens Christina. Sie ist noch recht jung, wohl im Teenageralter, und *Ihm* hörig. Auch diese Nachrichten gehörten zu *Seinem* perfiden Spiel.«

Brosius starrte vor sich auf den Schreibtisch, man sah ihm deutlich an, dass er Mühe hatte, das alles zu verdauen. Menkhoff konnte es gut verstehen, ihm erging es nicht anders.

»Weißt du, wie er die anderen Opfer entführt hat? Ich meine ... körperlich ist er trotz allem eine Frau.«

»O ja, darüber hat *Er* sich in den Aufzeichnungen ganz besonders ausführlich ausgelassen. *Er* hat sich *verkleidet*, was nichts anderes heißt, als dass *Er* ganz normale Frauenkleidung anhatte, folglich für die Opfer auch eine ganz normale Frau war.

Das letzte Opfer, die Frau, mit der *Er* sich dann gestern Abend selbst in den Sarg legte, hat *Er* in einer Lesbenkneipe aufgegabelt.«

Einige Zeit saßen sie nur stumm da und hingen ihren Gedanken nach, dann fragte Brosius: »Was wird jetzt mit Eva?«

Menkhoff hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Fakt ist, man kann Eva Rossbach nicht für die Morde verurteilen, die *Er* begangen hat. Sie wird wohl für lange Zeit in einer geschlossenen Anstalt landen. Dr. Leienberg meinte, die Chancen auf einen Therapieerfolg wären grundsätzlich gut, aber es gibt da wohl zwei Ansätze: Die erfolgreichste Methode ist, dass das System akzeptiert wird und jede Persönlichkeit lernt, in diesem System zu leben. Das heißt, alle müssen erst einmal von der Existenz der anderen erfahren und sich nach und nach kennenlernen. Dann ist es möglich, so etwas wie ein großes,

inneres Haus zu errichten, in dem jeder seinen eigenen Raum hat. Eine Persönlichkeit übernimmt ganz offiziell die Führung und ist auch zuständig dafür, dass alle ihre Zeiten *vorne* haben. Quasi eine innere WG.«

»Klingt plausibel, sofern das in einem solchen Fall überhaupt möglich ist.«

»Ja, das Problem bei Eva Rossbach ist nur, dass es *Ihn* gibt, der dabei niemals mitspielen und jede Therapie boykottieren wird.«

»Das heißt? Nicht therapierbar?«

»Leienberg meint, die einzige Chance wäre eine Zusammenführung, also der Versuch, alle abgespaltenen Persönlichkeiten wieder in einer zu vereinigen. Aber das dauert sehr lange, und der Erfolg ist ungewiss.«

»Die arme Frau.«

»Ja«, sagte Menkhoff. »Sie ist die bedauernswerteste Frau, die ich je

kennengelernt habe. Ein Leben voller Qual und Gewalt, ohne Liebe. Furchtbar.«

»Was hätte dieser *Er* wohl gemacht, wenn Frau Rossbach nicht solch wahnsinnige Angst gehabt hätte und stark geblieben wäre?«

»Er hätte sie wohl in dem Sarg ersticken lassen.«

»Aber damit hätte er sich doch selbst umgebracht.«

»Ja.«

Brosius dachte eine Weile darüber nach, dann schüttelte er zum wiederholten Mal den Kopf, beugte sich vor und streckte Menkhoff die Hand entgegen.

»Ich danke dir, Bernd. Und jetzt fahr nach Hause und leg dich hin.«

»Ja, aber vorher muss ich noch mal einen kurzen Abstecher ins Krankenhaus machen. Ich habe da noch was zu erledigen.«

Menkhoff trat vorsichtig an ihr Bett, doch als er neben ihr stand, öffnete sie die Augen. Sie sah ihn an, und der Hauch eines Lächelns legte sich über ihr bleiches Gesicht.

»Hallo, Partnerin«, begrüßte er sie und legte seine Hand auf ihren Handrücken.

»Hallo«, sagte sie mit noch dünner Stimme.

»Wie geht es dir?«

»Gut.«

Er lachte. »Lügnerin. Ich wollte dir nur noch was sagen, dann bin ich wieder weg.«

Wieder ein angedeutetes Lächeln. »Du hörst nicht auf, oder?«

»Was?« Er war ehrlich überrascht. »Wie ... Woher weißt du das?«

Einen Moment lang sah sie ihn stumm an, und ein erster Glanz kehrte in ihre Augen zurück. Dann sagte sie: »Weil du ein guter Polizist bist.«

Dank

Wieder einmal ist der Moment gekommen, an dem ich mich am Ende eines Projektes mit einem lachenden und einem weinenden Auge zurücklehne.

Noch einmal lasse ich die vergangenen Monate Revue passieren, denke an die vielen Stunden des Schreibens, an Situationen, in denen ich mit meinen Protagonisten gelacht oder mich mit ihnen gefürchtet habe. An die Enttäuschung und den Ärger über mich selbst, als ich gegen Ende feststellte, dass ich mit der Story so, wie sie dort stand, nicht absolut zufrieden war und über 100 Seiten gelöscht und neu geschrieben habe. Und natürlich denke ich auch an die Menschen, die mich auf dem Weg zu diesem Buch begleitet haben und denen ich für ihre Hilfe und Unterstützung sehr dankbar bin.

Besonders bedanken möchte ich mich bei:

- Den Beamtinnen und Beamten des

Kölner Kriminalkommissariats 11, die sich die Zeit genommen haben, mir meine Fragen zu Vorgehensweisen bei Mordfällen, ihrem Dienst im Allgemeinen und den organisatorischen Abläufen innerhalb ihrer Dienststelle zu beantworten.

- Kerstin Franz (MacBaylie) für die Figur des Hochzeitstorten backenden Rockers »Dagger«, die sie sich ausgedacht hat und die mir so gut gefiel, dass ich sie für diesen Roman ausgesucht habe. Ich hoffe, die Art, wie »Dagger« zum Einsatz kam, hat ihr gefallen.
- Meinen Kölner Freunden, Kolleginnen und Kollegen, die ich jederzeit mit Fragen zu »Ihrer« Stadt löchern durfte, die sie mir geduldig beantworteten.
- Meiner ganzen Familie für das Verständnis, das sie wieder einmal gezeigt hat, wenn sie immer und

immer wieder auf mich verzichten musste, und dabei ganz besonders meiner Frau Heike, die mir nun schon seit Jahren den Rücken freihält, damit ich die Zeit zum Schreiben habe.

- Ein weiteres Mal meiner lieben und geschätzten Lektorin Iris Kirschenhofer für die tolle und effiziente Zusammenarbeit, für ihre Professionalität und auch das Fingerspitzengefühl, mit dem sie »Der Sarg« lektoriert und damit dazu beigetragen hat, dass die Geschichte den letzten Schliff bekam.
- Und ganz besonders bei Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, für Ihr Interesse an meinen Büchern.

Leseprobe

aus dem neuen Psychothriller
von Arno Strobel

erscheint voraussichtlich im Frühjahr 2014
bei FISCHER Taschenbuch

Prolog

Er betrachtete sein Werk und war zufrieden.

Alles war so, wie es ihm aufgetragen worden war. Seit Tagen hatte er kaum geschlafen, zu viel war zu tun gewesen. Aber nun waren fast alle Vorbereitungen getroffen. Fast. Eine fehlte noch. Aber darum würde er sich jetzt kümmern. Nicht mehr lange, dann würde alles perfekt sein.

Er betrachtete das hektische Treiben im Käfig. Es wurde Zeit. Sie begannen schon, sich gegenseitig anzugreifen, weil der Hunger sie fast wahnsinnig machte.

Er grinste. Bald ...

Er wandte sich ab, zog den Wollschal enger am Hals zusammen. Verdammte Schweinekälte. Ein letztes Mal ließ er seinen Blick über die aufgebauten Geräte schweifen, folgte den Kabeln auf ihrem Weg über den grauen Betonboden bis hin

zur Wand. Alles war perfekt.

Er verließ den Raum, nahm den schmalen Gang, der gleich hinter der Stahltür nach rechts führte. Die Wände waren vor kurzem erst neu getüncht worden. Nach wenigen Metern waren zu beiden Seiten weitere Stahltüren in die Wände eingelassen. Er überlegte, wie viele davon es in der Anlage wohl geben mochte, während er sich nach links wandte und die Tür entriegelte. Sorgfältig vergewisserte er sich, dass die erste Spielfigur noch an ihrem Platz lag und unversehrt war, dann schloss er die Tür wieder und ging. Mittlerweile kannte er sich in dem Labyrinth aus schmalen Gängen aus, wusste, wann er wie abbiegen musste. Dann hatte er die Treppe erreicht. Ja, er war zufrieden.

Das Spiel konnte beginnen.

Frank Geissler erhielt den Umschlag am Samstagvormittag.

Es war ein herrlicher Septembertag, und es schien, als hätte die Sonne sich nach dem verregneten und viel zu kalten Sommer doch noch auf ihre Aufgabe besonnen und versuche nun nachzuholen, was sie in den vergangenen Wochen versäumt hatte. Als Frank gegen elf Uhr den Rasenmäher abstellte, um eine kleine Pause zu machen und einen Schluck zu trinken, zeigte das Thermometer auf der schattigen Seite des Gartenhauses schon 25 Grad an. Frank würde noch zwei, drei Stunden brauchen, bis er die über 2000 Quadratmeter große Fläche fertig gemäht hatte, doch das machte ihm nichts aus. Natürlich hätte er die Arbeit von einem Gärtner erledigen lassen können, aber er genoss am Wochenende die Beschäftigung in der Natur, nachdem er von montags bis freitags meist den ganzen

Tag über im Büro seiner Softwarefirma hockte.

Das gelbe Fahrzeug hielt gerade vor dem Haus, als Frank über die schon gemähte Rasenfläche im vorderen Bereich ging, um die Gartengeräte aufzusammeln, die dort noch herumlagen. Er ging der Postbotin entgegen und nahm den Stapel Briefe an, den sie für ihn hatte. Obenauf lag ein brauner Din-A5-Luftpolsterumschlag ohne Absender, den restlichen Umschlägen sah man von außen an, dass sie Rechnungen oder Werbung enthielten. Frank ging zum Haus zurück, legte die Briefe auf der Fensterbank ab und riss den braunen Umschlag an der Oberseite auf. Im ersten Moment sah es so aus, als sei er leer, doch als Frank die Öffnung weiter auseinanderzog, entdeckte er einen kleinen Gegenstand, der ganz unten zwischen den luftgepolsterten Seitenteilen steckte. Ein Memorystick. Frank nahm ihn heraus und

vergewisserte sich noch einmal, dass der Umschlag sonst nichts enthielt, bevor er ihn zu den Briefen auf der Fensterbank legte. Den silbernen Stick behielt er in der Hand und betrachtete ihn von allen Seiten. Es gab weder einen Werbeaufdruck noch einen sonstigen Hinweis auf seine Herkunft. Frank überlegte, wer ihm einen Speicherstick ohne Absender und Begleitschreiben schicken könnte. Es fiel ihm niemand ein, was ihm ein leichtes Unbehagen bereitete. Er würde sich den Inhalt ansehen müssen, wenn er mehr erfahren wollte. Frank nahm die anderen Briefe und den leeren Umschlag von der Fensterbank und ging ums Haus herum zur Terrassentür. Auf dem Weg überlegte er sich, dass der Stick Schadsoftware enthalten konnte, einen Trojaner zum Beispiel, der sich auf seinem PC festsetzen würde, sobald er den Stick in den USB-Anschluss steckte. Diese Programme spähten den Rechner aus, auf

dem sie sich installierten, und schickten alle möglichen Daten dann an einen im Quellcode hinterlegten Adressaten. Wollte jemand auf diese Art an Betriebsgeheimnisse seiner Firma herankommen?

Auf der Terrasse zog Frank die Schuhe aus und ging ins Wohnzimmer. Beate war mit Laura zum Shoppen in der Stadt unterwegs, weil die Dreizehnjährige neue Schuhe brauchte.

Frank wusste aus Erfahrung, dass er vor dem späten Nachmittag nicht mit den beiden rechnen konnte. Er dachte kurz darüber nach, ob er den Stick mit Lauras Notebook verbinden sollte, das auf dem Wohnzimmertisch lag, verwarf den Gedanken aber gleich wieder. Sein eigener PC war mit den aktuellsten Updates verschiedener Virenschutzprogramme geschützt, die würden eine ungewollte Installation sofort blockieren. Zudem waren

die wirklich sensiblen Daten verschlüsselt in gesicherten Verzeichnissen abgelegt.

In seinem Büro angekommen schaltete er den Monitor ein und drückte die Leertaste auf der Tastatur. Der PC lief permanent, und so dauerte es nur einen Moment, bis die Windows-Oberfläche zu sehen war. Frank zögerte kurz, dann steckte er den Stick in einen der USB-Anschlüsse an der Vorderseite des Rechners, öffnete den Explorer und klickte das Symbol für den externen Speicher an. Es befand sich nur eine einzige Datei auf dem Stick, eine Textdatei von einem Kilobyte Größe. Frank öffnete sie mit einem Doppelklick. Der Text bestand aus drei Zeilen:

Gehe morgen, Sonntag, um Punkt zwölf auf diese Seite.

Es geht um ein Leben.

www.das-spiel.to

Frank las die Worte ein zweites Mal, bevor er sich zurücklehnte. Was war das denn? *Es*

geht um ein Leben ... Und dazu eine Internetadresse in Tonga, der bevorzugten Heimat illegaler Webseiten, weil die Besitzer dieser Domains nicht identifiziert werden konnten, wenn sie sich halbwegs clever anstellten.

Frank richtete sich wieder auf, öffnete seinen Browser und gab die angegebene Adresse ein. Er gelangte auf eine schwarze Seite, in deren Mitte in großen, roten Buchstaben stand:

Morgen ...

Sonst nichts. Frank bewegte den Mauszeiger auf der Suche nach einem versteckten Link kreuz und quer über den Monitor, aber es gab nichts auf der Seite außer diesem einen Wort.

Er las den Text noch ein weiteres Mal. *Es geht um ein Leben.* Wenn sich jemand einen Scherz erlaubte, dann war das mehr als geschmacklos. Für einen Moment dachte Frank darüber nach, die Polizei zu

verständigen, verwarf den Gedanken aber wieder. Er würde sich ja lächerlich machen, wenn er wegen eines solchen Blödsinns bei der Polizei anrief. *Sterbespiel* ... Wahrscheinlich ein paar jugendliche Computerfreaks, die sich wichtig machen wollten.

Mit einem entschlossenen Ruck zog Frank den Stick aus dem Anschluss und warf ihn auf den Schreibtisch. Er nahm sich vor, der Sache keine weitere Beachtung zu schenken.

Um kurz vor drei war er mit dem Mähen fertig, gegen fünf hatte er eine Seite der Kirschlorbeerhecke geschnitten, die einen Teil des Gartens säumte. Den Rest würde er am darauffolgenden Wochenende machen. Für diesen Tag hatte er genug von der Gartenarbeit.

Frank räumte alle Gerätschaften zusammen und wunderte sich, dass seine Frau und

seine Tochter noch nicht zurück waren. Er versuchte, Beate auf dem Handy zu erreichen, doch die Mailbox schaltete sich gleich nach dem ersten Klingeln ein.

Er bat seine Frau, ihn zurückzurufen, wenn sie die Nachricht abhörte, und ging unter die Dusche.

Als die beiden um sieben noch immer nicht wieder da waren und sich auch nicht gemeldet hatten, dachte Frank zum ersten Mal wieder an den Memorystick.

Es geht um ein Leben ...

Über Arno Strobel

Arno Strobel, 1962 in Saarlouis geboren, studierte Informationstechnologie und arbeitet heute bei einer großen deutschen Bank in Luxemburg. Mit dem Schreiben begann er im Alter von fast vierzig Jahren. Arno Strobel lebt mit seiner Familie in der Nähe von Trier. Mehr unter www.arno-strobel.de

Impressum

Covergestaltung: Hauptmann & Kompanie
Werbeagentur, Zürich Coverabbildung: Joanna Totolici /
Getty Images © S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am
Main 2013

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische
Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu
unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag
freigegebenen Textes kommen.

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

ISBN 978-3-10-401077-9

Abonnieren Sie Ihren persönlichen Newsletter der Fischer Verlage

Ihre Vorteile:

Wir informieren Sie jederzeit über

- unsere Neuerscheinungen
- Lesungen und Veranstaltungen in Ihrer Nähe
- Neuigkeiten von unseren Autorinnen und Autoren
- Gewinnspiele u. v. m.

Unter allen
Neu-Abonnenten
verlosen wir
monatlich
ein Buchpaket

Melden Sie sich jetzt online an auf
www.fischerverlage.de/newsletter

LOVELYBOOKS

Wie hat Ihnen das Buch ›Der Sarg‹ gefallen?

Schreiben Sie hier Ihre Meinung zum Buch

Stöbern Sie in Beiträgen von anderen Lesern

Der Social Reading Stream

Ein Service von LOVELYBOOKS

Rezensionen - Leserunden - Neuigkeiten

© aboutbooks GmbH

Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content).

Für die Nutzung des Social

Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.

Table of Contents

[1](#)

[2](#)

[3](#)

[4](#)

[5](#)

[6](#)

[7](#)

[8](#)

[9](#)

[10](#)

[11](#)

[12](#)

[13](#)

[14](#)

[15](#)

[16](#)

[17](#)

[18](#)

[19](#)

[20](#)

[21](#)

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

43

44

45

46

47

48

49

50

51

52

53

54

55

56

57

58

Leseprobe

1

Über Arno Strobel

Impressum